Goethe-Briefe

Herausgegeben von
Philipp Stein

Ausklang

Otto Elsner, Berlin

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Goethe-Briefe

Mit Einleitungen und Erläuterungen

Herausgegeben von

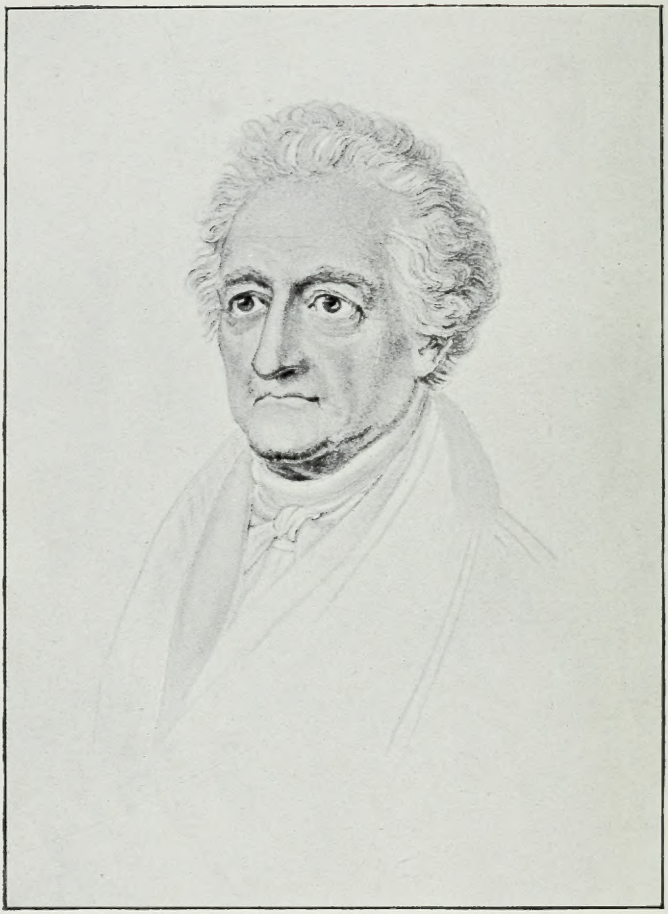
Philipp Stein

Band VIII

Ausklang

1823—1832

Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner



J. W. von Goethe im Jahre 1832.

Nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth.

LG
G599bSt

Goethe-Briefe

Ausklang

1823–1832

Mit einem Bildnis von J. W. von Goethe nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth

69434
20/4/06

Berlin 1905
Verlag von Otto Elsner

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Einleitung.

„. . . Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigsten Bahnen vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

In diesen Worten, die der Einundachtzigjährige nach dem Tode seines Sohnes August an den Getreuesten seiner Intimen, an Zelter, im November 1830 geschrieben hat, liegt die Erklärung dafür, daß das letzte Jahrzehnt Goethes, das dieser Schlußband umfaßt, einen so harmonischen Ausklang dieses einzigartigen Lebenslaufes darbietet. Nur der große Begriff der Pflicht kann uns aufrecht erhalten, sagt Goethe in demselben Briefe — und man erkennt beim Studium dieser zehn Greisenjahre, daß das Kunstwerk, als das sich uns sein Leben darstellt, nicht ein Geschenk günstiger Umstände gewesen, sondern eine tagtäglich in Pflicht und Geisteswillen vollzogene Eroberung gewesen ist. Er hat sich stets der Forderung des Tages unterzogen, auch in diesem letzten Jahrzehnt, in dem er täglich sein ferneres Leben als Geschenk ansah. Es kamen wohl auch Stimmungen, in denen er sich nur noch geschichtlich zu betrachten gewillt war, und dann wieder erinnert er daran, daß er „ein testamentarisches und kodizillarisches Leben führe, damit der Körper des Besitztums nicht allzu schnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich eiligst auflöse".

Seinen Zeitgenossen mochte er vielleicht auch mitunter bereits wie etwas Historisches, von den Bedingungen des Irdischen Losgelöstes erscheinen — so erklärt sich Pückler-Muskaus Ausspruch an Goethe: „ich hatte ganz vergessen, daß es noch Irdisches um Sie her gibt".

Und doch hängt der Goethe des letzten Jahrzehntes mit allen Fasern seines Herzens an dem Irdischen, fühlt noch tiefer und weher als früher das Leid, noch tiefer und inniger das ihm bescherte junge Glück. So tief und bis ins Innerste ergriffen, daß Werthers Schatten vor und in ihm ersteht — „noch einmal nahst du vielbeweinter Schatten"! Die Liebe zu Ulrike v. Levetzow gibt seinem Leben neuen Inhalt: wie dieser neue Liebesfrühlung, wie dieses Seelenfrühlingswunder ihn erfrischt und erneut, läßt offenbarend dieser Briefband erkennen. Er ist in diesem letzten Jahrzehnt innerlich jünger als der „alte Goethe" des siebenten Bandes — das Temperament seiner Briefe ist freudiger und belebter, der Stil lebendiger, die Sprache dichterisch schöner, die Vergleiche und Bilder von bewundernswerter Plastik. Freilich, der Verzicht auf das geliebte Mädchen hat ihn aufs Krankenlager geworfen, hat ihn dem Tode nahegebracht: aber es ging wie nach Augusts Tod: „ich war schon mit den Fußzehen im Flusse des Vergessens, sollte aber diesmal doch die Barke nicht erreichen". Die Erinnerungen an die in Böhmen mit Ulrike verlebten glücklichen Tage haben allmählich den milden Schein der Abendröte über seine letzten Jahre geworfen. Ihnen gegenüber haben allmählich die Briefe an Marianne v. Willemer an Intimität verloren, nur einmal noch strahlt all die Herzlichkeit und Freude auf, die ihm der Umgang mit dieser bedeutendsten seiner Freundinnen gebracht hat, in den rührend lieben, dichterisch vollendeten Versen, mit denen er ihr die sorgsam aufbewahrten Briefe zurücksendet (S. 362).

Allmählich ist's einsam um Goethe geworden. Carl August stirbt und mit ihm geht ein Halbjahrhundert gemeinsamen Weimarer Lebens dahin. Großherzogin Louise zu der ihn stets eine stille Neigung gezogen hatte, scheidet im hohen Alter. Aus früher Jugendzeit aber steigt eine liebe Gestalt empor, die „wohlbekannte, mit Augen nie gesehene", vielgeliebte Freundin Auguste von Stolberg und mahnt ihn in rührenden Herzensworten an sein Seelenheil — und er legt ihr gegenüber das große Toleranzbekenntnis ab: in unsers Herrgotts Reiche sind viele Provinzen.

In all den Fährnissen seines Lebens, auch allen Angriffen gegenüber, wappnete er sich mit dem sicheren Rüstzeug der Arbeit. Er überarbeitet seine Dichtungen, um die Ausgabe letzter Hand zu schaffen. Er schreibt die Chronik seines Lebens, die Annalen (Tag- und Jahresfeste). Er ordnet und sichtet, er ist unermüdlich — und vor allem: er vollendet seinen Faust. Er empfindet es freilich als „keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweyundachzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache". Mit besonderer Freude berichtet er den nächsten Freunden von dem Fortschritt der Arbeit, bis er endlich melden kann, sie sei vollendet, er habe sie eingesiegelt — die ihn Ueberlebenden erst sollten sie kennen lernen. Warum er sie bei Lebzeiten seinen Allernächsten vorenthalten, ist erst durch Goethes letztes Briefbekenntnis bekannt geworden (S. 366) — es liegt in diesem Bekenntnis eine solche Verdammung seiner Zeit, daß man bei der Veröffentlichung dieses Briefes unmittelbar nach Goethes Tod — aber leider auch später noch — den Schluß

fortgelassen hat: der Tag erscheint ihm zu absurd und konfus, und verwirrte Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt. Auch in diesem letzten Briefe spricht er noch hoffnungsvoll davon, dasjenige, was an ihm ist und geblieben ist, womöglich noch zu steigern, und Ende 1831 durchweht ihn noch solche Schaffensluft und solcher Ideenreichtum, daß er mit sichtlichem Freudegefühl Zelter verkünden kann: ich habe gar manchen hübschen Faden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen . . .

Und gar manche dieser hübschen Fäden spinnt er fort in seinem weit ausgedehnten Briefwechsel. Wie die großen Geister jener Zeit nach Weimar wallfahrteten, um ihn zu sehen und zu sprechen, so nahm seine Korrespondenz einen immer universelleren Charakter an. Von neuen Korrespondenten ist vor allem Carlyle zu nennen, mit dem sich ein reger Briefwechsel entwickelt. Wie in den Briefen an Carlyle, so wird auch in vielen andern die Erinnerung an Schiller innig erneuert, wozu besonders die Vorbereitung und das Erscheinen des Briefwechsels Schiller und Goethe Anlaß giebt; in einem Briefe an Schultz spricht es Goethe dankbar und rückhaltlos aus, was er der Freundschaft mit Schiller verdanke und was alles ohne Schillers Anregung nicht erschienen sein würde. Wie denn überhaupt die Briefe dieses Schlußbandes aufhellende Rückblicke auf Goethes Lebens- und Geistesentwicklung fallen lassen, besonders auch über Goethes naturwissenschaftliches Arbeiten und vor allem über die Farbenlehre, gegen die auch der Greis Goethe noch immer die „alte aristokratische Stockung der Zunftgilde" empfindet. Bei all dieser ausgedehnten Korrespondenz, bei dem „testamentarischen" Ordnen seiner Werke, dem abschließenden Schaffen am zweiten Teile des Faust und bei all den Ansprüchen, die die Gesellschaft, die Familie, die Besucher an ihn stellten, fand er noch Zeit und Stimmung

sich Stellung zu verschaffen zur Weltliteratur, besonders zur englischen und französischen Literatur, über deren Vertreter er kurz erschöpfende Bemerkungen und Vergleiche gibt.

Es ist ein Schaffen „ohne Hast und ohne Rast", wie ihm englische Verehrer als Widmung auf einem Siegelring bestätigten und wie hier so manche Briefseite aufs Neue bestätigt. Einige Briefe des Bandes — so sämtliche an Levetzows geschriebene, einmal an Marianne, einmal an Boisserée — sind eigenhändig und werden sofort durch ihre orthographische Eigenart auffallen, auch in der frischeren Tonart und der wärmeren Intimität. Für die Herausgabe dieses Schlußbandes waren mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, auch was die Sichtung des überreichen Materials betrifft. Vielleicht ist es mir gelungen, in diesen acht Bänden das zu geben, was mir als Ziel der ganzen Arbeit vorgeschwebt: eine Selbstbiographie Goethes, ein Beitrag zu tieferer Erkenntnis Goethes. Und diesen Genius Deutschlands erkennen, heißt ihn verehren als einen der größten Geister und zugleich lieben wie einen Edelmenschen, dem nichts Menschliches fremd gewesen ist.

Philipp Stein.

Inhalt.

		Seite
Einleitung		V
1607 An	Ulrike v. Levetzow, 9. Januar 1823	1
1608 „	Ulrike v. Levetzow	2
1609 „	Zelter, 18. Januar	3
1610 „	Nees v. Esenbeck, 2. Februar	5
1611 „	J. S. Zauper, 2. Februar	6
1612 „	Boisserée, 10. April	8
1613 „	Reinhard, 10. April	9
1614 „	Auguste Gräfin von Bernstorff, 17. April	12
1615 „	Reinhard, 18. April	14
1616 „	Nees v. Esenbeck, 24. April	15
1617 „	Nees v. Esenbeck, 10. Juni	16
1618 „	Ch. L. F. Schultz, 11. Juni	17
1619 „	Wilhelm v. Humboldt, 22. Juni	19
1620 „	Ch. L. F. Schultz, 8. Juli	21
1621 „	Zelter, 24. Juli	23
1622 „	Eckermann, 14. August	24
1623 „	Ulrike v. Levetzow, 21. August	25
1624 „	Zelter, 24. August	26
1625 „	Ch. L. F. Schultz, 8. September	29
1626 „	Frau v. Levetzow, 9. September	31
1627 „	Ulrike v. Levetzow, 10. September	34
1628 „	Frau v. Levetzow, 29. November	36
1629 „	Boisserée, 12. Dezember	38
1630 „	Großherzog Carl August, 23. Dezember	42
1631 „	Frau v. Levetzow, 31. Dezember	46
1632 „	Ludwig Tieck, 2. Januar 1824	46
1633 „	Ch. L. F. Schultz, 9. Januar	47
1634 „	Zelter, 9. Januar	48
1635 „	Riemer, 12. Januar	51
1636 „	Alexander v. Humboldt, 24. Januar	51
1637 „	Ottilie v. Goethe, 26./30. Januar	52
1638 „	Nees v. Esenbeck, 2. Februar	53
1639 „	Schultz, Anfang März	54
1640 „	Zelter, 11. März	55

			Seite
1641	An	Caroline von Wolzogen, 22. März	57
1642	„	Frau v. Levetzow, 13. April	58
1643	„	Hegel, Mai	60
1644	„	Marianne v. Willemer, 9. Mai	61
1645	„	Rochlitz, 24. Mai	62
1646	„	Cotta, 30. Mai	63
1647	„	Auguste Jacobi, 2. Juni	65
1648	„	Zelter, 26. Juni	65
1649	„	Ch. L. F. Schultz, 3. Juli	66
1650	„	Reinhard, 5. Juli	70
1651	„	Riemer, 24. Juli	71
1652	„	Ottilie v. Goethe, 13. August	72
1652a	„	Zelter, 25. August	73
1653	„	Klinger, 7. Oktober	75
1654	„	Weygandsche Buchhandlung, Leipzig, 14. Oktober	76
1655	„	Frau v. Levetzow, 18. Oktober	77
1656	„	Zelter, 30. Oktober	79
1657	„	Carlyle, 30. Oktober	80
1658	„	Zelter, 3. Dezember	82
1659	„	A. W. Schlegel, 15. Dezember	83
1660	„	Nees v. Esenbeck, 17. Dezember	84
1661	„	Knebel, 24. Dezember	85
1662	„	Reinhard, 26. Dezember	86
1663	„	Graf Brühl, 2. Januar 1825	87
1664	„	die Deutsche Bundesversammlung, Januar	88
1665	„	Frau v. Levetzow, 3. Februar	91
1666	„	Fr. v. Müller, 25. März	93
1667	„	Fr. v. Müller, 26. März	93
1668	„	Riemer, 26. März	94
1669	„	Zelter, 27. März	95
1670	„	Boisserée, 4. April	96
1671	„	Zelter, 11. April	98
1672	„	Lea Mendelssohn, 11. April	100
1673	„	Zelter, 21. Mai	101
1674	„	Ch. L. F. Schultz, 31. Mai	102
1675	„	Zelter, 6. Juni	104
1676	„	Frau v. Levetzow, 17. Juni	105
1677	„	Marianne v. Willemer, 17. Juni	107
1678	„	Felix Mendelssohn, 18. Juni	108
1679	„	Heinrich Meyer, 24. Juni	109
1680	„	Zelter, 5. August	110
1681	„	Boisserée, 13. August	110
1682	„	Boisserée, 14. September	114
1683	„	Frau v. Levetzow, 1. November	115
1684	„	Senat der Universität Jena, 24. November	117
1685	„	Philos. Fakultät der Universität Jena, 24. November	118
1686	„	Zelter, 24. November	119
1687	„	W. K. Succow, 6. Dezember	120
1688	„	Ch. L. F. Schultz, 18. Dezember	122

		Seite
1689	An F. H. Küſtner, 24. Dezember	123
1690	„ Reinhard, 26. Dezember	124
1691	„ Zelter, 30. Dezember	126
1692	„ Klinger, Ende Dezember	128
1692a	„ Carus und d'Alton, 1. Januar 1826	129
1693	„ Geſelliger Kreis in Nonnenwerth, Januar	130
1694	„ Freiherr v. Fritſch, 7. Januar	131
1695	„ Zelter, 15. Januar	133
1696	„ Zelter, 21. Januar	135
1697	„ Boiſſerée, 3. Februar	135
1698	„ Johannes Müller, 23. Februar	137
1699	„ K. W. Göttling, 4. März	139
1700	„ G. F. Benecke, 3. April	140
1701	„ Reinhard, 12. Mai	141
1702	„ Zelter, 20. Mai	143
1703	„ Zelter, 3. Juni	144
1704	„ J. T. Danz, 10. Juni	145
1705	„ G. Fr. Benecke, 27. Juli	145
1706	„ Zelter, 5. Auguſt	147
1707	„ Charlotte v. Stein, 28. Auguſt	149
1708	„ Baroneſſe v. Cuvier, September	150
1709	„ Reinhard, 20. September	151
1710	„ Graf Sternberg, 21. September	152
1711	„ Zelter, 11. Oktober	153
1712	„ Boiſſerée, 22. Oktober	154
1713	„ Wilh. v. Humboldt, 22. Oktober	156
1714	„ Boiſſeree, 10. November	158
1715	„ Walter Scott, 12. Januar 1827	159
1716	„ Boiſſerée, 19. Januar	161
1717	„ Cotta, 26. Januar	162
1718	„ Zelter, 6. Februar	163
1719	„ Reinhard, 2. März	164
1720	„ Varnhagen v. Enſe und Karl Hegel	165
1721	„ Zelter, 15. März	166
1722	„ Zelter, 23./29. März	168
1723	„ Reinhard, 30. März	170
1724	„ B. G. Niebuhr, 4. April	174
1725	„ Ph. Albert Stapfer, 4. April	174
1726	„ Zelter, 10. April	175
1727	„ Zelter, 24. Mai	176
1728	„ Knebel, 18. Juli	177
1729	„ Carlyle, 20. Juli	178
1730	„ Zelter, 14. Auguſt	182
1731	„ Frau v. Levetzow, 29. Auguſt	185
1732	„ Zelter, 1. September	186
1733	„ Zelter, 6 September	188
1734	„ Boiſſerée, 21. September	190
1735	„ Zelter, 29. September	192
1736	„ Alfred Nicolovius, 2. Oktober	194

		Seite
1737	An Rauch, 21. Oktober	195
1738	„ Zelter, 24. Oktober	196
1739	„ Schelling, 26. Oktober	198
1740	„ Knebel, 14. November	199
1741	„ Adele Schopenhauer, 16. November	201
1742	„ Zelter, 21. November	203
1743	„ Zelter, 4. Dezember	205
1744	„ Marianne v. Willemer, 3. Januar 1828	206
1745	„ Zelter, 24. Januar	207
1746	„ Reinhard, 28. Januar	208
1747	„ Zelter, 28. Februar	210
1748	„ Carlyle, 14. März	211
1749	„ Zelter, 22. April	212
1750	„ Nik. Borchardt, 1. Mai	213
1751	„ Therese v. Eistl, 21. Mai	216
1752	„ Zelter, 23. Mai	216
1753	„ Fr. v. Müller, 24. Mai	217
1754	„ Graf Sternberg, 10. Juni	219
1755	„ Carlyle, 15. Juni	221
1756	„ Ottilie v. Goethe, 24. Juni	223
1757	„ Boisserée, 6. Juli	224
1758	„ J. Götze, 10. Juli	226
1759	„ Zelter, 10. Juli	227
1760	„ Fr. A. v. Beulwitz, 18. Juli	229
1761	„ Zelter, 26./27. Juli	234
1762	„ Fr. Soret, 1. August	236
1763	„ Fr. v. Müller, 16. August	238
1764	„ Zelter, 26. August	239
1765	„ Großherzog Georg von Mecklenburg, 3. September	239
1766	„ Cotta, 10. September	241
1767	„ Zelter, 30. Oktober	242
1768	„ Cotta, 30. November	243
1769	„ Zelter, 2. Januar 1829	244
1770	„ Ch. F. L. Schultz, 10. Januar	246
1771	„ Gräfin von Chasseport, 13. Januar	249
1772	„ J. K. Stieler, 26. Januar	250
1773	„ Zelter, 26. Januar	252
1774	„ Zelter, 12. Februar	254
1775	„ Wilh. v. Humboldt, 1. März	255
1776	„ Zelter, 4. März	256
1777	„ Lazarus Bendavid	257
1778	„ Ernst Meyer, 23. April	258
1779	„ K. E. Schubarth, 10. Mai	260
1780	„ Zelter, 17. Mai	261
1781	„ Reinhard, 18. Juni	262
1782	„ Ch. F. L. Schultz, 29. Juni	263
1783	„ Graf Sternberg, 29. Juni	265
1784	„ Zelter, 19. Juli	267
1785	„ J. K. Stieler, 28. Juli	268

		Seite
1786	An Zelter, 20. Auguſt	269
1787	„ Frau v. Levetzow, 2. September	271
1788	„ Adele Schopenhauer. 5. September	272
1789	„ Ludwig Tieck, 9. September	273
1790	„ Caroline v. Wolzogen, 29. September	274
1791	„ Fr. v. Müller, 11. Oktober	275
1792	„ König Ludwig von Bayern, 18. Oktober	276
1793	„ Zelter, 1. November	278
1794	„ Zelter, 9. November	280
1795	„ Geſellſchaft für in- u. ausländiſche Literatur, 11. Nov.	283
1796	„ Joh. Müller	285
1797	„ Zelter, 25. Dezember	286
1798	„ Knebel, 6. Januar 1830	288
1799	„ Adele Schopenhauer, 16. Januar	289
1800	„ Zelter, 15. Februar	290
1801	„ Pierre Jean David, 8. März	291
1802	„ Zelter, 27. März	293
1803	„ Carlyle, 13. April	294
1804	„ Gräfin von Chaſſeport, 21. April	296
1805	„ Varnhagen v. Enſe, 25. April	298
1806	„ Zelter, 29. April	300
1807	„ Fr. v. Müller, 21. Mai	301
1808	„ Auguſt v. Goethe, 25. Juni	303
1809	„ Boiſſerée, 3. Juli	305
1810	„ Zelter, 8. Juli	306
1811	„ Zelter, 19. Juli	307
1812	„ Großherzogin Maria Paulowna, Auguſt	308
1813	„ F. J. Soret, 30. September	309
1814	„ Varnhagen v. Enſe, 3. Oktober	310
1815	„ Carlyle, 5. Oktober	311
1816	„ A. L. de Chézy, 9. Oktober	312
1817	„ Zelter, 29. Oktober	314
1818	„ Zelter, 6. November	316
	Auguſts Tod	318 ff.
1819	An Zelter, 21. November	319
	„ Eckermann, 30. November	320
1820	„ Marianne v. Willemer, 1. Dezember	321
1821	„ Willemer und Frau, 2. Dezember	321
1822	„ Zelter, 6. Dezember	322
1823	„ Zelter, 10./14. Dezember	323
1824	„ Marianne v. Willemer, 19. Dezember	325
1825	„ Auguſt Keſtner, 27. Dezember	325
1826	„ Zelter, 4. Januar 1831	329
1827	„ Adele Schopenhauer, 10. Januar	330
1828	„ Zelter	331
1829	„ J. H. Meyer, 8. Februar	332
1830	„ Wilhelm Zahn, 24. Februar	332
1831	„ Boiſſerée, 20. März	333
1832	„ Zelter, 1. Juni	335

		Seite
1833	An August Kestner, 9. Juni	336
1834	„ Zelter, 28. Juni	336
1835	„ August Kestner, 29. Juli	338
1836	„ L. D. v. Henning, 20. August	339
1837	„ Zelter, 20. August	340
1838	„ Frau v. Levetzow, 28. August	341
1839	„ Zelter, 4. September	342
1840	„ Reinhard, 7. September	343
1841	„ Felix Mendelssohn-Bartholdy, 9. September	345
1842	„ Adele Schopenhauer, 19. September	345
1843	„ Graf Brühl, 15. Oktober	347
1844	„ Zelter, 20. Oktober	348
1845	„ Savigny, 21. Oktober	350
1846	„ Gottfried Hermann, 12. November	352
1847	„ Zelter, 23. November	353
1848	„ Boisserée, 24, November	354
1849	„ Wilh. v. Humboldt, 1. Dezember	356
1850	„ Fürst Pückler-Muskau, 5. Januar 1832	357
1851	„ Marianne v. Willemer, 13. Januar	358
1852	„ Zelter, 4. Februar	360
1853	„ Marianne v. Willemer, 10. Februar	361
1854	„ Wilhelm Zahn, 10. März	362
1855	„ Wilh. v. Humboldt, 17. März	364
Register		369

1607.

An Ulrike von Levetzow.[1]

Ihr holder Brief, meine Theure, hat mir das größte Vergnügen gewährt, und zwar doppelt wegen eines besonderen Umstands. Denn wenn auch der liebende Papa seiner treuen schönen Tochter immer gedenckt, so war doch seit einiger Zeit Ihre willkommne Gestalt lebendiger und klarer vor dem innern Sinne als je. Nun aber entwickelt sich's! Es sind gerade die Tage und Stunden, da Sie mein auch in einem Höheren Grade gedachten und Neigung fühlten es auch aus der Ferne auszusprechen.

Dreyfachen Danck also, meine Liebe, zugleich die besten Wünsche und Grüße der guten Mutter, deren ich, als eines glänzenden Sterns meines früheren Horizonts, gar gern gedencke. Der treffliche Arzt der sie völlig hergestellt soll auch mir ein verehrter Aesculap seyn.

Und so bleiben Sie überzeugt daß meine schönste Hoffnung fürs ganze Jahr sey in den heitern Familien-Kreis wieder hinein zu treten und alle Glieder so wohlwollend-freundlich gesinnt zu finden als da ich Abschied nahm, und ein würdiger, neuerworbener Freund das un-

[1] Goethe hatte Ulrike (geboren 4. Februar 1804), sowie ihre Mutter und Schwestern im Juni 1822 in Marienbad kennen gelernt.

willkommene Scheidegefühl, durch theilnehmendes Geleit, einigermaßen zu beschwichtigen suchte.

Vergessen darf ich hierbey nicht der süßen Nachkost, die mir in der Entfernung durch ihn zu Theil ward, die ich aber mit niemanden theilte.

Und also meine Liebste nehm ich Ihre töchterlichen Gesinnungen auch für die nächste Zeit in Anspruch. Möge mir an Ihrer Seite jenes Gebirgsthal mit seinen Quellen so heilbringend werden und bleiben als ich wünsche Sie froh und glücklich wieder zu finden.

Weimar d. 9. Januar 1823. treu anhänglich

JWvGoethe

Der Fräulein Ulrike von Lewezow

Gnaden

franck. Dresden

Als Konzept für diesen Brief dürften die Zeilen aufzufassen sein, deren ungenannte Adressatin nach der Vermutung von A. Fresenius Ulrike ist. Sie lauten:

1608.

In diesen heiligen Nächten von welchen Shakespeare sagt

(hier ist im Original des Briefes Raum gelassen für vier Verszeilen[1])

[1] Die Verse (Hamlet I, 1), die Goethe nach Suphans Annahme wohl in eigener Uebertragung hier einfügen wollte, lauten bei Schlegel:

Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern.
Kein Elfe habt, noch mögen Hexen zaubern,
So gnadevoll und heilig ist die Zeit

habe ich umständlich und ausführlich von Ihnen geträumt. Ich fand Sie freundlich und hübsch, anmuthig und schön, so liebenswürdig als möglich und mir wie immer gewogen. Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden und alle traumartigen Hindernisse, die mich in der großen, pallastähnlichen Wohnung von Ihnen zu entfernen sich fügten vermochten es nicht, ich war immer wieder an Ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend, ich verweilte statt zu gehen und wenn ich gegangen war, kam ich wieder, sogar daß es mir zuletzt schien beschwerlich geworden zu seyn. Ich beschied mich, eilte nach der Thüre eines großen Gartens, die ich aber verschlossen fand.

Sollte das nicht auf eine recht innerlichste Zuneigung deuten, auf unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe. Dies sey also gleich zu Papier gebracht, damit der wache Traum des Lebens diese lieblichen Erscheinungen nicht unbemerkt verschwinden mache.

1609.

An Zelter.

18. Januar 1823.

Da unter uns die Passage doch einigermaßen wieder geöffnet ist, so sende alsgleich die versprochenen und erinnerten Bände.[1] Mir kommen sie selbst, wenn ich sie aufschlage, wie ein Mährchen vor und so hab' ich ein frisches Heft gleich wieder angefangen. Das neuste von Kunst und Alterthum erhältst Du nächstens.

[1] Zelter hatte Goethe an sein Anerbieten erinnert, ihm „das Morphologisch-Wissenschaftliche in zwey Bände geordnet bereiten zu lassen".

Sonst hämmere ich gar manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komm' ich nicht, kaum aus der Stube, und da kann ich denn doch hoffen den Freunden noch etwas zu werden.

Wenn der Wunderlichste,[1] von dem Du mir ein so sonderbares Document sendest, an mich schreibt, werd' ich ihm freundlichst antworten. Nimm folgende Betrachtung nachdenklich auf.

Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendiren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat: so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringt. Wenn ich denken müßte daß ein Freund, an den ich einen Brief dictire, über Wortgebrauch und Stellung, ja wohl gar über Interpunction, die ich dem Schreibenden überlasse, sich formalisire; so bin ich augenblicklich paralysirt und keine Freyheit kann stattfinden.

Für das Liedchen dank' ich zum allerschönsten; ich hab' es erst mit den Augen gehört und mich abermals Deiner liebenswürdigen charakteristischen Consequenz gefreut.

Die anderen Gedichte hast Du ihrem übereinstimmenden Sinne nach ganz richtig gefaßt; man möchte es eine Duettcantate, vom unmittelbaren Scheiden bis in immer weiter und weitere Entfernung nennen, da denn der Regenbogen abschließt, der Nahes und Fernes verbindet.

Ob nun die Musik, die freylich dem Gefühle alles anzunähern vermag, was dem Begriff und selbst der Einbildungskraft fremd bleibt, auch hier eingreifen könne, wolle? sey dem Meister anheimgegeben.

Allen guten Geistern empfohlen. Für ewig

G.

[1] Fr. A. Wolf.

1610. *

An Nees v. Esenbeck.

Mit herzlichem Danke für Schreiben und Sendung durch Gräfin Beust und anderes Gleichzeitige überliefere hier das gewünschte Facsimile; damit verhält es sich folgendermaßen: Lord Byron beabsichtigte mir seinen Sardanapal zu widmen; er schickte das Blatt, das vorgedruckt werden sollte, nach England, man wollte mich es erst wissen lassen; das verzog und verschob sich; nun bestimmte man es für die zweite Ausgabe des Sardanapals, und es gelangte endlich zu mir. Den Werth einer solchen zurückzusendenden Handschrift erkennend, besorgten wir schnell ein Facsimile, welches um so viel mehr bedeutet, als diese Widmung nie wird abgedruckt werden und er mir sein Trauerspiel Werner, wie ich höre, zugeschrieben hat. Sie sind überzeugt, daß ich eine solche auszeichnende Anerkennung tief empfinde und zu dem übrigen großen Kapital von freundschaftlich theilnehmendem Wohlwollen hinzufüge, wodurch mein innerstes Leben für ewige Zeiten gesichert ist.

Für H. Näke[1] sende nächstens ein besonderes Blatt, welches von der wunderlichen Symbolik zeugen mag, in die wir bei langem Leben und beharrlichem Arbeiten am Ende verschlungen werden. Danken Sie ihm schönstens; das Manuscript schicke sodann zurück . . .

Weimar, den 2. Febr. 1823. G.

[1] Prof. Näke hatte, durch Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" angeregt, Sesenheim besucht und die Ergebnisse seiner Reise in einer Schrift „Wallfahrt nach Sesenheim" niedergelegt, deren Manuskript Goethe zugesendet worden war. Goethe beantwortete die Einsendung am 31. Januar mit einem interessanten Briefe, von dessen Wiedergabe hier abgesehen ist, da er in Goethes Werken unter dem Titel „Wiederholte Spiegelungen" Aufnahme gefunden hat. Näkes Schrift erschien erst 1840, herausgegeben von Varnhagen von Ense.

1611.*

An J. S. Zauper.[1]

... Daß Sie mir von den Unbilden Ihrer literarischen Prüfungszeit Nachricht geben, ist sehr schön, denn ich habe dadurch Gelegenheit, Ihnen einiges zu sagen und Sie auf gar manches dergleichen, das Sie in den nächsten Jahren erwartet, vorzubereiten.

Halten Sie fest an dem, was Sie Ihrer Natur gemäß fühlen, und da hier vom ästhetischen Sinne die Rede ist, prüfen Sie sich immerfort am diamantenen Schild der Griechen, in welchem Sie Ihre Tugenden und Mängel jederzeit am klarsten erblicken können.

Horchen Sie auf die Mitlebenden nur, um sie kennen zu lernen, um gewahr zu werden, was sich Ihnen nähert, was sich von Ihnen entfernt, was Sie fördert oder hindert.

Mich betreffend bleiben Sie ganz ruhig; ich weiß so wenig, was für und gegen mich geschieht, als ich, mitten in Deutschland, von den Stürmen der Nord- und Ostsee, oder auch des Mittel- und adriatischen Meeres etwas gewahr werde; ich suche die vielen Vorarbeiten, die ich zu eigenem Gebrauch seit Jahren gehäuft, auch noch, in so fern es möglich ist, für andere nützlich und erfreulich zu machen, und dabei solche Einrichtung zu treffen, daß so wenig als möglich verloren gehe, wenn ich früher oder später abgerufen werde.

Ueberhaupt kann ich wohl sagen, daß ich von allem dem, was seit fünfzig Jahren gegen mich gewirkt wird, großen Nutzen gezogen; denn ich lernte dadurch meine Nation kennen, und dieß ist auch jetzt der Fall, in so fern etwas von meinen neuen Widersachern in meine Zelle ge-

[1] Goethe-Briefe VII, S. 283.

langt, die einsamer ist als die Ihrige; denn ich lerne ja daran die Zeitgesinnung am besten einsehen, die ich an dem, was ich auf die Zeit wirken wollte, und gewirkt habe, am besten prüfen kann . . .

Weimar, den 2. Februar 1823.

Aufrichtig theilnehmend

J. W. Goethe.

* * *

Am 17. Februar war Goethe schwer erkrankt; August machte einigen Freunden seines Vaters am 26. Februar in einem gleichlautenden Briefe davon Mitteilung:

„Ew. Wohlgeb. will ich nicht verfehlen zu benachrichtigen, daß wir in der letzten Zeit sehr traurige und beunruhigende Tage verlebt haben; mein armer Vater wurde am 17. d. M. plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels, und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu sich auch noch eine Entzündung der Pleura gesellte, ergriffen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes stellte; glücklicher Weise traten am neunten Tage, als am 24., die von den Aerzten ersehnten Krisen ein und in diesem Augenblicke scheint die Gefahr vorüber zu seyn. Wir hoffen, daß die starke und gute Natur des Vaters, welche ihn in seinem hohen Alter diese bedeutende Krankheit überstehen ließ, auch die etwanigen Folgen überwinden helfen wird."

Am 14. März kann August an Schulz bereits das kräftige Fortschreiten der Besserung Goethes melden und hinzufügen: „Seine Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu und der Geist hat ganz seine Stärke und Kraft wieder; er denkt schon wieder an Förderung eines Heftes von ‚Kunst und Alterthum' und der Morphologie, und will so selbst der Welt sein erneutes Dasein verkünden." Am 16. März erstattete August erfreulichen Bericht an Zelter; es lag ein Blatt bei mit den in Bleistift geschriebenen Worten:

Erstes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe.

1612.*

An Boisserée.

Weimar, 10. April 1823.

Und so will ich mich denn wieder einmal unmittelbar vernehmen lassen und schönstens danken für das, was bisher durch meinen Sohn und sonst an mich gelangt ist. Von Ihrer Theilnahme an meinem unerwarteten Geschick war ich überzeugt und eben so gewiß wird es Ihnen seyn, daß ich bei dem ersten Erwachen ins neue Leben Ihrer vorzüglich gedacht habe.

Doppelt und dreifach empfand ich den Werth trefflicher jüngerer Männer, denen ich so gern im Gedanken folge, weil sie in einem Sinne vorschreiten, den ich für den rechten halten muß, weil es der meinige ist; lassen Sie uns immerfort redlich nach den verschiedensten Zwecken, die doch am Ende nur als einer anzusehen sind, getrost hinwirken . . .

Denen Herren v. Cotta und Adrian vermelden Sie ja wohl meine besten Grüße; bleiben Sie allerseits versichert, daß mich Ihre Theilnahme herzlich rührt und erquickt, doppelt und dreifach, da sie mir gleicher Wohlthat für's künftige Leben versichert. Noch hab ich allzu viel um mich her aufzuräumen und zu beseitigen, deßhalb mich zu entschuldigen bitte, wenn meine Erwiederung nicht, wie sie sollte, sich lebhaft erweist. Treulichst

J. W. v. Goethe.

1613.*

An Reinhard.

Weimar, den 10. April.

. . . Sogleich am zehnten Tage, als mein körperliches Daseyn den Aerzten gerettet schien, dacht ich an den Erzbischof von Toledo und that im Stillen die Frage: ob mich wohl das große allwaltende Wesen im gleichen Falle für gleiches Schicksal bewahrt haben möchte?

Wohl überzeugt, daß niemand außer mir selbst die Antwort hierauf ertheilen könnte, fing ich an, obgleich ohne Scheu und Sorge, mein geistiges Wesen wie es konnte und wollte für sich walten zu lassen. Sie gestehen mir gewiß, daß es eine schwierige Sache ist, solche psychische Beobachtungen gegen sich selbst auszuüben, indessen scheint es wohl zu gelingen; ich arbeitete zuerst das nächste aufgeschwollene Gleichgültige weg; die abschließliche Redaktion der Hefte, deren Druck während meiner Krankheit fortgegangen, deutete mir nach allen Seiten; in verschiedenen Fächern unterstützten die Freunde mich thätig und so habe mich mit jedem Tage freier und heiterer befunden, ja, viel glücklicher und entschiedener als vor dem Eintritte der Krankheit, von der ich denn doch einige Vorahndung hatte, ohne zu wissen wie ich ihr entgehen oder ihr vorbeugen sollte.

Nehmen Sie dieses Bekenntniß, mein Theuerster, so freundlich auf als es mir wichtig scheinen muß; denn in dieser letzten Zeit war doch nur eine geistige Unterhaltung nach allen Seiten mein einziger Genuß, ja das Element meines Daseyns, worauf zu verzichten schwer gefallen wäre. Wir wollen indessen in Demuth und Bescheidenheit dem

Ferneren entgegen gehen, was uns die Unerforschlichen zu bereiten haben mögen . . .

Treulichst

G.

* * *

Gräfin Auguste v. Bernstorff, Goethes nie gesehene Jugendfreundin Auguste v. Stolberg (Bd. 1), deren Briefwechsel mit Goethe seit November 1782 (Bd. 1, 288 ff.) abgebrochen war, hatte an Goethe am 15. Oktober 1822 einen Brief gerichtet, der so charakteristischen Inhalts ist, daß er hier eine Wiedergabe finden muß:

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bins -- Auguste — die Schwesterder so geliebten, so heißbeweinten vermißten Brüder Stollberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie Den schauen an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, sie bitten: „Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten." Die seelig Schauenden würden hinzufügen, „den wir nun schauen!" und ich sage: „der das Leben meines Lebens ist, das Licht in meinen trüben Tagen, und uns allen dreyen Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war." Und nun, ich rede auch im Namen der Verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „Lieber, lieber Goethe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!" und die Vollendeten setzen hinzu: „Gewißheit und ewiger seliger Frieden harrt dann auch deiner hier." — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung dessen, was zukünftig ist, aber in seliger Hoffnung, die mir so zur Gewißheit geworden ist, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnsucht darnach zu stillen. — Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle ihre Briefe nach -- the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen -- muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft

— die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten;" — nun maaße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Nicht wahr, Ihre Bitte giebt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten, die Stimme meines Bruders, die sie so herzlich liebten — Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie lieber Goethe! abzulassen von Allem was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand wodurch Sie so leicht andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beystand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. — Ich dachte oft ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen, den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein schlägt — die Jahre nicht nur, sondern viel früher haben unsägliche Leiden mein Haar schneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feste Vertrauen zu Gott, und die Liebe zu meinem Erlöser — Bei allem was mich traf tönte es tief und stark in meinem Inneren: „Der Herr hat alles wohl gemacht!" — Der Gott meiner Jugend, ist auch der Gott meines Alters — Als wir uns schrieben, war ich mir das glücklichste Geschöpf auf Erden, wie reich war ich! früh durch die besten Eltern — Geliebt von den besten Geschwistern — später das geliebte Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der besten Kinder — Aber welche Trübsale wurden mir zu Theil — der einzige von mir geborne Knabe, ein Kind von 4 Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Mutter — ich sage nicht daß ich ihn verlor, — was für ihn Gewinn war, sah mein Mutterherz nie für Verlust an; er gewann den Himmel, und nur mir ward der unsägliche Schmerz zu Theil, und so konnte ich selbst im heißen Schmerz Gott danken; und später — verlor ich den angebeteten Gatten — O dies war mir ein ganz neuer, eigens, mit nichts zu vergleichender Schmerz — mir blieben noch die lieben Geschwister. Ach die herrlichen, die unaussprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den Jüngern hin und zerstörte

heit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern wo das noch vereint wirkte was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammen finden.

Weimar den 17. Apr. 1823.

Wahrhaft anhänglich

Goethe.

1615.*

An Reinhard.

Weimar den 18. April.

... Und nun noch ein Wort von den Meinigen in absteigender Linie. Von dem ältesten Enkel kann man nicht Gutes genug sagen, er zeigt eine große Klarheit über alles was ihn umgibt, hat eine glückliche Erinnerungskraft und es läßt sich leidlich mit ihm umgehen, ein musikalisches Talent scheint bei ihm vorwaltend. Was den jüngern betrifft, so muß man sich hüten, ihn mehr als den ältesten zu schätzen, er besitzt alle jene Vorzüge, nur mit mehr Kraft und Entschlossenheit; wie er denn auch auf dem Wege ist, dem Bruder körperlich über den Kopf zu

wachsen, woraus zu ersehen, daß wenn uns das Glück werden sollte, Sie gelegentlich zu bewirthen, wir einen erfreulichen Pathen darzustellen hätten . . .

Tausend Lebewohl!

G.

1616.*

An Nees von Esenbeck.

Von Ew. Hochwohlgeb. erreicht mich eine angenehme Gabe nach der andern und ich kann gegenwärtig nur ein dankbares Lebenszeichen zurückgeben; doch überzeugt mich Ihre herzliche Theilnahme an meiner Gefahr und Rettung, daß der Beginn einer frischen Mittheilung manches Erfreuliche für die Zukunft verspricht.

Daß Sie mich bei einer so herrlich ausgezeichneten Pflanze zum Gevattersmann[1] berufen und meinem Namen dadurch eine so schöne Stelle unter den wissenschaftlichen Gegenständen anweisen, ist, wie Sie selbst fühlen und bemerken, im gegenwärtigen Augenblick doppelt rührend und eingänglich. Wenn man nahe dran war, sich selbst aufzugeben und nun wieder mit Wohlwollen und öffentlichem Zeugniß desselben überhäuft wird, so erregt dies ein Gefühl, dem man sich nicht hingeben, gegen das man sich eher ins Gleichgewicht setzen müßte . . .

Weimar, 24. April 1823.

[1] Nees hatte geschrieben: „Ich habe gewagt, den theuern Namen, der in so vielen Herzen lebt, an eine Pflanzengattung zu verleihen, weil es den Botaniker wohlthut, die Häupter und Förderer seiner Wissenschaft unter frischen Pflanzen symbolisch anzureden und gleichsam grünend und blühend vor sich zu sehen. Möge Euer Excellenz diese Malvacea Ihres Namens nicht ganz unwürdig dünken."

1617.*

An Nees von Esenbeck.

Allerdings habe ich der Parze großen Dank abzustatten, daß sie mich, nicht etwa nur wie den Protesilaus auf eine vergnügliche Nacht, sondern auf Wochen und Tage beurlaubt hat, um das Angenehmste, was dem Menschen begegnen kann, mit Heiterkeit zu genießen. Durch wohlwollende, einsichtige, vollkommen unterrichtete Männer seh' ich mich günstig geschildert, und zwar so recht durch und durch aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Schonung das Bedenkliche dargestellt; ein ehrwürdiges Beispiel, wie Scharf- und Tiefblick mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berichtigen sogleich zur lebendigen Förderniß verbunden sind. Bekenn' ich jedoch: es hat etwas Apprehensives, wenn das, was wir leidenschaftlich wollten und allenfalls leisteten, als Bilderreihe, wie Banquo's Könige an uns vorüberzieht; die Vergangenheit wird lebendig und stellt sich uns dar, wie wir sie selbst niemals gewahr werden konnten. Diesmal freilich nicht als leere Schattenumrisse, sondern scharf in allen Theilen ergriffen und ausgeführt.

Hierbei muß ich jedoch bemerken, daß jene höchst schätzenswerthe ehrenvolle Schilderung erst nur im allgemeinen und von ferne betrachtet worden; ich nehme sie mit in die böhmischen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen. Schon jetzt aber, durch so freundliche Forderungen angeregt, fühl' ich mich sehr geneigt, manches Frühere wieder aufzunehmen, das mir, als zerstückelt, nirgendwo sich anzuschließen schien, nun aber, nach solcher mir gegebenen Uebersicht, gar wohl sein Plätzchen finden wird.

Ferner ist in mir, bei so viel Uebereinstimmung und Billigung, das, was mich im Stillen oft beunruhigt, abermals rege geworden, daß ich nämlich beim Bilden der Erdoberfläche dem Feuer nicht so viel Einfluß zugestehen kann, als gegenwärtig von der ganzen naturforschenden Welt geschieht. Ich prüfe mich schon längst und glaube die Ursache darin zu finden: daß bis jetzt keine leitende Idee in mir aufgegangen ist, die mich durch dieses Labyrinth hindurchzuführen und ein, der höheren Anschauung correspondirendes Wahre mir zu entwickeln vermocht hätte. Ungesäumt werd' ich also das angeführte Werk vor die Hand nehmen, damit zu guter Stunde mir endlich Befriedigung und Freude gegönnt sei.

Zu allem, was ich Ihnen und Ihren Freunden bisher schuldig geworden, wäre alsdann der Schlußstein gefunden, und ich würde nur desto freudiger fortfahren, durch thätigste Theilnahme das viele fördernde Gute einigermaßen dankbar zu erwidern.

Weimar, den 10. Juni 1823.

1618.*

An Ch. L. F. Schultz.

. . . Genauere Nachricht von Immermann[1] wird mir viel Freude geben. Seit einiger Zeit hab' ich wieder angefangen, mich nach jungen Leuten umzusehen; aber

[1] Am 18. Mai hatte Goethe Schultz geschrieben: „Daß Sie sich Immermann's annehmen, freut mich sehr; ich denke gut von ihm, mußte aber ein Verhältniß zu ihm scheuen; ich bin zu alt, um reifende Talente abwarten zu können. Wenn er sich einmal selbst verstehen lernt, so kann er den Deutschen willkommen heißen; nehmen Sie sich desselben aus Ihrer höheren Sphäre kräftig an, so ist er geborgen."

freilich nach solchen, denen man einen Theil seines Nachlasses anvertrauen könnte. In Stuttgart findet sich ein schönes Individuum dieser Art, Namens Adrian;[1] er hat ein verständiges Büchlein über die Priesterinnen der Griechen herausgegeben, woran mich vorzüglich besticht, daß weder Etymologie noch Mystik noch Sinnlichkeit darin spukt, von welchen lieben Ingredienzien die Productionen dieser Art jetzt selten frei sind.

Auch einem jungen Eckermann, der in Braunschweig[2] lebt, hab' ich eine Weile gefolgt; er hat sich gleichfalls an mir herangebildet, und möchte zwischen Schubarth und Zauper in die Mitte zu stehen kommen; nicht so kräftig und resolut, wie jener, nähert er sich diesem in Klarheit und Zartheit . . .

Ist Schubarth fleißig an Paläophron und Neoterpe, wovon der Namensklang mir gar sehr willkommen klingt. Das gleichgenannte Drama war im Jahre 1800 zum Geburtstage unserer hochgeliebten Herzogin Amalia aus dem Stegreif gedichtet, und eingelernt, wie es vorschritt. Die Rolle des Alten für Graf Brühl, die der Neuen für das allergefälligste Wesen[3] geschrieben, das ich je gekannt habe. Der Graf, vor etlich und zwanzig Jahren als trefflicher Jüngling durch die Maske des Bejahrten durchscheinend, und die junge, frische Hebe paßten sehr gut zusammen; es waren schöne Tage und eine glückliche, dem Antiken sich annähernde Vorstellung. Zugleich erschien dieser Versuch als Ankündigung der Maskenspiele, die uns mehrere Jahre in Bewegung setzten, und das Publicum unterhielten.

---

[1] Johann Valentin Adrian, später Professor in Gießen.

[2] Soll Hannover heißen, wo Eckermann 1792 geboren; er starb 1854 in Weimar.

[3] Frl. v. Wolfskeel.

Und indem ich nun zu ruhiger Stunde mir solches Mittelalter gern wiederhole, so scheinen diese Gebilde abermals wohlthätig auf mich zu wirken. Vielleicht kann ich nächstens zu Gunsten so werther Namensverwandten irgend etwas Nützliches und Erfreuliches leisten . . .

Vor einiger Zeit kam beikommender Brief von Eckermann bei mir an, den ich sende, weil er seinen Zustand ganz ausdruckt; nun folgt er gestern selbst, und erscheint als ein gar guter, feiner, verständiger Mensch. Da er keine weitere Bestimmung hat, so will ich ihn nach Jena einleiten, und ihm dort einige Packete abzudruckender Schriften zum Redigiren und Corrigiren geben. Nach dem Werke,[1] das er mir geschickt hat, scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeit haben, mit ihm sich zu verständigen . . .[2]

herzlich zugethan

Weimar, den 11. Juni 1823. J W v Goethe.

1619.*

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, am 22. Juni 1823.

Ihr Brief, theuerer, verehrtester Freund, kam zur merkwürdigen Stunde, die ihn doppelt interessant macht;

[1] Eckermanns „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe".

[2] Am 23. schrieb Goethe an Knebel: „Heute geht ein gar feiner junger Mann von hier ab, mit Namen Eckermann, den Du gewiß freundlich aufnehmen wirst. Er denkt sich ein Vierteljahr in Jena aufzuhalten, ist aus Niedersachsen gebürtig, kennt die deutsche Literatur und hat zu meinen Arbeiten besondere Neigung und Vertrauen. Er wird Dir von Zeit zu Zeit eine angenehme Unterhaltung geben."

eben waren die Schiller'schen Briefe gesammelt und ich betrachtete sie vom Anfang durch und da find' ich denn die schönsten Spuren unsers glücklichen und fruchtbaren Zusammenseins. Die Einladung zu den Horen macht den Anfang mit einem Schreiben vom 13. Juni 1794. Da es denn so weiter fortgeht und sich mit jedem Briefe die Verehrung des außerordentlichen Geistes, die Freude über dessen Einwirkung auf unsere Gesammtbildung steigert und erhöht. Seine Briefe sind ein unendlicher Schatz, dergleichen Sie auch reichlich besitzen, und wie man durch sie bedeutend vorwärts gekommen, so muß man sie wieder lesen, um vor Rückschritten bewahrt zu sein, wozu uns die liebe Umwelt täglich und stündlich einzuladen geneigt ist.

Denken Sie sich nun selbst, mein Wertheſter, wie höchst willkommen Ihre Anmeldung mir in diesem Augenblicke erscheint, worauf ich denn nach reiflichem Nachdenken freundlichst rathen wollte, gegen Ende Octobers bei uns einzutreffen. Sollten die Götter nicht anders über uns disponiren, so finden Sie mich, und was Ihnen sonst lieb und werth ist, gewiß allhier versammelt, stille, vertrauliche Communication kann mit geselligen Unterhaltungen gar anmuthig abwechseln und wir erfreuen uns vor allen Dingen eben an dem Schiller'schen Briefwechsel, da Sie denn auch von Ihrer Seite einige Jahrgänge mitbringen und wir in fruchtreicher Gegenwart uns an den frühern schönen Blüten aufs neue erbauen und erquicken können. Riemer empfiehlt sich aufs dringendste, es geht ihm gut, unser Verhältniß ist bleibend, wechselseitig, förderlich und nützlich. Hofrath Meyer ist nach Wiesbaden abgereist, seine Gesundheit ist leider nicht die beste . . .

J. W. v. Goethe.

1620.*

An Ch. L. F. Schultz.

Donnerstag den 26. Juni fuhr ich von Weimar ab und, nach einer sorgfältig-bequemen Reise, gelangte ich Sonntag den 29. nach Eger, und nachdem ich meine Equipage vorausgeschickt, Mittwoch den 2. Juli nach Marienbad. Ich sage dies so umständlich, um auszudrücken, daß ich die ganze Fahrt als eine mannigfaltig-gemüthliche Spazierreise zu behandeln trachtete. Kurz vor mir langte der Großherzog an; wir wohnen in verschiedenen Häusern auf einer Terrasse, wie ich's nennen will, die meist den ganzen wunderbaren Ort von oben herunter beschaut. Das Ganze, das aus großen und ansehnlichen Häusern besteht, hat etwas Wöhnlich-freundliches, ich möchte wo anders nicht lieber wohnen. Auf den Großherzog thut es dieselbige Wirkung. In allem sind gegen vierhundert Menschen hier, welche sämmtliche bedeutende Wohnungen einnehmen. Lassen Sie das Drittheil davon zur höheren Gesellschaft gehören, so sehen Sie, daß die gebildete Welt einen mäßig-angenehmen Zirkel macht . . .

Die Jenaischen Blätter haben mir einen größeren Dienst erzeigt, als denkbar ist; denn wie hätte ich zu solcher Erinnerung dann Lust gefunden? woher Fähigkeit und Trieb auch selbst zu reassummiren? In meinen Jahren muß man vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr nach dem Grundstein zurückblicken, auf welchen man sich gut fundirt zu haben glaubt.

Es schweben mir noch wunderliche Dinge vor; davon wäre denn bei schicklichem Zusammentreffen löbliche Mittheilung zu geben.

Wie lang mein hiesiger Aufenthalt dauren mag, seh' ich nicht voraus; meine Absicht wäre, bis Anfangs

Auguſt's hier zu verbleiben, alsdann von Eger aus Gebirg und Land und mancherlei menſchliche Zuſtände unmittelbar zu ſchauen. Denn mir ſcheint nichts nöthiger, als äußere ſinnliche Anregung, damit ich mich nicht in's Abſtracte, oder wohl gar Abſolute verliere.

In der Hälfte September kehr' ich alsdann wieder zu Hauſe; doch vernehmen Sie von Zeit zu Zeit den Verlauf meines Lebens; möge der Ihrige zu gedachter Epoche ſich nähern, und wir uns wieder unmittelbar berühren. Es gibt jetzo gar zu vieles, was man weder ſchreiben kann noch mag, was man wohl könnte und verſteht, aber auch gern die Beſtätigung von einem Freunde vernehmen möchte, und beſeh' ich es von vielen Seiten, ſo iſt es unerläßlich, daß man ſich ſpreche.

Man brachte mir die Lateiniſche Ueberſetzung von Hermann und Dorothea,[1] es ward mir ganz ſonderbar dabei; ich hatte dieſes Lieblingsgedicht viele Jahre nicht geſehen, und nun erblickt' ich es wie im Spiegel, der, wie wir aus Erfahrung und neuerlich aus den entoptiſchen wiſſen, eine eigne magiſche Kraft auszuüben die Fähigkeit hat. Hier ſah ich nun mein Sinnen und Dichten, in einer viel gebildeteren Sprache, identiſch und verände: , wobei mir vorzüglich auffiel, daß die Römiſche nach dem Begriffe ſtrebt und, was oft im Deutſchen ſich unſchuldig verſchleiert, zu einer Art von Sentenz wird, die, wenn ſie ſich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiſte doch wohlthut. Ich möchte übrigens nicht weiter darüber nachdenken; denn eine ſolche Vergleichung führt zu tief in den Text . . .

Tauſend Lebewohl! G.

Marienbad, den 8. Juli 1823.

[1] Von B. G. Fiſcher, Profeſſor zu Schönthal. Stuttgart 1822.

1621.*

An Zelter.

Marienbad, den 24. July 1823.

Da Deine freundliche Stimme mir bis in diese Wälder folgt, entgegne sogleich mit heitern Worten, um zu vermelden daß es mir besonders wohl geht. Denn vom Hause, nach einem so harten Winter, nach einer gewaltsamen Krankheit und einsam thätigen Monaten, beynahe lebensunfähig wegzugehen, war nicht zu verwundern. Reise, neue Gegenstände, Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen mich eigentlich wieder ins Leben. Hier finde ich Berg- und Berggenossen leidenschaftlich entzündet wieder, der Funke den sie von mir aufgefangen lodert jetzt in ihnen auf den Grad daß er mich selbst erleuchtet.

So thun auch manche frühere Menschen-Verhältnisse gar wohl, indem sie Zeuge sind daß man nach einer Jahres-Nacht, Neigung und Wohlwollen nicht verschlafen hat.

Das Locale im Ganzen, besonders auch wo ich wohne, ist der Geselligkeit günstig genug; es ist eine Terrasse von ansehnlichen Häusern, flankirt von zwey gleich großen Gebäuden; in jeder Stadt würden diese Baulichkeiten für etwas gelten. Der Großherzog wohnt in der Mitte und glücklicherweise ist die ganze Nachbarschaft von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen. Aeltere Verhältnisse verknüpften sich mit neuen und ein vergangenes Leben läßt an ein gegenwärtiges glauben . . .[1]

[1] An Knebel hatte Goethe am 11. geschrieben: „Schöne Frauen machen sich bemerken, zu Wagen, Pferde und Fuß; wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereiften Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein sonderbares Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie, und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammenklopft, die erfreulichste Auswahl." Gemeint ist Bertha v. Levetzow, Ulrikes jüngste Schwester.

Was ich aber eigentlich fördere, ist die Redaction meiner Lebenschronik. Nach mancherley Versuchen hab' ich endlich von der neusten Zeit angefangen, da ich mich denn bey frischem Gedächtniß nicht lange um Stoff zu bemühen brauche; endlich merke ich, so rückwärts arbeitend, wie das Bekannte, Gegenwärtige, das Verschwundene, Verschollene wieder zurückruft.

In diesem Sinne muß es mir sehr bedeutend seyn, wenn ferne Freunde das was von mir in Druck ausgeht als an sie gerichtet ansehn; denn ich sehe die Zeit ganz nahe, wo ich mich direct schriftlich nicht mehr werde vernehmen lassen. Daß Ihr mein letztes Heft gut aufgenommen, ist mir deshalb sehr tröstlich: in jedem solchen nommen, ist mir deshalb sehr tröstlich: in jedem solchen Hefte ist mehr Leben niedergelegt als man ihm ansieht. Leider lief't Niemand heut zu Tage als nur des Blattes los zu werden; darum soll der Schreibende immer tüchtiger werden, um der Nachwelt ein Zeugniß zu hinterlassen daß er nicht umsonst gestrebt hat . . .

G.

1622.

An J. P. Eckermann.

Marienbad, den 14. August 1823.

Das Inhaltsverzeichniß[1] ist mir zur rechten Zeit gekommen, und entspricht ganz meinen Wünschen und Zwecken. Lassen Sie mich die Frankfurter Rezensionen[2] bei meiner Rückkehr auf gleiche Weise redigirt finden, so

[1] Zu den ersten vier Bänden von „Kunst und Alterthum".
[2] Goethes aus den Jahren 1772/3.

zolle ich den besten Dank, welchen ich vorläufig schon im Stillen entrichte, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Pläne mit mir theilnehmend herumtrage, um bei meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können. Mehr sag' ich heute nicht. Der Abschied von Marienbad giebt mancherlei zu denken und zu thun, während man ein allzukurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet. Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, pfindet. Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und längeres Zusammensein. G.

1623.

An Ulrike v. Levetzow.[1]

Dieser Sendung wird die allerliebste Ulrike wohl ein heiteres Gesichtchen zuwenden, das Ihr so wohl steht. Die Claviernoten sind vom Großpapa,[2] die Stimmen vom wohlbekannten Freunde, da sie vielleicht gelegentlich angenehm seyn könnten.

Wie befindet sich die liebe Mutter? mit ihren schönen Kindern? Tausend Grüße, Wünsche und dergleichen

Eger d. 21. August 1823.

treulich wie immer,
diesmal ungeduldig

Goethe.

[1] Frau v. Levetzow war mit ihren Töchtern Ulrike, Amalie und Berta am 17. August von Marienbad nach Karlsbad abgereist, Goethe hatte sich am 20. von Marienbad nach Eger begeben.

[2] v. Brösigke.

1624.*

An Zelter.

Eger, den 24. August 1823.

Auf Deinen theuren Brief, mein Wertheſter, der mir zur angenehmſten Stunde kam, ſoll, zugeſagter Maßen, noch vor meinem Austritt aus dem Böhmiſchen Zauberkreiſe, Dir abermals eine Zuſchrift gewidmet ſeyn, die Du nun deſto freundlicher und liebevoller empfangen wirſt, da ich nichts als Gutes zu melden habe.

Soviel alſo zuerſt: daß ich die kurzvergangene Zeit in Marienbad, ohne Unbilden, ja heiter und wie ins Leben zurückkehrend, zugebracht habe, auch mich jetzt ſo wohl befinde als ich mich lange Zeit nicht gefühlt.

Ferner ſey gemeldet, daß mir nach jenem Kuß, deſſen Spenderin[1] Du wohl errathen haſt, noch eine herrliche Gunſt und Gabe von Berlin gekommen; Mad. Milder[2] nämlich zu hören, vier kleine Lieder, die ſie dergeſtalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung dran mir noch Thränen auspreßt. Und ſo iſt denn das Lob, das ich ihr ſeit ſo manchem Jahr ertheilen höre, nicht ein kaltes geſchichtliches Wort mehr, ſondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefſten Rührung. Grüße ſie zum ſchönſten. Sie verlangte etwas von meiner Hand und erhält durch Dich das erſte Blättchen, das ihrer nicht ganz unwerth iſt.

In völlig anderem Sinne und doch für mich von gleicher Wirkung, hört' ich Mad. Szymanowska,[3] eine

[1] Lili Parthey, die Goethe einen Gruß von Zelter gebracht hatte.

[2] Frau Milder-Hauptmann.

[3] Marie Szymanowska, geb. Wolowska, Kammervirtuoſin der Kaiſerin von Rußland.

unglaubliche Pianospielerin; sie darf wohl neben unsern Hummel[1] gesetzt werden, nur daß sie eine schöne liebenswürdige Polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht ob man sich nicht glücklich nennen soll daß sie aufgehört hat? Begegne ihr freundlich wenn sie nach Berlin kommt, welches wohl nächstens geschehen wird, grüße sie von mir und sey ihr behülflich wo Du es angewendet findest.

... Dies führt mich auf Maler Hensel[2] der mir die Jettons überbrachte. Auch er, wie so manche andere, hat ein eingebornes Talent, was aber daraus werden kann daß weiß — nicht Gott, der sich um dergleichen schwerlich bekümmert — aber ich weiß es, der diesem Irrsal seit mehr als zwanzig Jahren zusehe. Auch er steckt in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümeley und Vaterländeley einen falschen Grund, in Frömmeley ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gerne begegnen; wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet, wo man täglich von der Auszehrung genagt an Unsicherheit kränkelt und, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich auf's schmählichste selbst belügen muß.

Verzeihe und laß mich schweigen, denn es ist schon zuviel gesagt; dem redlich denkenden Einsichtigen aber bleibt es gräßlich eine ganze nicht zu verachtende Gene-

[1] Joh. Nep. Hummel (1778—1837), seit 1819 Kapellmeister in Weimar.
[2] Wilhelm Hensel (1794—1861) Historien- und Porträtmaler.

ration unwiederbringlich im Verderben zu sehen. Die älteren merken es schon, können aber weder sich selbst retten noch mögen sie die andern warnen: denn es ist schon Secte, die zusammenbleiben muß wenn sie gelten will, wo der Antretende sich und der Austretende die übrigen betrügt. Nochmals Verzeihung, denn ich erbitte sie von mir; man verdirbt sich immer eine Stunde wenn man solche fruchtlose Schmerzen erneuert.

Auch ist es trostlos von politischen Dingen, wohin man auch horcht, zu vernehmen. Mich von allen solchen wie von ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreyen, hatte ich mich auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde[1] in Dienst gegeben, da ich denn vor allen äußern Unbilden völlig gesichert war.

Nun aber doch das eigentlich Wunderbarste! Die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps, falten mich auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: Du hast seit zwey Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweymal) und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt daß ich im ersten Tacte Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte. Und wenn ich jetzt bedenke: alle Woche nur einmal eine Oper zu hören, wie wir sie geben (einen Don Juan, die heimliche Heyrath), sie in sich zu erneuern und

[1] Ulrike von Levetzow.

dieſe Stimmung in die übrigen eines thätigen Lebens aufzunehmen; ſo begreift man erſt was das heiße einen ſolchen Genuß zu entbehren, der wie alle höhern Genüſſe den Menſchen aus und über ſich ſelbſt, zugleich auch aus der Welt und über ſie hinaus hebt.

Wie ſchön, wie nothwendig wär' es nun, daß ich an Deiner Seite zu verweilen Gelegenheit fände! Du würdeſt mich durch allmähliche Leitung und Prüfung von einer krankhaften Reizbarkeit heilen, die denn doch eigentlich als die Urſache jenes Phänomens anzuſehen iſt, und mich nach und nach fähig machen, die ganze Fülle der ſchönſten Offenbarung Gottes in mich aufzunehmen. Nun muß ich ſehen durch einen klang- und formloſen Winter durchzukommen, vor dem mir denn doch gewiſſermaßen graut. Doch wollen wir mit gutem Humor und Muth auch die ſchwarzen Tage für uns und die Freunde zu nutzen ſuchen. Tauſendfältiges treues Lebewohl! G.

1625.

An Ch. L. F. Schultz.

Theurer Verehrter!

Mein Brief vom 9. Auguſt aus Marienbad wird Sie hoffentlich zu rechter Zeit gefunden haben; nun muß ich ihm eine heitere Bemerkung nachbringen. Dort hab' ich doch, mit ſelbſtgefälliger Weisheit, das ſo unerläßliche als irrige Beſtreben der Menſchen getadelt, die ſich mit unmöglichen Syntheſen abquälen. Das Blatt war kaum zur Poſt, als ich mich auf der unmöglichſten aller Syntheſen ertappe, und ganz im Ernſte lachen muß, wobei

das Schlimmste sein mag, daß ich durch diese Erkenntniß keineswegs gebessert war, die fruchtlose Operation vielmehr ununterbrochen fortsetzte.

Diesem Gewahrwerden nachgehend, bin ich seit acht Wochen auf besondere Wege guter Gedanken gerathen, die ich noch immer verfolge, am Liebsten aber im Gespräch mit Ihnen potenziiren möchte.

Gegenwärtig nur so viel. Den 13. September hoff' ich in Jena zu sein. Wo Sie dieser Brief auch trifft, geben Sie mir nach Weimar Nachricht, ob und wann ich Sie zu sehen hoffen darf, wornach ich mich ernstlich sehne. Wunderbar ist's! in der Gesellschaft, wie sie mich seit jener Zeit umgab, fehlt es nicht an Geist, aber, indem er sich auf die Negative, auf's Mißreden wirft, zerstört er sich selbst und verschwindet in Dunst. Indessen hab' ich viel Menschen gesehen, in gar manche Zustände hinein geblickt, auch vieles genossen, und nach dem Texte der heiligen Schrift muß mir viel verziehen werden; denn ich habe viel geliebt. Hiezu war mir Zeit gegönnt, ohne daß ich deshalb in der Naturwissenschaft zurückgeblieben wäre. Ich führe zwei thätige Jüngere[1] neben mir, wovon der eine die Erde durchklopft, der andere sich um die Meteore des Himmels bekümmert, und so ist viel gesammelt und bemerkt worden. Auf jenes Athmen der Erde weiß ich schon viel Himmlisches, beinahe alles zu beziehen, und wäre es auch nur zur Uebung des Geistes, ein solcher Versuch würde immer viel Nutzen bringen.

Nebenbei sind auch einige Gedichte[2] gelungen, die für mich Werth haben, und für Freunde hoffentlich nicht werthlos bleiben sollen. Mehr kann ich wohl nicht ver-

[1] Stadelmann und Johs.

[2] Darunter besonders die Elegie aus Marienbad; später in die „Trilogie der Leidenschaften" aufgenommen, entstanden nach dem Verzicht auf Ulrike.

langen, besonders da noch manches andere Gute als die unglaubliche Talentäußerung der Pianospielerin Madame Szymanowska mit Worten nicht anzudeuten ist. Sie hat ihren Weg nach Berlin genommen. Sollten Sie die so liebenswürdige als kunstfertige Frau sehen und hören, so werden Sie mir nicht verargen, von ihr entzückt gewesen zu sein. Auch Madame Milder hab' ich zum ersten Mal bewundert; aus vier kleinen Liedern hat sie das Größte gemacht über alle Erwartung. Den Complex dieser unschätzbaren Persönlichkeit hör' ich nun schon so lange rühmen, und da find' ich freilich die Einwohner einer großen Königsstadt höchst beneidenswerth, die an so herrlich besetzten Tafeln ohne Umstände sich niederzulassen berufen sind.

Und so hätt' ich denn doch aus der Fülle meiner beiden Monate diesem Blatt einigen Inhalt mitgetheilt. Möge ich doch bald mit guten Hoffnungen für die nächste Zeit beglückt werden!

Das Schöne zum Guten! G.

Eger, den 8. September 1823.

1626.

An Frau v. Levetzow.[1]

Indem ich von Eger abzugehen mich bereite lege ich ein Blat vor mich hin, greife nach der Feder und finde sogleich wie viel zu sagen, wie wenig auszusprechen ist.

[1] Vom 25. August bis zum 5. September hatte Goethes Verkehr mit Ulrike und der Familie Levetzow in Karlsbad gewährt, dessen Einzelheiten vielfach im Tagebuch aufgeführt sind. Am 5. September war die „Elegie" entstanden. Am 9. schreibt er in Eger, wo er am 7. eingetroffen, verstehenden Brief und am 10. die Einlage an Ulrike. „Beide Briefe", bemerkt Suphan (Goethe-Jahrbuch XXI) treffend, „kommen dem, was man im bürgerlichen Leben die ‚Erklärung' nennt, ziemlich nahe. Der letzte Schritt, die Werbung im eigentlichen Sinne, wird nicht getan. Ich glaube, Frau v. Levetzow, die Lebenskluge, hat es verstanden zu hindern."

Dencken Sie Sich, liebe, theure Freundinn, die vergangenen mehreren Wochen, besonders aber die letzteren, so werden Sie jeden Tag von meiner Danckbarkeit durchwoben finden die ich jetzt einzeln weder ausdrösseln möchte noch könnte; ich schiebe daher alles Ihrem lieben Gemüthe zu das wird an meiner Stelle das Beste thun.

Und wenn ich mich nun zu der Tochter wende so geht es mir eben so; doch da sie selbst mit Worten nicht freygebig seyn mag so verzeiht sie mir wohl wenn ich diesmal auch zurückhalte. Doch wenn mein Liebling (wofür zu gelten sie nun einmal nicht ablehnen kann) sich manchmal wiederhohlen will was sie auswendig weis, das heist das Innerste meiner Gesinnung, so wird sie sich alles besser sagen als ich in meinem jetzigen Zustand vermöchte. Dabey, hoff ich, wird sie nicht abläugnen daß es eine hübsche Sache sey geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal unbequem fallen möchte.

Alle Leute berufen mich über meine Gesunde Heiterkeit, ich dancke jedermann zum allerschönsten; denn ich hör es gern, da es mich an alle die Heilmittel erinnert durch die sie mir geworden ist. Sollte sie sich aufrecht erhalten, so bringe ich sie zur Quelle zurück, sollte sie sich verlieren, so weis ich wo ich sie wieder finden könnte.

Amelien sagen Sie das freundlichste für den letzten Abend; ich habe nie gezweifelt daß sie sey wie sie sich da gezeigt hat. Sagen Sie ihr ferner: daß wenn sie (ohne im mindesten sich zu geniren) nur das Uebermaaß vermeiden mag, alsdann nicht leicht ein junges Frauenzimmer sich selbst, den Ihrigen, den Freunden, so wie der Gesellschaft erwünschter und angenehmer seyn könnte.

Bertha, der holde Herankömmling, hat so schöne tiefe Töne in ihrem Organ; möge sie beym Vorlesen[1] an

[1] Von dem Vorlesen der drei Schwestern berichtet wiederholt das Tagebuch.

mich dencken und den Perioden, wo es sich schickt tief anfangen, um hernach den Ausdruck in der Höhe steigern zu können.

Verzeihung! daß ich aus der Ferne den Schulmeister mache; wie gern geschäh es in der Nähe! Denn wenn ich natürliche Vorzüge, glücklich eingeleitete Bildung bemercke, so kann ich mich nicht enthalten mit wenigen Worten auf die nächsten Hindernisse hinzudeuten von denen man sich oft länger als billig aufhalten läßt.

Dem Grafen Taufkirchen[1] gönn ich alles Gute, besonders die vollständigste Chatulle von ganzem Herzen; aber verzeihen kann ich ihm nicht daß er uns, obgleich mit interessanten Geschichten, um eine Abend-Vorlesung gebracht hat, worauf ich mich, vielleicht mit noch jemand, besonders gefreut hatte. Möge bey solchen Uebungen Ulricke meiner freundlich gedencken, sich an das Wenige was ich bemerckt habe mit Neigung erinnern, so wird in kurzer Zeit der Bedeutsamkeit ihres Vortrags, dem ihre natürliche Anmuth soviel gefälliges giebt, gewiß nichts abgehen.

Und so wär ich denn doch wieder in dem lieben Kreise aus dem ich mich herauszuwinden trachtete, wieder am runden Tisch, zwischen Mutter und Tochter, den Schwestern gegen über, in häuslicher Vertraulichkeit.

Nun aber mahnt mich der Raum abzuschließen. Ein neues Blatt darf ich nicht nehmen, sonst ging es in's Unendliche fort. Dancken aber muß ich noch bündig und herzlich für die Blicke die Sie mich in Ihr früheres Leben thun liesen, ich fühle mich dadurch näher verwandt und verbunden. Auch der Tochter möcht ich noch sagen: daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennen

[1] Im Tagebuch vom 4. September notiert Goethe „für Graf Taufkirchen Handel von Glaswaren und Toiletten beschäftigte Frau von Levetzow. Abends Taufkirchen und Erfolg seines Handels." Und am 5. „Graf Taufkirchen. Als sich der entfernt hatte, allgemeiner, etwas tumultuarischer Abschied."

gelernt; daß ich sie aber kenne und weis was ihr gefällt und misfällt, wünscht ich ihr persönlich zu beweisen, in Hoffnung glücklichen Gelingens. So am Ende wie am Anfang

Eger d. 9 Sept. treu anhänglich

1823. G

1627.[1]

An Ulrike v. Levetzow. 1

Am heißen Quell verbringst
Du Deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm
Zwist;
Denn wie ich Dich so ganz im
Herzen trage
Begreiff' ich nicht wie Du wo
anders bist.

(Eger) 10. S. 1823 G.

2

Näher betrachtet hätt ich denn doch besser gethan noch ein Blat anzufangen, denn gar mancherley macht sich zum Abschluß nötig; oder vielmehr es ergiebt sich daß man gar nicht abschließen kann.

10. S. 1823 G

[1] Nach Suphans Angabe sechs geränderte Blättchen, von Goethe selbst beziffert, einen Brief bildend.

3

Herren Grafen Klebelsberg empfehlen Sie mich zum allerschönsten und erzählen ihm wie ich gerade mit dem vierrädrigen Füllhorn seiner Sendung angekommen bin, und so viel Geniesbares mitgenossen habe. Da ich denn für meinen Theil zum schönsten dancke. Wie für so vieles andere.

10. S. 1823 G

4

Auch nach Marienbad an Gros-Papa und Mama empfelen Sie mich zum besten. Beruft mich das Glück im nächsten Jahre dorthin, so meld ich's bey Zeiten und bitte um gutes Unterkommen. Eine Schlafstätte wie die heurige würde danckbar anerkannt.

10. S. 1823 G

5

Und nun noch einen Hauptpunckt! Inständigst bitte mich wissen zu lassen wenn Sie den Ort verändern und wohin. Was ich zunächst wünsche läßt sich leicht errathen.

10. S. 1823 G

6

Damit das Halbdutzend voll sey muß ich noch aussprechen daß die köstliche Tasse, das holde Glas mich schon hier durch ihren Anblick erfreut nicht getröstet. Es war ein schöner Tag des öffentlichen Geheimnisses!

10. S. 1823 G

* * *

Eine Woche nach Abgang dieser Briefe war Goethe heimgekehrt. Ueber die Beantwortung der Briefe ist nichts bekannt, doch bringt Suphan die geheimnisvolle Tagebuchstelle vom 4. November: „Schreiben aus Böhmen. Beantwortung desselben" in Beziehung dazu. In seiner Veröffentlichung der Briefe an die Levetzows führt er aus: „Die Urkunden v. Levetzowscher Herkunft aus dieser kritischen Periode sind vernichtet. Fraglos aber, daß auf dieser Seite so zart wie klug verfahren worden ist, in einer Weise, die von dem Versagen oder Vertagen alles Verletzende ablöste, und das Fundament gegenseitigen herzlichen Wohlwollens unerschüttert ließ. Selbst damit ist noch nicht genug gesagt. Das Wiedersehen, die Wiederaufnahme des anmuthigen persönlichen Verkehrs wurde dabei als etwas Selbstverständliches behandelt, gewissermaßen sogar ausbedungen. Als Plan kommt dies in Goethes Briefen, als aufrichtiger Wunsch, als Bitte und Einladung noch öfter in denen Amalie v. Levetzows zur Sprache. Ein direktes Nein kann nicht ausgesprochen sein, sonst wäre unser Brief und wären die folgenden unerklärlich. Man versteht sie nur unter der Voraussetzung, daß eine geraume Zeit lang, Dank einem beiderseits geübten Takt und Zartgefühl, alles schön in der Schwebe gehalten wurde, also zunächst weit bis ins nächste Jahr hinein und bis Goethe selbst sich in das Naturnotwendige gefunden hatte."

1628.*

An Frau v. Levetzow.

Ihr lieber, theurer Brief, meine allerbeste, obgleich erwartet und gehofft, hat mich ganz eigentlich überrascht; denn so ist es mit ersehnten Freuden daß sie, zaudernd, uns für die Ewigkeit auszubleiben scheinen. Eine unwillkührliche Bewegung, womit ich mir den fremden Poststempel[1] und das bekannte Siegel sogleich anzueignen trachtete, werden Sie mir wohl zutrauen.

[1] Trzibitz.

Und so erreich' ich es denn, nach langem Entbehren, wieder in die Mitte des heitersten Familienkreises einzutreten und eines Zustandes, nunmehr in freyer Luft, in Wein- und Obstgärten, wenn auch nur Gedanckenweise, mich zu erfreuen, eines Zustandes der mich, unter den zwar kurzen, aber doch goldnen Flügeln des Herrlichen Straußes höchst glücklich gemacht hatte. Noch jetzt empfinde ich es nach, da eine heitere Vergangenheit als wäre sie gegenwärtig ihren reitzenden Einfluß ununterbrochen fortsetzt.

Daß ein so schöner Herbst Ihnen gegönnt war machte mir die reinste Freude, ich mochte an heitern Tagen Sie dencken wo ich wollte, so fand ich Sie unter freyem Himmel; und wenn nun gar Ihre liebenswürdige Erzählung mir die schönen böhmischen Gegenden durch eine frohe Thätigkeit der lieben Kinder belebt und die Landschaft erst recht durch die anmuthigsten Figürchen heraushebt, so wüßte ich Gefühl und Einbildungskraft nicht angenehmer zu beschäftigen.

Was unsern theuren gnädigsten Herren betrifft so kann ich wohl sagen: daß er sich dem allgemeinen Wunsche gemäß, aber völlig über alle Erwartung in dem besten Wohlseyn befindet. Nicht allein ist ihm die Berliner Revüe ganz trefflich angeschlagen, sondern er hat, nach kurzem Aufenthalt alhier, sogleich in Eisenach den Grundstein zu einer neuen Bürgerschule gelegt, ist von da nach Göttingen gefahren, um die dortigen Gelehrten, ihm höchst anhänglichen Männer freundlichst zu überraschen, und die bedeutenden Anstalten, die er recht gut zu beurtheilen weis, in ihrem neusten Zustande kennen zu lernen. Hiernach befindet er sich wieder hier in gewohnter Thätigkeit, gründet, baut, vollendet, säet, pflanzt und hegt auf eine Weise die jedermann in Bewundrung und Freude versetzt. Ich hoffe er wird danckbarlichst anerkennen wieviel er

Eine Woche nach Abgang dieser Briefe war Goethe heimgekehrt. Ueber die Beantwortung der Briefe ist nichts bekannt, doch bringt Suphan die geheimnisvolle Tagebuchstelle vom 4. November: „Schreiben aus Böhmen. Beantwortung desselben" in Beziehung dazu. In seiner Veröffentlichung der Briefe an die Levetzows führt er aus: „Die Urkunden v. Levetzowscher Herkunft aus dieser kritischen Periode sind vernichtet. Fraglos aber, daß auf dieser Seite so zart wie klug verfahren worden ist, in einer Weise, die von dem Versagen oder Vertagen alles Verletzende ablöste, und das Fundament gegenseitigen herzlichen Wohlwollens unerschüttert ließ. Selbst damit ist noch nicht genug gesagt. Das Wiedersehen, die Wiederaufnahme des anmuthigen persönlichen Verkehrs wurde dabei als etwas Selbstverständliches behandelt, gewissermaßen sogar ausbedungen. Als Plan kommt dies in Goethes Briefen, als aufrichtiger Wunsch, als Bitte und Einladung noch öfter in denen Amalie v. Levetzows zur Sprache. Ein direktes Nein kann nicht ausgesprochen sein, sonst wäre unser Brief und wären die folgenden unerklärlich. Man versteht sie nur unter der Voraussetzung, daß eine geraume Zeit lang, Dank einem beiderseits geübten Takt und Zartgefühl, alles schön in der Schwebe gehalten wurde, also zunächst weit bis ins nächste Jahr hinein und bis Goethe selbst sich in das Naturnotwendige gefunden hatte."

1628.*

An Frau v. Levetzow.

Ihr lieber, theurer Brief, meine allerbeste, obgleich erwartet und gehofft, hat mich ganz eigentlich überrascht; denn so ist es mit ersehnten Freuden daß sie, zaudernd, uns für die Ewigkeit auszubleiben scheinen. Eine unwillkührliche Bewegung, womit ich mir den fremden Poststempel[1] und das bekannte Siegel sogleich anzueignen trachtete, werden Sie mir wohl zutrauen.

[1] Trzibitz.

Und so erreich' ich es denn, nach langem Entbehren, wieder in die Mitte des heitersten Familienkreises einzutreten und eines Zustandes, nunmehr in freyer Luft, in Wein- und Obstgärten, wenn auch nur Gedanckenweise, mich zu erfreuen, eines Zustandes der mich, unter den zwar kurzen, aber doch goldnen Flügeln des Herrlichen Straußes höchst glücklich gemacht hatte. Noch jetzt empfinde ich es nach, da eine heitere Vergangenheit als wäre sie gegenwärtig ihren reitzenden Einfluß ununterbrochen fortsetzt.

Daß ein so schöner Herbst Ihnen gegönnt war machte mir die reinste Freude, ich mochte an heitern Tagen Sie dencken wo ich wollte, so fand ich Sie unter freyem Himmel; und wenn nun gar Ihre liebenswürdige Erzählung mir die schönen böhmischen Gegenden durch eine frohe Thätigkeit der lieben Kinder belebt und die Landschaft erst recht durch die anmuthigsten Figürchen heraushebt, so wüßte ich Gefühl und Einbildungskraft nicht angenehmer zu beschäftigen.

Was unsern theuren gnädigsten Herren betrifft so kann ich wohl sagen: daß er sich dem allgemeinen Wunsche gemäß, aber völlig über alle Erwartung in dem besten Wohlseyn befindet. Nicht allein ist ihm die Berliner Revüe ganz trefflich angeschlagen, sondern er hat, nach kurzem Aufenthalt alhier, sogleich in Eisenach den Grundstein zu einer neuen Bürgerschule gelegt, ist von da nach Göttingen gefahren, um die dortigen Gelehrten, ihm höchst anhänglichen Männer freundlichst zu überraschen, und die bedeutenden Anstalten, die er recht gut zu beurtheilen weis, in ihrem neusten Zustande kennen zu lernen. Hiernach befindet er sich wieder hier in gewohnter Thätigkeit, gründet, baut, vollendet, säet, pflanzt und hegt auf eine Weise die jedermann in Bewundrung und Freude versetzt. Ich hoffe er wird danckbarlichst anerkennen wieviel er

Marienbad hiebey schuldig geworden und seinen geziemenden Tribut das nächste Jahr fröhlich und hoffnungsvoll abtragen . . .

Die Fortsetzung mit Erlaubniß nächstens.

Mit den herzlichsten Grüßen und Betheurung treuster Anhänglichkeit Goethe.

Weimar d. 29. Nov. 1823.

1629.*

An Boisserée.

Weimar, 12. December 1823.

Ihr liebevolles Schreiben,[1] mein Bester, gelangte zu mir gestern Abends, und ich beginne den heutigen Tag mit eiliger Erwiederung.

Um ein achtmonatliches Stillschweigen, wo nicht zu entschuldigen, doch einigermaßen begreiflich zu machen, thu' ich am besten, wenn ich historisch verfahre. Aller Fleiß unseres dießjährigen Frühjahrs reichte kaum hin, Ende Juni ein Heft „Kunst und Alterthum" und eins „Morphologie" zu vollenden; Juli, August und einen Theil des Septembers bracht' ich in Böhmen zu, theils meinen alten Gebirgsforschungen ergeben, theils in heiterer Gesellschaft mich erquickend; sogar die Poesie ging nicht leer aus, mir selbst und theilnehmenden Freunden zum Vergnügen. In Eger blieb ich bis Hälfte Septembers, von dort schrieb ich mehrere Briefe an die zerstreuten Freunde. Sie auch standen auf der Liste; wie es aber beim Abschluß

[1] Aus Paris, vom 3. Dezember.

einer ſolchen auswärtigen Exiſtenz zu gehen pflegt, man findet ſich denn doch zuletzt überraſcht, wenn der Reiſewagen vor der Thüre hält.

Kaum zu Hauſe angelangt, beſuchte mich Staatsrath Schulz von Berlin; ein Mann, der vor vielen ſeiner Namensvettern Aufmerkſamkeit, Anhänglichkeit, Zutrauen und Hochachtung verdient.

Zu gleicher Zeit langte Graf Reinhard mit Familie bei uns an, ſein Geburtsfeſt ward fröhlich und anſtändig gefeiert und wie es ſonſt zuſammen gut und heiter geweſen, haben Sie ſelbſt von ihm vernommen.

Eine unvergleichliche Pianoſpielerin, Madame Szymanowska, deren anmuthige Gegenwart und unſchätzbares Talent mir ſchon in Marienbad höchſt erfreulich geweſen, kam gleich nach ihnen, und mein Haus war vierzehn Tage der Sammelplatz aller Muſikfreunde, angelockt durch hohe Kunſt und liebenswürdige Natur. Hof und Stadt, durch ſie aufgeregt, lebte ſo fortan in Tönen und Freuden.

Unmittelbar nach ihr beſuchte mich Herr Staatsminiſter von Humboldt, einer der ächten alten Freunde aus der Schiller'ſchen Zeit; hier war das Vergangene leicht gefunden, angeknüpft und bis an die neueſten Tage herangeſponnen.

Seine Stelle war ſodann unmittelbar wieder beſetzt durch Profeſſor Zelter, der vom Rheine kam; da denn wieder eine neue Art von vertraulicher Mittheilung begann und bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt wird.

Dieſes alles klingt nun recht ſchön und gut, wenn es nur auch ſo glatt abgegangen wäre; allein ich ward am 1. November durch äußeren Anlaß von einer ſolchen Erkältung angegriffen, daß die ſchlimmſten Folgen daraus entſtanden, vorzüglich weil ich ſie anfangs ohne ernſte gegenwirkende Kur vernachläſſigte; indem der mit meiner

Natur wohl bekannte Hausarzt zu gleicher Zeit gefährlich krank ward. Indessen nahm ein Krampfhusten dergestalt überhand, daß ich vierzehn Nächte auf dem Sessel zubringen mußte, in einem Zustande, der den Unterschied zwischen Tagen und Nächten aufhebt und sich zu der, an meinen Seiten sich immerfort bewegenden Geselligkeit gar seltsam verhielt. Wohlthätig war es jedoch, daß dieses äußere so heftige Uebel nicht in mein Inneres drang und mein eigentliches Ich wie ein ruhiger Kern in einer stachlichen Schaale für sich lebendig wirksam blieb. Dadurch ward es möglich, daß ich den Freunden doch einigermaßen theilnehmend erscheinen konnte, auch ein Heft „Kunst und Alterthum" durch einige Einwirkung und Andeutung zu Stande kam, auch ein Morphologisches gefördert wurde.

Nun rück' ich durch fleißiges Baden, von allem Krampfhaften nach und nach befreit, einem thätigern Leben wieder zu, verfahre jedoch nur schrittweise, denn offenbar hatte mir eine zu lebhafte Anstrengung nach meiner Rückkehr aus dem Bade, wo ich mich hätte ruhiger verhalten sollen, geschadet und äußeren Zufälligkeiten die Hand gereicht . . .

Daß meine früheren Arbeiten nun endlich auch in das Strudelgetriebe der französischen Literatur aufgenommen worden, macht mir wenig Freude, es bleibt allen diesen Dingen kaum etwas mehr als mein Name. Sie sagen mir manches Neue und sprechen sich so gut darüber aus, daß ich weiter nichts zu äußern wüßte; das beste, was bei allem diesem Getreibe herausgekommen, ist der Abdruck des ächten Diderotischen Dialogs, le Neveu de Rameau, bei Brière. Lesen Sie es ja gleich, wenn es noch nicht geschehen wäre, was man mich als Vorredner sagen läßt, darf ich allenfalls anerkennen, es ist wenigstens ganz in meinem Sinne geschrieben . . .

Nun bedenken Sie noch zum Schluß das Hauptgeschäft, das mir in hohen Jahren obliegt, meinen literarischen Nachlaß zu sichern und eine vollständige Ausgabe meiner Werke wenigstens einzuleiten! es würde mir dieß ganz unmöglich seyn, wenn sich nicht hübsche junge Leute zu mir gesellten, die sich an mir herauf gebildet haben, mich völlig verstehen, meine Absichten durchdringen und sich anschicken an meiner Statt auf Stoff und Gehalt, der noch so reichlich daliegt, verständig-geistreich zu wirken. Auch hierin ward bei meinen letzten Uebeln ununterbrochen fortgefahren.

Uebergehen darf ich hierbei nicht, daß gerade die heftigen Gegenwirkungen mißwollender Menschen, durch Parteigeist aufgeregt und begünstigt, die mir angehörigen Geister erweckt und zum Widerstreben ermuntert haben, indessen ich keine Zeit verliere, theils neuen Erwerb zu gewinnen, theils das Erworbene zu gestalten. Dabei freue ich mich täglich, daß ich früher nichts versäumte, mich fest zu gründen und immer dem Tag aufgab, um Jahre zu gewinnen.

Unter denen, die sich thätig an meiner Seite erhalten, ist Hofrath Meyer vorzüglich zu nennen. Seine griechische Kunstgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf Alexander, ist ein unschätzbares Werk für jeden, der mit sich selbst und dem Gegenstand einig werden will. Unsere lieben deutschen Blätter werden es bald um- und umgeschrieben und was schlimmer ist, in Phrasen verzettelt haben; indessen bleibt es denn doch auf den Repositorien stehen und jeder Frische kann in der Folgezeit wieder frisch darnach greifen.

Riemer ist zwar sehr beschäftigt, aber er läßt nicht nach, mir bedeutend folgereich beizustehen; indem er beim Druck der Hefte die Revision des Manuscripts und des

Preßbogens übernimmt. Rechtschreibung, Interpunktion und was mehr ist, Klarheit und Uebereinstimmung des Ausdrucks wird hiedurch gesichert.

Hiebei darf ich nun wohl kaum sagen, daß, sowohl überhaupt als besonders, im gegenwärtigen reconvalescirenden Augenblick dieß alles fast zu schwer werden will, und daß ich mich geistig recht strack halten muß, um nicht zu weichen und zu wanken. Damit nun die gute Natur vollkommen aufgerichtet und gekräftigt werde, so stehen auch Sie mir bei mit freundlichem Willen und Wollen, mit gutem Sinn und treuer Neigung, damit was dem Menschen einzeln zu erreichen unmöglich ist, wir, wie bisher, in redlich thätigem Bezug, wenn auch nur aus der Ferne, wechselwirkend leisten und vollenden mögen.

Treu anhänglich Goethe.

1630.

An Großherzog Karl August.

Ew. Königliche Hoheit

verzeihen gnädigst, wenn ich über die Bürgerische Angelegenheit[1] noch nicht ausführlich berichtet; zur Entschuldigung diene vielleicht, daß die Sache völlig abgethan ist.

Mit der im dritten Bande der sämmtlichen Bürgerischen Werke und zwar in der Vorerinnerung Seite IX und in den Anmerkungen S. 223—225 angeführten Wei-

[1] Karl v. Reinhard gab eine Ausgabe von Bürgers Werken in 7 Bänden heraus, die auch dem Großherzog zugegangen waren. Dieser fragte bei Goethe an, wie es sich mit der in Band III erwähnten „Weimarischen Subskription für Bürger" verhalten habe.

mariſchen Subſcription[1] hat es ſeine völlige Richtigkeit. Der damals ſchon lebhafte und nachher ſo viele Jahre ſich immer gleich gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei Bürgers Anerbieten rege werden, als er Luſt bezeigte den Homer zu überſetzen. Wie ein ſolches an- und eingeborenes Talent ſich auch in dieſem Falle benehmen, was es leiſten würde unterlag keiner genauen Unterſuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würde gefördert ſeyn.

Man begnügte ſich auch nicht mit dieſer ſchriftlichen Zuſage, ſondern man legte die Summe von 65 Louisd'or in meine Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch Bürgers Beharrlichkeit ſtimmten in den wohlmeinenden Vorſatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmal das Geld zu Bürgers Gunſten beſtimmt worden, der ſich aus kümmerlichen Umſtänden nie zu erholen wußte, ſo beſchloß die anſehnliche Geſellſchaft, ihm dieſe bedeutende Unterſtützung angedeihen zu laſſen: wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich ſendete ihm das Geld, erhielt ſeinen Dank und richtete ihn aus.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verſchiedene beſchloſſen, realiſirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugniſſe haben die Jahres- und Begebenheitswechſel mit aufgezehrt.

Hier unterſtehe ich mich nun bei Ew. Königlichen Hoheit unterthänigſt anzufragen, ob ich nicht, da der Herausgeber Bürgeriſcher Schriften dieſe Sache zur öffentlichen und ganz eigentlich literariſchen gemacht hat, der

[1] In Wielands „Teutſchem Merkur", Febr. 1776.

völlige Abschluß derselben ihm aber unbekannt ist und Andern problematisch dünken möchte, deshalb in dem nächsten Hefte von Kunst und Alterthum vorgemeldete Aufklärung geben und die Angelegenheit dadurch beendigen, auch alle Hoffnungen, die gewissermaßen die Gestalt von Forderungen annehmen, völlig beseitigen solle.

Unterthänigst

Weimar den 23. Decbr. 1823. J. W. Goethe.

1631.*

An Frau v. Levetzow.

Das alte Jahr, das mir so viel Schönes und Gutes gegönnt hat, soll nicht vorübergehen ohne daß meine theuern Freundinnen abermals ein Wort des Grußes und Dankes vernehmen. Zwar hat der November mich nicht aufs beste behandelt,[1] doch giebt die Aussicht auf den

[1] Aus den Briefen dieser Zeit wird nicht ersichtlich, wie schwer Goethe damals litt. Zelter aber, der am 24. November zu Besuch in Weimar eintraf, schreibt unter diesem Datum in seinem Tagebuch: „Ich komme nach Weimar, fahre vor. Ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thür, ein weibliches Gesicht kuckt zur Küche heraus, sieht mich, zieht sich wieder zurück. Stadelmann (Diener) kommt und hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage, — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthür: soll man etwa wieder gehn? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — nach Dessau. — Wo ist Ulrike? — im Bette. Der Kammerrath (August) kommt: Vater ist — nicht wohl; krank, recht krank. — Er ist todt! — Nein, nicht todt, aber sehr krank. Ich trete näher und Marmorbilder stehn und sehn mich an. So steig' ich auf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehn. Was werde ich finden? Was finde ich? Einen der aussieht als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe." Und am 28. November: „Die Familie hat seine Heirathsgedanken auf eine undelikate, harte Art aufgenommen statt ihm Antheil zu zeigen. Der Sohn soll mit ihm sehr hart gewesen sein. Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung. Das ist nicht der Weg, sein Herz zu be-

letzten, und in dessen Gefolg auf den längsten Tag neuen Muth und Hoffnungen. Möge das Alles nach Wunsch gelingen! . . .

Daß ich mit meinen Gedancken oft genug in Böhmen gewesen lassen Sie mir gelten, was aber sagen Sie wenn ich melde daß eine Zeichnung vom Hasenberge, mit Klippen und Ruinen, mir ganz unerwartet neulich vor Augen trat. Ich betrachtete ihn mit einiger Scheu: ob nicht etwa gar an und auf demselben mich die Strafe irgend eines Kirchenraubs, oder sonstigen Vergehens, wie es auf Engelhaus der Fall war, drohend erwartete; doch will ich mir von so liebenswürdigen Richtern alles gefallen lassen, die ja wohl behülflich sind das allerschlimmste zu überstehen.

Wenn ein schlanckes, liebes Kind sich niederbeugt und meiner gedenckend ein Steinchen aufhebt, so ist das zu den hundert Stellungen in denen ich sie vor mir sehe wieder ein neuer Gewinn; sie mag mir ja die Früchte ihrer Bemühung nicht vorenthalten . . .

Und so bleibt mir eine neue Seite noch übrig welche nur den geringsten Ausdruck meiner Gesinnungen und Wünsche zu fassen Raum genug gäbe. Zu gleicher Zeit aber steht der neue Wand-Calender von 1824 vor mir wo die zwölf Monate zwar reinlich aber auch vollkommen gleichgültig aussehen. Vergebens forsch ich welche Tage sich für mich roth welche düster sich färben werden; die ganze Tafel ist noch in Blancko, indessen Wünsche und Hoffnungen hin und wieder schwärmen. Mögen die meinen

---

sänftigen. Er hat die Natur, daß ihn der Widerstand verhärtet. Ich weiß nicht wie es enden wird . . ." An anderer Stelle berichtet er: „Ein schweres Krankenlager erfolgte im Spätherbst 1823 und die Weimarischen Aerzte erwarteten Goethe's Tod. Schon zweymal hatte ich den Freund in ähnlichem dem Tode nahen Zustande angetroffen, und ihn unter meinen Augen gleichsam wieder aufleben sehen. Diesmal, seine Genesung so zu sagen beschleunigend, sah ich ihn von Stund an, zur Verwunderung der Aerzte so schnell sich erheben, daß ich ihn in der Mitte des Decembers in völliger Munterkeit verlassen durfte."

den Ihrigen begegnen! Möge sich dem Erfüllen und Gelingen nichts! nichts! entgegen setzen! Sagen Sie Sich unter einander alles in traulicher Stunde, wie es auf der Terasse, im Hin- und Herwandeln weitläufiger auszuführen wäre. Meine nächsten Aussichten aber, deren Gewährung ganz von Ihnen abhängt, lassen Sie mich nicht zu lange entbehren. Wo und Wie? haben meine Gedancken Sie aufzusuchen? Gute Nachrichten von allen Herzlich gegrüßten, den Herren Grafen und die theuren Eltern mit eingeschlossen, mit Sehnsucht hoffend und erwartend

treu anhänglich

Weimar. Sylvester Abend 1823. G.

1632.*

An Ludwig Tieck.

. . . In dem nächsten Hefte von Kunst und Alterthum finden Sie ein heiteres, wohlgemeintes, obgleich flüchtiges Wort über Ihre Verlobten.[1] Merkwürdig ist es immer daß von den zerstückelten Gliedern unseres anarchischen Literatur- und Kunstwesens gar manche sich zu der frömmelnden Fahne sammeln, welche freylich die Schwachen am Geiste und an Talenten sektenartig in Schutz nimmt. Schade ist es dabey doch immer daß so manche löbliche Fähigkeit und Fertigkeit auf diesem falschen Wege, wohl erst gewisse Vortheile, später aber großen Nachteil empfindet; wie ich aufs deutlichste in vielfachen Einzelheiten die zu mir gelangt ungern gewahr werde. Wenn denn

[1] Tiecks Novelle „Die Verlobung" wurde von Goethe in „Kunst und Alterthum", IV, 3, angezeigt.

aber wie man ſich nicht verbergen darf gegen dieſes nur ſeicht und immer ſeichter ſich verbreitende Gewäſſer nicht zu wirken iſt, ſo halte ich's doch für gut, ja für nöthig von Zeit zu Zeit ein öffentliches Zeugniß zu geben daß man anders denkt, wie es denn auch in Ihrer Novelle ganz am rechten Platze geſchehen . . .

Grüßend, wünſchend, treu theilnehmend

Weimar den 2. Januar 1824. Goethe.

1633.*

An Ch. L. F. Schultz.

Von meinem unerfreulichen Zuſtand, in den ich bald nach Ihrer Abreiſe verfiel, und von deſſen Beſſerung wird Zelter genugſame Nachricht überbracht haben. Seit ſeiner Abreiſe bin ich, in gewiſſem Sinne, recht wünſchenswerth wieder hergeſtellt, aber freilich kann ich mich nur ſo erhalten, wenn ich mich für krank angebe. Die eigne Lebensweiſe, die ich in dieſem Sinne ergriffen und mit Standhaftigkeit fortſetze, gibt mir die beſten Hoffnungen wenigſtens für die nächſte Zeit. Meine gewohnten Thätigkeiten vermag ich zu verfolgen: nächſtens erſcheint ein neues Heft Kunſt und Alterthum,[1] worin der Zufall mich den Paria in ſeiner höchſten Würde vorführen läßt, gerade im Augenblick da er Berlin vom Theater[2] herunter intereſſirt; dies iſt ein Gegenſtand, den ich gewiß vierzig Jahre mit mir herumtrage, ohne ihn zur poetiſchen Erſcheinung

[1] IV, 3, das mit Goethes „Paria" beginnt.

[2] Michael Beers Schauſpiel „Der Paria" war damals in Berlin aufgeführt worden.

gebracht zu haben. Dasselbe Heft bietet noch manches, dem ich Genuß wünsche; es ist kein Artikel drinne, dem es nicht ernst sei, etwas zu geben oder zu versprechen, was nächstens zu halten ist . . .

An meine neue Ausgabe denk' ich ernstlich; Eckermann wohnt in Weimar und ist fleißig an der Redaction meiner Acten und Papiere; er fühlt mit Behagen dadurch seine Bildung beschleunigt, und mir ist es kein geringer Vortheil. Cotta erklärt sich willig; aber in welcher peinlichen Lage steht ein deutscher Autor gegen Verleger und Publicum! Freilich haben jene Vorfragen, die Sie mir neulich mittheilten, schon so manches Bedenkliche, was in dem alten Verhältnisse wegfällt. Das Nähere zu seiner Zeit! . . .

treulichst G.

Weimar, den 9. Januar 1824.

1634.*

An Zelter.

9. Januar 1824.

Um mich über die Zustände von 1802 aufzuklären[1] durchsuchte ich meine Briefhefte jener Tage, und da fand ich von Dir gar schöne, gute, freundlich-gründliche Worte, die sich denn immer noch bis auf die letzte Zeit bewähren. Und so mochte denn auch die Prüfung der bedenklichen Wochen, die wir zusammen zugebracht, dem viel-

[1] Für die Ausgabe seines Briefwechsels mit Schiller.

jährigen Gewebe noch einige tüchtige Spannen zufügen! Freud' und Leid haben wir in diesen zwanzig Jahren einzeln und zusammen genugsam erlebt und erfahren, und so war mir denn auch Deine liebe Gegenwart in meinem peinlichen Zustand abermals höchst erquickend; ich fühlte es und weiß es, und es freut mich daß die andern es anerkennen, die niemals recht begreifen was ein Mensch dem andern seyn kann und ist.

Daß Du mir die Mittheilung des Gedichtes[1] durch innige Theilnahme so treulich wiedergabst, war eigentlich nur eine Wiederholung dessen was Du durch Deine Compositionen mir so lange her verleiheſt; aber es war doch eigen daß Du lesen und immer wieder lesen mochtest, mir durch Dein sanftes gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließest was mir in einem Grade lieb ist den ich mir selbst nicht gestehen mag, und was mir denn doch jetzt noch mehr angehört, da ich fühle daß Du Dir's eigen gemacht hast. Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen so müßtest Du mir's so lange vorlesen und vorsingen bis Du's auswendig könntest.

Hier liegt auch ein Brief von meiner Mutter bey,[2] den Du wünschtest; darin, wie in jeder ihrer Zeilen, spricht sich der Charakter einer Frau aus, die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünctlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war . . .

[1] Die „Elegie", die Zelter wiederholt mit Goethe gelesen hatte, wie aus Goethes Tagebuch ersichtlich.

[2] Frau Ajas Brief an ihren Sohn vom 1. Oktober 1802. (Briefe von Goethes Mutter, herausgegeben von Philipp Stein, S. 210 f.)

Ottilie[1] west nun in Berlin und wird es von Stunde zu Stunde treiben bis sie von Zeit zu Zeit pausiren muß; vielleicht giebt ihr das erreichte Ziel, wieder durchs Brandenburger Thor eingefahren zu seyn, wenigstens einige Milderung der Hast, ohne die man sie freylich kaum denken kann. Du thust ihr, weiß ich, alles zu Liebe; das Beste kann freylich nicht ohne Aufregung ihres lebhaften Wesens geschehen.

Ich aber muß mir selbst sagen: daß ich mich auch früher d. h. gleich nach meiner diesmaligen Rückkunft, hätte schonen sollen und mich jetzt zu schonen habe: denn die große Erregbarkeit, die sich schon in Böhmen, wie Du weißt, an der Musik manifestirte, ist's doch eigentlich die mir Gefahr bringt; ob ich ihr gleich nicht feind seyn kann, da ich ihr denn doch eigentlich jenes Gedicht verdanke, an dem Gefühl und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit sich so gern wieder anfrischt.

Nächstens die zweyte Hälfte des mitgetheilten Heftes, das abgeschlossen und ein neues schon wieder angefangen ist. In Dingen der Naturwissenschaft kam von außen glücklich einiges meinen innern Bestrebungen entgegen, und ich hoffe zunächst manches Resultat noch auszusprechen, auch verschiedene Capitel vor diesmal abzuschließen. Aber hiezu ist auch nöthig sich von der närrisch bewegten wissenschaftlichen Welt auszuschließen. Die Masse der unzulänglichen Menschen, die einwirken und ihre Nichtigkeit an einander auferbauen, ist gar zu groß; selbst mit Bedeutenden ist's mitunter nicht ganz just, doch kann und muß man sich über alles trösten, da es am Ende doch auch ganz vortreffliche Menschen giebt, auf die man für jetzt und künftig seine Hoffnungen niederlegen mag . . .

Allen guten Geistern empfohlen. G.

[1] Ottilie war am 30. Dezember nach Berlin gereist, wo sie bei Nicolovius wohnte.

1635.

An Riemer.

Weimar, den 12. Jan. 1824.

Hiermit ſende, mein Beſter, die letzten Schiller'ſchen Briefe von 1802, damit Sie das ganze Jahr beiſammen haben. Mich dünkt, es nimmt ſich ganz gut aus und iſt bis auf wenige Stellen dem Publicum wohl communikabel. Gegen Ende der Woche verhandeln wir wohl in einer heitern Mittagsſtunde dieſe Angelegenheit.

Mit den beſten Wünſchen

G.

1636.

An Alexander v. Humboldt.

Weimar, am 24. Januar 1824.

Der Gedanke, mit trefflichen, verehrten Männern nach ſo vielen Jahren noch ſo immer zuſammen auf dieſer Erde zu wirken, iſt erheiternd und belebend, mich erquickt jeder Gruß, jede Sendung. Dieſes gegenwärtig auszuſprechen, berechtigt mich Ihres Herrn Bruders freundlicher Beſuch, der uns die ſchönſten Tage hoffnungsreicher Thätigkeit zurückrufen ließ. Nun mahnt mich die Gelegenheit durch eine ſchöne, liebenswürdige, talentvolle Frau[1] dies Blättchen mit Gruß und Wunſch, verehrter

[1] Mad. Szymanowska.

Freund, an Sie gelangen zu lassen. Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann. Erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich glücklich macht, damit ich von Ihren großen Arbeiten immerwährenden Vortheil ziehen kann, die Freude einer ununterbrochenen Theilnahme, so lange sie mir noch gegönnt ist, ungetrübt genießen möge.

G.

1637.*

An Ottilie v. Goethe.

26/30 Januar 1824.

Indem ich hoffen kann, daß Du Deine Tagebücher, wiewohl mit einiger Aufopferung immer fortsetzen wirst, so bereite ich Dir zum voraus abermals ein erwiederndes Blättchen . . .

Einen köstlichen Brief hab' ich von Zelter, danke ihm dafür zum allerschönsten. Manchmal wollt' es mich betrüben daß er mich in gar zu schlechten Zuständen neulich antraf; dann muß man es auch wieder für gut halten dergl. Tage und Stunden zusammen verlebt zu haben . . .

Morgen früh schlagen sie einem Missethäter das Haupt ab; Abends giebt Hartknoch ein Conzert; unzählige Nähnadeln sind den Tag über in Activität, um die mannigfaltigsten Charaktere herauszustutzen. Dazwischen pickt denn auch eine oder die andere Nadel des Mißwollens auf Braut und Bräutigam, auf Rivale mit oder ohne

Maske, und auf die übrigen öffentlichen Geheimnisse des Hofes und der Stadt. August ist nach zurückgelegtem Hofdienste wieder ganz haus- und kellerhaft, Ulrike küchenartig, doch auch mit Sticheln in bunter Wolle wenigstens nicht zurückbleibend. Meistens jeden Tag ein neuer Gast; die Kinder sind sehr scharmant und wenn Du nicht bald wieder kömmst, so wirst Du nicht recht wissen, wo Du Platz finden willst. Sey also nicht zu verwegen in der Königsstadt und bedenke, daß man seinen Sitz nicht zu lange verlassen muß wenn man ihn behaupten will. Dies sagte ich nicht wenn ich nicht wüßte daß Du schwer zu erschrecken bist.

1638.*

An Nees von Esenbeck.

. . . Es ist eine eigene Sache: das Alter hat mehr Rücksichten zu nehmen als man denkt; man geht nicht schnell mehr ungestraft von einem Interesse zum andern über, Zerstreuung ist der Thätigkeit gefährlicher, und wenn man noch gar, wie mir es den November entlang begegnete, sich durch körperliche Uebel durchhalten und durchschlagen muß, so bemerkt man nur allzu sehr, daß die äußere Welt noch ebenso viel, ja mehr verlangt, als wir hätten leisten können, da noch unsere Geistes- und Körperkräfte völlig zusammenwirkten . . .

Es ist mir sehr angenehm, daß Eckermann's Büchlein einen guten Eindruck auf Sie macht; er ist jetzt hier zu unser beider Gewinn. Seine Neigung zu meinen Arbeiten und die Uebereinstimmung mit meinem Wesen überhaupt trägt mir schöne Früchte, indem er mir, zu einer neuen Ausgabe, ältere vorliegende Papiere sichtet,

ordnet und redigirt, wozu ich wol niemals gekommen wäre. Ihn interessirt, was für mich kein Interesse mehr hat. Eine freie Uebersicht und ein glücklicher Takt qualificiren ihn zu dem Geschäft, das ihm zugleich Freude macht . . .

Weimar, den 2. Februar 1824. G.

1639.*

An Ch. L. F. Schultz.

Nun ist Ottilie wieder zurück, und hält Vorlesungen über ihr Tagebuch; sie hat freilich so viel herumgetrieben, viel gesehen und nach ihrer Weise Gutes genossen; haben Sie herzlichen Dank für alles, was Sie diesem lieben, wunderlichen Wesen an Aufmerksamkeit und Neigung gegönnt haben; sie ist von dem Strudel hingerissen worden, der eigentlich das Element der Frauen zu sein scheint, und dann ist doch eine so große, bedeutende Stadt mit acht Wochen nicht abgethan. Sie wird eine Zeitlang Nachgenuß haben, und uns daran Theil nehmen lassen . . .

Eckermann schleppt, wie eine Ameise, meine einzelnen Gedichte zusammen; ohne ihn wäre ich nie dazu gekommen; es wird aber gar artig werden; er sammelt, sondert, ordnet, und weiß den Dingen mit großer Liebe etwas abzugewinnen . . .

Ein kleines Schauspiel von Immermann las ich im Berlinischen Taschencalender, überschrieben: die Brüder. Ich will es meinen jungen Leuten übergeben; denn ich weiß mich in solche Dinge nicht mehr zu finden. Es spricht ein eignes Naturell aus dieser Production; dann aber spürt man so viele äußere Einwirkung bis auf die

modernste; Iffland und Kotzebue spuken denn doch durch's Ganze. Es ist mit allen Künsten und besonders auch mit dieser ein wunderlicher Zustand. Nur durch meine Kinder vernehm' ich noch etwas vom Theater, und Ottilie hat von Berlin her manches wohlgesehene Gute mitgebracht.

Nun aber zu dem A und Ω, das ich Ihnen ewig verdanke. Mehrere Wochen war ich nicht in das große und durchkältete Zimmer gekommen, und als ich wieder hineintrat, erstaunt' ich zum Erschrecken, so trat mir das erhabene einzige Götterbild[1] entgegen. Nun seh' ich es wieder täglich, und immer wieder mit neuem Eindruck.

so auch immergleich der Ihrige

Goethe.

1640. *

An Zelter.

11. März.

... Was Du von Felix[2] meldest, ist wünschenswerth und rührend, als Text und Commentar betrachtet; könnt ich doch auch von einem meiner Scholaren das Gleiche melden! leider aber hat Poesie und Bildkunst kein anerkanntes Fundament wie die eure. Die absurdeste Empirie erscheint überall, Künstler und Liebhaber sind gleich unstatthaft, der eine macht, der andere urtheilt ohne Vernunft; da muß man denn abwarten bis ein entschiedenes Talent hervorgeht und das Vernünftige außer sich gewahr wird, weil es in seinem Innern verborgen liegt.

[1] Der von Schultz ihm geschenkte Abguß des Kolossalkopfes der Juno Ludovisi.
[2] Felix Mendelssohn.

Unsere Fastnachtsspäße sind für mein Häusliches schlecht abgelaufen; Ulrike hat im letzten Cotillon, dem unseligen Tanze den Buben und Mädchen nie satt kriegen einen harten Fall auf das Hinterhaupt gethan, von welcher Erschütterung das Gehirn sich noch nicht wieder hergestellt hat. Die Aerzte wollen zum Besten reden, ich aber weiß nicht was draus werden soll.

Mit diesem Unheil ist denn auch Ottilie empfangen worden und mag es, nach aller Berliner Pracht und Lust, mit ausbaden helfen.

Von mir kann ich nur Gutes sagen, ob ich mich gleich eigentlich nur bescheiden und sorgsam hinhalte. Jeder Tag bringt etwas zu thun und etwas zu sorgen, das ist denn noch das Beste von der Sache. Stein auf Stein, mit gutem Vorbedacht, giebt zuletzt auch ein Gebäude.

Von Berlin hat mir Ottilie manches Erfreuliche mitgebracht, und so bin ich denn auch auf ihre fernere Erzählung neugierig. Sie hat sich in dem strudelnden, sprudelnden und mitunter wieder seicht stagnirenden Weltwesen umhergetrieben; bey ihrer empfänglichen Klarheit hat sie jedoch sehr gut gesehen, heiter genossen und mag uns denn auch im Geiste in jenes Element versetzen . . .

Noch eins! Hast Du im königlichen Schlosse, im Pfeilersaale, die ausgestellten Gemälde der Herren Schadow und Begas gesehen? wo nicht, so beschaue sie und melde mir ohne Umstände wie Du sie findest. Sodann lies auch in der Haude- und Spenerschen Zeitung Nr. 56 und 57 die Recension derselben. Sie ist von einem Einsichtigen geschrieben, aber wie dreht und wendet er sich um seine Ueberzeugung verhüllt auszusprechen, die wir in wenig Worte zusammenfassen können. Es sind zwey talentvolle und hochausgebildete Künstler, die aber in der modernen Deutschnarrheit, der Frömmeley und Alter-

thümeley, ihre besten Jahre verlieren, es Niemand zu Danke machen und, weil sie entweder zu spät oder gar nicht zur Besinnung kommen, wahrscheinlich zu Grunde gehen. Hüben wie drüben

Dein Getreuer.

1641.

An Caroline v. Wolzogen.

Weimar, 22. März 1824.

Gar sehr danke ich, verehrte Freundin, daß Sie eine so werthe Angelegenheit[1] zur Sprache bringen, und sage sogleich, beliebter Kürze wegen: daß ich in den Hauptpunkt Ihres Vorschlags vollkommen einstimme. Daß an Cotta deßhalb von Ihrer Seite baldigst ein Antrag[2] geschehe, find' ich der Lage gemäß; denn es ist an der Zeit! Im neuesten Hefte von Kunst und Alterthum ließ ich Schillers Briefe vom Jahre 1802 mit wenigen Reticenzen neuerlich abdrucken, sie geben Zeugniß von einem hohen, reinen, heitern, unschuldigen Verhältniß und werden das Verlangen des Publicums und den Antheil des Verlegers zu steigern geeignet sein. Doch wünschte ich, daß Sie, ehe ein weiterer Schritt geschieht, mich noch sprechen möchten, wozu ich die Frühstunden Mittwochs in Vorschlag bringe.

Der Frau Schwester angelegenst empfohlen zu sein wünschend, den frischen Anklang früherer Verhältnisse herzlich begrüßend, die v. Humboldtischen Briefe beilegend, treulich Goethe.

---

[1] Die Herausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels.

[2] Caroline hatte an Goethe geschrieben, sie nehme an, Cotta würde „nicht anstehen, 4000 Gulden für diese einzig merkwürdige Korrespondenz zu zahlen."

1642.

An Frau v. Levetzow.

Endlich ist der März vorüber, die Sonne steht höher, Schneeglöckchen, Krokus und andre niedliche Frühblumen seh ich in Büschel und Reihen vor meinem Fenster und kann glauben daß die Freundinnen, Abends am traulichen Tische versammelt, mir ein Plätzchen unter Sich gönnen möchten.

Bisher habe ich Sie nur bey Festen, auf Bällen, im Theater[1] mir dencken können, da wird es denn wohl an aufmercksamen Verehrern nicht gefehlt haben, die ich zu beneiden mich nicht enthalten könnte.

Das Frühjahr ist also da! Wie wird es mit dem Sommer werden? Bey dieser Frage ist mir nicht ganz wohl zu Muthe. Der verehrte Fürst scheint sich nach Westen hin zu neigen, da seine Diener den Osten im Auge behalten. Wie sich dieser Zwiespalt lösen wird ist nicht voraus zu sehen.

Sagen Sie mir indessen, theuerste Freundinn, mit mehr Entschiedenheit, wenn es möglich ist, Ihre Aussichten, Plane, Vorsätze für die nächste Zeit; dadurch gewänne man, im ungewissen Falle, doch einen Anhalt auf den man lossteuerte.

Ferner lassen Sie mich ja erfahren wie Sie diesen Winter zugebracht, möge ich das Beste hören! Mich hat er nicht glimpflich behandelt; mein aus Osten mitgebrachter guter Humor, im Andencken so schöner Stunden, machte mich sicher, ich traute mir zuviel zu und mußte dafür büsen.

[1] Frau von Levetzow hatte sich mit ihren Töchtern seit Neujahr in Berlin aufgehalten und auf Einladung des Königs auch an den Hofgesellschaften teilgenommen.

Die liebe Jugend ist wohl so froh als gesund und ich kann mir sie im Freyen dencken; der Hünerhof[1] und der Hasenberg[2] erscheinen mir manchmal als wenn ich dagewesen wäre, oder dort seyn sollte.

So weit war schon zu Anfang des Monats geschrieben und manches hing noch in der Feder das nicht recht heraus wollte. Nun aber soll das Blat ohne weitern Aufenthalt seinen Weg dahin nehmen wo ich die Botschaft lieber selbst ausrichtete, obgleich im Augenblick ungewiß wohin ich mich zu wenden hätte.

Gedencken Sie mein mit den lieben Kindern und gönnen mir die Hoffnung daß ich, mit den gleichen Gefühlen und einigen unterhaltenden Druckheften ankommend, den Lieben an dem alten Plätzchen willkommen seyn werde.

Indessen bleibt der zierliche Becher der Vertraute meiner Gedancken, die süßen Nahmenszüge nähern sich meinen Lippen, und der 28te Auguſt, wenn es nicht soweit hin wäre, sollte mir die erfreulichste Aussicht geben. Ein trautes Anstoßen und so weiter

Weimar d. 13 Apr.[3] unwandelbar
1824. Goethe.

Den vierfüßigen Geleitsmann so wie die Weim. Münzen habe sogleich erinnert; sollte noch keine Erfüllung der Zusage erfolgt seyn, so wollen wir noch einmal anklopfen.

[1] Im Schloßpark von Trzibliz.

[2] Zwei Stunden von Trzibliz.

[3] An demselben Tage verzeichnet Goethes Tagebuch: „Fuhr mit Ottilien spazieren. Nach Tische las ich ihr die Einleitung zum Werther vor.“ Das Gedicht „An Werther“, beginnend:

Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,

wird im Tagebuch zuerst am 25. März erwähnt. Das Lesen dieses Gedichtes, das jetzt das erste in der „Trilogie der Leidenschaft“ ist, gerade am Tage der Absendung des obigen Briefes, ist bedeutsam für die Stimmung, aus der der Brief geflossen ist.

1643.

An Hegel.

Ew. Wohlgeboren Andenken, welches bei mir immer frisch und lebendig bleibt, wurde durch eine heiter von Berlin zurückkehrende Dame völlig zur Gegenwart verwandelt; so daß ich mich nicht enthalte mit Wenigem auch wieder einmal mich schriftlich unmittelbar darzustellen. Noch bin ich Dank schuldig für bedeutende Sendungen; leider ward ich von jenen Kapiteln abgezogen und weit seitwärts geführt, deshalb denn die Benutzung auch noch bevorsteht.

Da Ew. Wohlgeboren die Hauptrichtung meiner Denkart billigen, so bestätigt mich dieß in derselben nur um desto mehr und ich glaube nach einigen Seiten hin bedeutend gewonnen zu haben, wo nicht für's Ganze, doch für mich und mein Inneres. Möge alles, was ich noch zu leisten fähig bin, sich immer an dasjenige anschließen, was Sie gegründet haben und auferbauen.

Erhalten Sie mir eine so schöne, längst herkömmliche Neigung und bleiben überzeugt, daß ich mich derselben als einer der schönsten Blüthen meines immer mehr und mehr sich entwickelnden Seelenfrühlings zu erfreuen durchaus Ursache finde.

Ergebenst

Weimar, d. . . Mai[1] 1824. Goethe.

[1] Laut Tagebuch 3. Mai.

1644.

An Marianne v. Willemer.

Sie haben, theuerste Marianne, meine wunderliche Sendung[1] freundlich aufgenommen, den Inhalt empfunden und Ihr liebes Herz thut sich wieder auf, Ihr holder Blick wendet sich zu mir, und wie sollte gegenseitig dies nicht auch mein Fall sein. Leider muß die Entfernung manches fragmentarisch lassen; doch einige Worte über jenes Zeichen des treuen Andenkens können hier auch etwas thun.

Als ich des guten Eckermanns Büchlein[1] aufschlug, fiel mir S. 279 zuerst in die Augen; wie oft hab ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet was denn auch wohl im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte.

In derselben Stunde fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach Belvedere und in den Grünhäusern brach ich die beyden Zweige, verknüpfte sie und mit wenigen, aber wohlempfundenen Reimen begleitet gingen sie ab.

---

[1] Eckermanns „Beiträge zur Poesie"; auf S. 279 wird darin Suleikas Lied an den Westwind als ein musterhaftes Gedicht analysiert und wesentliche Vorzüge Goethescher Lyrik werden an ihm entwickelt. Goethe hatte das am 18. Oktober gelesen und hatte dann in den „Grünhäusern" zu Belvedere ein Myrthen- und ein Lorbeerreislein abgeschnitten und mit einem grünseidenen Bändchen zusammengebunden. Auf das Papier, in das er die Zweige einschlug, schrieb er die Verse:

Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden;
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie, gedenkend seliger Stunden,
Hoffnungsvoll sich abermal vereinen.

d. 18 Octbr. 1823.

Er sandte das Ganze, „meine wunderliche Sendung", an Marianne. Als diese Verse 1828 in die Gedichtsammlung aufgenommen wurden, erläuterte Goethe: „Dieses Gedicht begleitete einen geschlungenen Lorbeer- und Myrthenkranz zum Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares."

Einer freundlichen Aufnahme blieb ich versichert, die Sie nun so liebenswürdig aussprechen und mich glücklich machen. Auch mir schwebt gar oft die Nothwendigkeit des Wiedersehens vor. Nur in Gegenwart läßt sich das Beständige wie das Vergängliche fühlen und beurtheilen; die Wahrheit der Verhältnisse bestätigt sich alsdann, wenn das Scheinbare unaufhaltsam verfliegt.

Hier trifft mich Ihr liebes Blat[1] und nun gleich mit vorstehendem, längstgeschriebenen auf die Post!

Tausend Liebes und Gutes!

treulichst

Weimar, Jubilate[2] 1824.

Goethe.

1645.*

An Rochlitz.

Ew. Wohlgeb.

nehmen den allerverbindlichsten Dank für die geneigte Vermittlung; in Beygehendem erhalten Sie das Nöthige zur Beendigung des kleinen Geschäfts![3] Ein bejahrter deutscher Autor weiß nur zu gut, daß er weder Engländer noch Schottländer ist und daß in solchen Fällen eigentlich nur von Anerkennung eines Rechts, nicht von dem Aequivalent einer Arbeit Rede sein kann. Also nochmals aufrichtigen Dank, daß Sie mir ein unmittelbares Mißgefühl,

[1] Vom 27. April.

[2] 9. Mai.

[3] Rochlitz hatte auf Goethes Wunsch die Verhandlungen mit der Weygandschen Verlagshandlung geführt, die eine neue Ausgabe des „Werther" angeregt hatte.

worauf es in solchen Fällen meistens herauszugehen pflegt, ersparen wollen.

Ich bedinge mir also funfzig vollwichtige Ducaten, wie man sie im Oesterreichischen ohne Widerrede annimmt, sogleich durch die fahrende Post gesendet; auch in der Folge 24 Exemplare gutes Papiers, einige hübsch gebunden, wie man es in Leipzig versteht und ausübt. Wollte man Titel und Gedicht[1] alsobald abdrucken und mir den Bogen zur Durchsicht schicken, so würde es angenehm seyn . . .

Weimar
den 24. May
1824.

und so ferner
treulichst
Goethe.

1646.*

An Cotta.

(30. Mai)

. . . Die Redaktion meiner Korrespondenz mit Schiller ist ein höchst bedeutendes und in manchem Sinne wohl bedeutendes Geschäft; allein die Bemühung ist größer, als ich mir denken konnte, und eine etwas leicht-gemütlich übernommene Last. Die Originale betreffend läßt sich nichts voraussagen; zu sekretieren ist der Masse nach wenig, allein im Ganzen sind, man darf wohl sagen, die tiefsten Geheimnisse der Freundschaft zerstreut; Aeußerungen über Personen und Verhältnisse, vielleicht manchmal im augen-

[1] „An Werther", als Einleitung der neuen Ausgabe.

blicklichen Humor, die man kaum später irgend jemand vertrauen dürfte; auch bin ich nicht einmal bis zur Hälfte der Durchsicht gekommen und läßt sich also noch manches überdenken und überlegen.

Die Sicherung meines literarischen Nachlasses, wozu ich sämmtliche privat Correspondenz, Reiseakten und so manches andere rechne, ist auf einen bedeutenden Punct gediehen. Das Archiv wovon früher die Rede war, umfaßte zwar in einem sorgfältigen Verzeichniß schon gar vieles, allein der Inhalt stand an mehreren Orten zerstreut; gegenwärtig ist alles in ein Local zusammengebracht; mein Sohn und junge Gehülfen sind mit dem Ganzen und Einzelnen jeder nach seiner Weise damit bekannt. Doctor Eckermann sonderte und redigirte am Brauchbaren, bis zu seiner vor wenig Tagen angetretenen Reise und wird nach glücklicher Rückkehr seine Arbeit fortsetzen.

Indessen fördere ich das was ich die Chronik meines Lebens[1] nenne, in Absicht die, an mich immerfort eingehenden Fragen über gar mancherley Umstände zusammen, folgerecht und bloß dadurch verständlich zu beantworten; nicht weniger vorhandenen einzelnen Blättern und Notizen die sonst von keinem Interesse seyn könnten, auch künftig in der Sammlung einen schicklichen Platz zu verschaffen . . .

Hochachtungsvoll gehorsamst

J. W. v. Goethe.

[1] In den Werken erschienen unter dem Titel „Annalen oder Tag- und Jahreshefte", umfaßt die Jahre 1749—1822.

1647.

An Auguste Jacobi.[1]

Um Ihren Namen, meine liebe Jacobi, versammeln sich die schönsten und wichtigsten Erinnerungen meines Lebens; denn wie Lust und Schmerz meine Jahresbahn durchkreuzten, so webte sich die friedliche Theilnahme der Ihrigen unabläſſig und wieder. Nun bleibt mir hier kein Wunsch übrig, als auch Sie, meine gute, liebenswürdige Auguste, persönlich zu kennen, damit ich mich an einem frischen Sprößling des lang bewährten Stammes in später Zeit noch erfreuen möge. Indessen wollen wir den ersten mißlungenen Versuch als eine günstige Vorahnung deuten.

So viel für diesmal, mit tausend und abertausend Grüßen an die Glieder der theuren Familie, der ein beiderseitig wohlwollendes Geschick Sie glücklich zugeführt hat.

Treuverwandt

Weimar, 2. Juni 1824. J. W. Goethe.

1648.*

An Zelter.

26. Juny 1824.

Ich freue mich sehr daß es Dir mit Troilus und Creſſida gelungen ist, oder vielmehr dem Stück mit Dir.[2]

[1] Geb. 1803, Enkelin von Fritz Jacobi, Tochter von Georg Arnold Jacobi.

[2] Zelter hatte geschrieben: „So eben habe zum ersten Male eine gute Deutsche Ueberſetzung von Shakspears Troilus und Creſſida geleſen und mich herzlich satt dabey gelacht. Daß ich kein Gönner des Travestirens bin, kennst Du mich schon. Mein Totalsentiment während der Leſung hat sich gleichwohl in wunderbare Vergleichungen verwickelt, und ist mir diese Farce als eine Basis erschienen, von der die Iliade eine umgekehrte Travestie wäre."

Wie ich ein Todfeind sey von allem Parodiren und Travestiren hab' ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht um es zu vernichten; ja selbst den Schein seh' ich nicht gern dadurch verjagt.

Die Alten und Shakspear setzen an die Stelle dessen was sie uns zu rauben scheinen wieder etwas höchst Schätzenswerthes, Würdiges und Erfreuliches. Auf diese Weise hat Dich denn das fragliche Stück eingenommen, ergötzt und befriedigt und zwar in ganz richtigem Sinne ...

G.

1649.*

An Ch. L. F. Schultz.

... Wenn Meyer's Kunstgeschichte uns in ihrem ganzen Umfange frommt, so haben wir ein Großes gewonnen; nicht einem jedem, besonders nicht den Künstlern wird es so sein. Der lebende Künstler neuerer Zeit steht, mit allem Talent, in einer mißlichen Lage; er ist nicht im Fall, sich an ein entschieden Sicheres anzulehnen, und seine besten Bestrebungen stocken, entweder an denen so unzulänglichen als heftigen Forderungen der Mitwelt, oder an den unaufgeklärten Velleitäten seines eignen, nicht hinlänglich ausgebildeten trefflichen Innern. Alles eigentlich Gute, das zum Vorschein kommt, war nur im Fluge erhascht, aus dem Stegreife gefesselt, und so steht's doch immer als eine nicht ganz behagliche Erscheinung.

Hieran liegt es, daß so viele Jüngere sich in die Frömmelei flüchten und an ältere unvollkommene Muster; das Letzte läßt sie getrost sagen: „Wir sind ja Strebende, das Gute, das Vortreffliche Suchende", und das Erste gibt ihnen den Vortheil, statt an eine Schule, sich an eine Partei anzuschließen. Wie ekelhaft dies aber sei, muß ich fast täglich empfinden; nur mit einer gewissen Härte lehnt man die pfuscherhaften Anmaßungen ab, die, bei dem gewissenlosesten Verfahren, ein Heiliges zu Hülfe rufen und unter dem Mantel der absurdesten Gleißnerei sich für geborgen, so wie ausgestattet halten; auch fürchtet sich das Gezücht vor mir, und probirt doch manchmal ein Vidi zu erhaschen . . .

Mit Rauch bin ich zu keinem allgemeinen Kunstgespräch gekommen; unter der Arbeit, bei Beschauung einzelner Werke, wie ich sie ihm vorlegen konnte, ließ sich wohl mit ihm übereinkommen; sein Aufnehmen wie sein Ablehnen war einer verständigen Individualität, auch deren Leben- und Kunstgang völlig gemäß, und so mir wahrhaft erfreulich.

Ueber das, was man Maximen heißt, habe ich mich dergestalt abgewöhnt zu sprechen, daß sie mir sogar bei vertraulicher Unterhaltung unter vier Augen nicht mehr einfallen, in größeren Gesellschaften gar nicht. Die Mädchen schmücken sich mit Rosen und Kornblumen, den Kindern schmecken die Pfirschen fürtrefflich, das gewahr' ich alle Tage, und sie haben weder von perianthium noch percicarpium einen Begriff, und doch sind diese ja selbst nur äußere, einen höheren Sinn verhüllende Erscheinungen.

Verzeihen Sie, daß ich mit meiner Rede hin und her schweife; Sie werden die Mittellinie schon finden.

Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht

versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, und wenn man das kleine, nette Schooßkind des alten impassiblen Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre, trockne Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfs sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben.[1] Doch mag es bleiben, wie es ist; auch so gibt es zu denken . . .

---

[1] Bettina von Arnim übersandte diese aus Anlaß der beabsichtigten Frankfurter Statue Goethes entstandene Skizze dem Dichter selbst mit einem vom 1. Januar 1824 datirten Briefe. Die Skizze ist wiedergegeben vor dem zweiten Teil der ersten Ausgabe von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Gegen Schluß des „Tagebuchs" zu diesem Briefwechsel beschreibt Bettina ihre Skizze: „Goethe in halber Nische auf dem Thron sitzend, sein Haupt über die Nische, welche oben nicht geschlossen sondern abgeschnitten ist, erhaben, wie der Mond sich über den Bergesrand heraufhebt. Mit nackter Brust und Armen. Den Mantel, der am Hals zugeknüpft ist, über die Schultern zurück, unter den Armen wieder hervor im Schoße zusammengeworfen, die linke Hand, welche damals nach den Gewittern deutete, hebt sich jetzt über der Leier ruhend, die auf dem linken Knie steht: die rechte Hand, welche meine Blumen hielt, ist in derselben Art gesenkt, und hält nachlässig, seines Ruhms vergessend den vollen Lorbeerkranz gesenkt, sein Blick ist nach den Wolken gerichtet, die junge Psyche steht vor ihm wie ich damals, sie hebt sich auf ihren Fußspitzen, um in die Saiten der Leier zu greifen, und er läßt's geschehen, in Begeisterung versunken. Auf der einen Seite der Thronlehne ist Mignon als Engel gekleidet, mit der Ueberschrift: ‚So laßt mich scheinen bis ich werde', jenseits Bettina, wie sie, zierliche kindliche Mänade, auf dem Köpfchen steht, mit der Inschrift: ‚Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken Arme betend empor, aber nicht schuldlos wie Du'." Hermann Grimm, Bettinas Schwiegersohn erzählt im Goethe-Jahrbuch I (1880): „Bettina sah noch in Weimar Steinhäusers kolossale Ausführung ihres Goethe-Monumentes, das heute im Weimarer Museum aufgestellt ist . . . Mit Wichmanns Hilfe war von ihr selbst die plastische Skizze ausgeführt worden. Unter so Vielem, was zu Goethes monumentaler Verherrlichung versucht worden ist, scheint mir Bettinas Entwurf allein die Verkörperung dessen zu enthalten, was Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens seiner Zeit war. Die völlige Ausführung des Werkes, für das die Gruppe Goethes mit dem Genius an seinen Knien, der in die Saiten seiner Leier greift, nur die krönende Spitze bilden sollte, nahm Bettinas Gedanken in ihren letzten Lebensjahren zumeist in Anspruch . . . Immer neue Pläne wurden geschmiedet, die Mittel dafür geschaffen . . . Schwach und nicht mehr recht im Stande zu gehen, ließ sie sich manchmal zu der Arbeit führen, hielt sich mit den Händen an dem Gerüste, auf dem das Modell aufgebaut war, und betrachtete es, langsam herumgehend, von allen Seiten."

Ich selbst fahre an einer sogenannten Chronik meines Lebens fort, wo ich die laconische Abfassung, die schon durchaus vollständig ist, nun zu erweitern und aufzuklären hoffe. Dabei tritt der wichtige Umstand ein, daß die Schillerische Familie mir meine Briefe an diesen hohen Freund bis auf das letzte Billetchen übergeben hat, die ich nun mit seinen, gleichfalls heilig aufgehobenen Briefen und Blättern in einander arbeite, und dem gewiß allgemeinen Wunsch, von einem solchen Verhalten Kenntniß zu nehmen, entgegen arbeite. Alle Freunde, die Schiller's Briefe von 1802, jetzt in Kunst und Alterthum abgedruckt, gesehen haben sogleich gewünscht, meine Erwiederungen dagegen zu lesen. Diese sind freilich zur Aufklärung und Belebung höchst nothwendig, aber im innern und selbstständigen Werth kommen sie den Schillerischen nicht bei; er war geneigter zum Reflectiren über Personen und Schriften, als ich, und seine höchst freien brieflichen Aeußerungen sind als unbedingter augenblicklicher Erguß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich leider auch durch Leiden und Quengeleien des Tags dem Beschauer oft verkümmert wird; doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten buntgrauen Erdenlebens. Die Correspondenz geht ununterbrochen von 1794 bis 1805. Die ersten Jahre höchst reich und prägnant, weil wir uns erst begreifen mußten und, an verschiedenen Orten lebend, briefliche Unterhaltung ernstlich zu pflegen genöthigt wurden. Späterhin hatte sich die Gesinnung schon ausgeglichen, wir wohnten an einem Orte, und so ist wenig Schriftliches übrig geblieben.

Aus jenen Jahrzahlen sehen Sie, daß sich diese Documente unmittelbar an die Campagnen anschließen, und also ohne Weiteres den Freunden, die an meiner Ver-

gangenheit Theil nehmen, eine willkommene, ausführliche Gabe versprechen . . .

und so fürder

Weimar, den 3. Juli 1824. G.

1650.*

An Reinhard.

Weimar, den 5. Juli 1824.

Die zwar zum voraus gewisse, aber doch noch immer überraschend freundliche Aufnahme meiner liebenswürdig wunderlichen Schwiegertochter[1] werde Ihnen, verehrter theurer Freund, durch mannigfaches Gute zunächst diesen Sommer vergolten; mit etwas mehr Gesundheit könnte sie ihren Freunden für die unschätzbare Güte, die ihr gegönnt wird, gar manches Angenehme selbst erwiedern. Bei so schönen Anfängen läßt sich auch für die Folge das Beste hoffen. Was mich betrifft, so bin ich dießmal ganz unentschlossen und habe Verlangen bald da bald dorthin; mein eigentlichster stiller Wunsch aber möchte wohl seyn, heuer die Zeit nicht als Badekur hinzubringen, sondern, in ein leichtes Chaischen gepackt, einen eiligen größeren Rundkreis zu vollführen, um die Freunde, wo sie auch seyen, schnell zu begrüßen und, wenn auch nur wenige Stunden, mich Ihrer Gegenwart und fortdauernden Theilnahme zu versichern. Denn das ist's doch eigentlich, was uns so oft bei brieflicher Unterhaltung zu mangeln

[1] Ottilie hatte Frankfurt, wo sie sich mehrere Tage aufgehalten, am 28. Juni verlassen.

anfängt, eine und wäre es auch nur augenblicklich aufgefrischte Gegenwart.

Herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme Eckermanns,[1] seine Bildung zu mir und meinen Arbeiten ist für mich und die Meinigen unschätzbar; ich kann hoffen, durch ihn Zerstreutes zu sammeln, Unvollständiges zu ergänzen, Vielfaches zu ordnen und zwar in meinem eigenen Sinn, wie auch schon geschehen ist . . .

Der eindringende Antheil an dem Paria freut mich sehr; ich bewahre diese höchst bedeutende Fabel als einen stillen Schatz vielleicht vierzig Jahre und konnte mich jetzt erst entschließen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo er mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint. Wird das Gebildete jedoch in einem treuen energischen Geiste reproducirt, so gelangt es wieder zu seinem ursprünglichen Rechte.

Hier lassen Sie mich enden mit wiederholtem Gruß, Dank und einer sich selbst betheuernden liebevollen Anhänglichkeit. G.

1651.*

An Riemer.

. . . Meine Redaction der Schillerschen Briefe geht fleißig fort; die Abschrift ist bald vollendet; doch folgt nun das Schwierigste, die Einschaltung der Briefe und Billete ohne Datum, das macht die letzten Jahre, die ohnehin etwas mager sind, etwas confus. Indessen ist

[1] Am 3. Mai hatte Goethe an Reinhard geschrieben: „Dr. Eckermann, ein junger, wahrhaft bedeutender Herankömmling, der sich mit aufrichtiger Neigung an meinem Thun, Schreiben und Lassen ausgebildet hat und mir gegenwärtig bei Redaction der vielfachsten Papiere treuen Beistand leistet, wird durch Rath Schlosser bei Ihnen in diesen Wochen eingeführt werden und Sie erfreuen sich gewiß seiner Art und Wesens."

diese Sammlung, wie Sie schon selbst bemerkt haben, höchst wichtig wegen der unmittelbaren Äußerungen über die literarischen Angelegenheiten des Augenblicks und wie wundersam, ja mitunter traurig ist es, in welchen Zuständen, unter welchen Bedingungen die herrlichsten Productionen entstehen! . . .

herzlichst

Weimar, den 24. Juli 1824. G.

1652.*

An Ottilie v. Goethe.

Weimar, 13. August.

. . . und unser guter Eckermann, dem es auf der Reise recht wohl gegangen, erzählte mir mit Freuden, daß er Dich von einem Spaziergang zurückkehrend, heiter und von gutem Aussehen getroffen.

Die merkwürdigen Auszüge aus Briefen und Denkblättern,[1] die Du mir zurückließest, habe ich gar wohl zu Sinn und Seele genommen; gelesen eigentlich nicht; das wollte erst nicht gehen. Da sie aber lange genug neben mir lagen und ich oft genug hineinsah, auch jedesmal das seltene Wesen bedachte, das sich auf eine wunderbare und auch wohl wunderliche Weise auf diesen Blättern hervorthut, so ward ich denn doch zuletzt angelockt, von vorn bis zu Ende den eignen Gang zu sehen, den eine solche Natur einschlagen mußte, um beständigen Schrittes durch so mancherlei Zeiten und Zufälligkeiten hindurch zu gehen. Du wirst, meine Gute, den freundlichsten Dank abzustatten wissen. Ich hatte schon früher einen gewissen Begriff von diesen Personen und Verhältnissen, der sich

[1] Nach Geigers Vermutung Auszüge aus Rahel von Varnhagens Tagebüchern.

jetzt um so mehr aufklärte; eigentlich aber war mir Alles im Zusammenhang neu und merkwürdig.

Die Kinder sind wohl und froh: Walther durch Stunden, Clavierübung und Hofbesuche beschäftigt und zerstreut. Wolf hält sich besonders zu mir und hat eine Schublade in meinem Schreibtisch sich zu Kleinigkeiten und anderen Spielsachen angemaßt, die er jeden Tag umlegt; aber stets mit Sorgfalt und in einer gewissen symmetrischen Ordnung, woran man sich zu erfreuen hat. Nun auch von Dir wieder etwas Ausführliches erwartend

treu gesinnt und angehörig

Weimar, 13. Aug. 1824. G.

1652a.

An Zelter.

25. August.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus Zeiten, läßt sich so eben, zwey Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen nieder; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute droht ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes, und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengesetzt in Erstaunen setzen müßte; der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

(Hierher gehört nun was über den Cyklops des Euripides zu sagen wäre.)

Eben so merkwürdig ist die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida. Auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern, wie oben zwey Naturgegenstände einander gegenübergesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das Griechische Gedicht, im hohen Styl, sich selbst darstellend, nur das Nothdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Ur-Ueberlieferungen sich gründend; das Englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-Dramatische.

Hiebey dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten, schon zur Prosa herabgezogenen, nur halbdichterischen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Ernst, ein eben so entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen wurden.

G.

1653.*

An Klinger.

Weimar 1824.[1]

Und sollt ich, theurer verehrter Freund, unsere innig geliebte Gräfin Carolina[2] von hier abreisen lassen ohne ihr ein Wort des Andenkens aufzutragen, zumal da ich noch Dank schuldig bin für den öffentlichen edlen Ausdruck Ihres gerechten Unwillens.[3] Es that mir freylich Leid daraus zu ersehen, daß die Niederträchtigkeiten bis zu Ihnen durchgedrungen sind, die, obschon in Deutschland an der Tagesordnung, den Bessern kaum berühren. Es ist noch ein so guter Kern und Stamm in der Nation, daß von den eigentlich grundschlechten nichts zu befürchten ist . . .

Daß Sie mein in Liebe und Treue gedenken empfind ich immerfort; sagen Sie nur mit dem Rückkehrenden eine Sylbe, oder sonst gelegentlich; ein solches unmittelbares Zeichen würde auch den trübsten Tag erheitern.

Den nächsten 5. Novbr. tret ich ins funfzigste Jahr meines Hierseyns; vor der Reihe einer dorther sich spinnenden Erinnerung möchte einem fast grauen, wäre man nicht nach einem so weitem überschifften Zeitraum doch

---

[1] Laut Aufzeichnung des Tagebuches vom 7. Oktober zu datieren.

[2] Gräfin Egloffstein.

[3] Von Glovers Schmähschrift „Goethe, als Mensch und Schriftsteller", erschienen in der Edinburgh Review, war eine deutsche Ausgabe von Köchy veranstaltet worden, mit einem Widmungsblatt an Klinger. Dieser hatte dagegen erklärt: „Der genannte Autor sowohl, als der Uebersezer, Commentator dieser Schrift, an mich sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatte eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte, ohne weitere Unterschrift an mich gelegt, der ich Freund und Verehrer Goethes von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiemit öffentlich: dieser Zueignung versage ich die Annahme, die Schrift selbst hat mein höchstes Mißvergnügen erregt, und die Schicklichkeit dieser Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser."

noch bey sich selbst und bey seinen theuersten Freunden. Ich zähle noch gar viele Zeitgenossen die nur wenig jünger sind als ich, und so kann man sich gar mannigfaltiger gemeinsam ausgegangener guter und nachhaltiger Wirkungen gar wohl getrösten. Unser Verhältniß ist wohl das älteste, möge es in diesen Tagen fort und fort gesegnet seyn!

G.

1654.

An die Weygandsche Buchhandlung,

Leipzig.

Ew. Wohlgeboren

danke zum allerbesten für die übersendeten Exemplare, indem ich zugleich versichere, daß es mich sichtlich erfreut, dieses kleine Geschäft[1] zu beyderseitiger Zufriedenheit beendigt zu sehen.

Ein neues ästhetisches Werk, von Gehalt und Umfang wie Sie es wünschen müssen, möchte mir in meinen Jahren wohl schwerlich gelingen, wir wollen daher auf dasselbe lieber Verzicht leisten und zufrieden seyn, das funfzigjährige Jubiläum des guten Werthers mit einander so löblich gefeyert zu haben.

Möge eine jede, auch wohl bedeutendere Unternehmung Ihnen alles Glück bringen.

Weimar
den 14. October
1824.

ergebenst
J. W. v. Goethe.

[1] Die Neuausgabe von „Werthers Leiden".

1655.*

An Frau v. Levetzow.

Also wieder ein Ausrufungszeichen — ¡ — und zwar ein umgekehrtes. Denn fürwahr so wie jenes gemeinsame Blättchen mich entzückte[1] so betrübt mich die letzte Nachricht,[2] und wie dort so kann ich jetzt auch keine Worte finden.

---

[1] Das „gemeinsame Blättchen", die „vierfache Zuschrift" war ein gemeinsamer Brief der Frau v. Levetzow und ihrer Töchter zu Goethes Geburtstag gewesen. Die Briefe der Töchter lauten (nach Goethe-Jahrbuch XXI):

Geehrter Herr Geheime Rath

heute vor einem Jahr hatten wir das Vergnügen beynahe den ganzen Tag mit Ihnen in Ellbogen zuzubringen, damals nahmen wir uns sehr in Acht das öffentliche Geheimniß nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unsere Gefühle in unsern Mienen lesen konnten, heute ist es anders, aber gewieß nicht besser, denn wir entbehren das Glück in Ihrer Gesellschaft zu sein, und darum dürfen wir auch aussprechen, was wir fühlen an dem Tage der Sie uns und der Welt schenckte. Nehmen Sie daher unsere besten innigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an, und erinnern sich entfernt zu weilen an

Ihre ergebene Freundin
Ulricke

Am 28t August 1823 sagte Ihnen, geehrter Herr Geheime Rath ein einfaches Glas daß wir uns dieses Tages, und Ihrer Freundschaft erfreuen; Am 28 August 1824 muß an die Stelle des Glases ein Blatt Papier treten, das erstere hatten wir das Vergnügen Ihnen selbst zu überreichen, dieses erhalten Sie durch fremde Hände, möchten Sie es doch ebenso freundlich aufnehmen wie Jenes, dieß ist die Bitte

Ihrer ganz ergebenen
Amélie

Auch der Nahmen der jüngsten Schwester steht auf jenem dem Andenken des heutigen Tages gewidmeten Glase Sie sollen Ihn auch hier nicht vermissen geehrter Herr Geheime Rath, denn auch Ihr ist das Andenken an Sie, und die vergnügten Stunden die wir so glücklich waren in Ihrer Nähe zuzubringen werth und theuer, darum erlauben Sie, daß ich meine Wünsche für Ihr Wohl mit jenen meiner Schwestern vereinige und mich Ihrer ferneren Freundschaft empfehle.

Ihre ganz ergebene
Bertha

Dresden den 28ten August 1824

[2] Auf die Geburtstagsbriefe war keine Antwort eingetroffen; Suphan nimmt zur Erklärung des obigen Briefes an, Frau v. Levetzow hätte ihre angekündigte Reise nach Süddeutschland Mitte September von Dresden über Leipzig und Weimar unternommen, ohne sich, über das Ausbleiben der Antwort verstimmt, bei Goethe anzumelden. Erst durch die letzte Nachricht (aus Straßburg) hätte dann Goethe erfahren, was ihm in Weimar entgangen.

Es trifft zu, ich bin jenes Tages an der Post vorbeygefahren, habe Personen am Thor stehende begrüßt, aber nicht gedacht, daß ich ganz andere dort hätte begrüßen sollen. Ich will nun auch nicht mehr an Vorahnungen und sonstiges geheimes Andeuten im mindesten glauben da so viel Schönes und Liebes unempfunden bey mir vorübergehen können.

Indessen ich mir einen Augenblick wünschte recht herzlich auszusprechen wie schön mich die vierfache Zuschrift entzückt hatte, wie ich so ganz mich unter Sie versetzt fühlte als Sie den zierlichsten Gedancken ausführten und mit niedlicher Schrift ein wahres Familienwohlwollen so lieblich ausdrückten. Zweifelten Sie aber in der Folge, vielleicht nicht unbillig an meinen unwandelbaren Gesinnungen, so möcht ich doch zu meinem Troste dencken: dieser Zwiespalt sey nicht ganz einstimmig gewesen, ein und das andere holde Gemüth habe zu meinen Gunsten gesprochen. Und so möcht' ich wohl Ulriken, das sanfte ruhige Kind, auf ihr Gewissen fragen: ob Ihr nicht irgend etwas zu meinem Vortheil aufgegangen sey? Ganz gewiß war hie und da in dem einzelnen Herzen etwas das mich lossprach wenn der ganze Kreis mich verdammte . . .

treulichst

Weimar d. 18. Octbr. 1824. Goethe.

1656.*

An Zelter.

30. October.

. . . Das einleitende Gedicht zu dem wieder aufleben-den Werther[1] las ich mir neulich in stiller Betrach-tung vor, und gleich hinterdrein die Elegie, die sich ganz löblich anschließt; nur vermißte ich dabey Deinen unmittelbar lieblich einwirkenden Ton, welcher sich jedoch nach und nach aus dem Innersten wieder belebend her-vorhob.

Ich schließe nun auch das naturwissenschaftliche Heft, das dieses Jahr unschicklicherweise retardirt worden, redi-gire meine Correspondenz mit Schiller von 1794 bis 1805. Es wird eine große Gabe seyn, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Zwey Freunde der Art, die sich immer wechsel-seitig steigern indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist dabey wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre was ich einmal war.

Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand in welchem zwey Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern; so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Ab-sichten völlig Werthes herauskommt. Höchst erbaulich wird es seyn; denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben.

Sonst wird noch mancherley gefördert was durch das aufgeregte Leben jener Epoche wieder ins Leben tritt. Wenn das was Du vor einem Jahr als den Grund meiner

[1] In der „Trilogie der Leidenschaft n".

Krankheit erkanntest, nun, wie es den Anschein hat, sich als das Element meines Wohlbefindens manifestiren wird; so geht alles gut und Du hörst von Zeit zu Zeit erquickliche Nachricht . . .

Sie läuten so eben mit unsern sonoren Glocken das Reformationsfest ein. Ein Schall und Ton bey dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Erhalt' uns Herr bey Deinem Wort, und steure — G.

1657.

An Carlyle.[1]

Wenn ich, mein wertheſter Herr, die glückliche Ankunft Ihrer willkommenen Sendung nicht ungesäumt anzeigte, so war die Ursache, daß ich nicht einen leeren Empfangschein ausstellen, sondern über Ihre mir so ehrenvolle Arbeit auch irgend ein geprüftes Wort beyzufügen die Absicht hatte.

Meine hohen Jahre jedoch, mit so vielen unabwendbaren Obliegenheiten immerfort beladen, hinderten mich an einer ruhigen Vergleichung Ihrer Bearbeitung mit dem Originaltext, welches vielleicht für mich eine schwerere Aufgabe seyn möchte, als für irgend einen dritten der deutschen und englischen Lite[ratur] gründlich Befreundeten. Gegenwärtig aber da ich eine Gelegenheit sehe durch die Herren Grafen Bentinck gegenwärtiges Schreiben sicher nach

[1] Thomas Carlyle, damals 28 Jahre alt, hatte seine Uebersetzung der Lehrjahre (Wilhelm Meisters Apprenticeship, 3 Bde., Edinburg 1824) an Goethe gesandt mit einem Briefe vom 24. Juni, in dem es zum Schluß heißt: „Die Hoffnung Ihnen zu begegnen, gehört noch zu meinen Träumen. Viele Heilige sind aus meinem literarischen Kalender getilgt worden, seit ich Sie zuerst kennen lernte, aber Ihr Name steht noch darin in leuchtenderer Schrift als je. Daß Ihr Leben lange, lange erhalten bleibe, zum Trost und zur Unterweisung dieser und künftiger Generationen, ist das ernste Gebet, geehrter Herr, Ihres ergebensten Dieners Thomas Carlyle."

London zu bringen, und zugleich beiden Theilen eine angenehme Bekanntſchaft zu verſchaffen, ſo verſäume nicht meinen Dank für Ihre ſo innige Theilnahme an meinen literariſchen Arbeiten ſowohl, als an den Schickſalen meines Lebens hierdurch treulich auszuſprechen, und Sie um Fortſetzung derſelben auch für die Zukunft angelegentlich zu erſuchen. Vielleicht erfahre ich in der Folge noch manches von Ihnen, und überſende zugleich mit dieſem eine Reihe von Gedichten, welche ſchwerlich zu Ihnen gekommen ſind,[1] von denen ich aber hoffen darf, daß ſie Ihnen einiges Intereſſe abgewinnen werden.

Mit den aufrichtigſten Wünſchen
ergebenſt,

Weimar, 30. Octbr. 1824.

J. W. v. Goethe.[2]

---

[1] Carlyle fügt einer Abſchrift dieſes Briefes di. Bemerkung bei: Die „Reihe von Gedichten, die ich ſchwerlich geſehen haben kann" ſind ein Hofmaskenzug von ihm ſelbſt und ein Exemplar von Verſen eines gewiſſen Meyer an ihn zu ſeinem letzten Geburtstag und ſeiner Herſtellung von einer Krankheit.

[2] Ueber dieſen Brief ſchrieb Carlyle an Miß Welſh, ſeine Freundin, die er 1826 dann heiratete: „Neulich in der Dämmerung erſchien an meiner Thür der Lakai eines Lord Bentinck mit dem „Lakaienklopf" und übergab mir ein kleines, blaues Päckchen, für das er einen Empfangsſchein von meiner Hand verlangte. Ich öffnete es mit einiger Haſt und fand darin zwei kleine Schriften in ſchmuckem Einband und — einen Brief von — Goethe! Denke Dir meine Freude: es war faſt wie eine Botſchaft aus dem Märchenlande; ich konnte kaum glauben, daß dies wirklich die Hand und Unterſchrift jenes geheimnißvollen Weſens war, deſſen Name ſeit dem Knabenalter wie eine Art Zauberwort meine Phantaſie durchſtrömt hatte, deſſen Gedanken in meinen reiferen Jahren faſt mit der Eindrücklichkeit von Offenbarungen mir nahe getreten waren. Aber was enthält der Brief? Allerlei Lebenswürdiges Nichts in einem einfachen, patriarchaliſchen Styl, höchſt nach meinem Geſchmack. Da er in einer Schrift geſchrieben iſt, die Du nicht leſen kannſt, werde ich eine Abſchrift machen und ſie Dir zuſammen mit dem Originale ſchicken, das Du als koſtbarſte Deiner literariſchen Reliquien bewahren mußt. Nur die letzte Zeile und die Unterſchrift ſind von Goethe's Hand: ich höre, daß er beſtändig ſich eines Amanuenſis bedient. Schreibe Du meine Kopie und Deine eigne Ueberſetzung davon auf das leere Blatt des deutſchen Briefes ab, ehe Du ihn verwahrſt, damit derſelbe Bogen eine Spur deſſen enthalte, den ich am meiſten verehre, und derer, welche ich am meiſten liebe in dieſer ſeltſamſten aller denkbaren Welten."

1658.*

An Zelter.

3. December.

. . . Eben so haben mich Deine Theater-Nachrichten auf den Alexander-Platz[1] versetzt und mich in die Eigenthümlichkeiten jener Unternehmungen eingeweiht.

Die Wirkung der Mitschuldigen ist ganz die rechte. Ein sogenanntes gebildetes Publicum will sich selbst auf dem Theater sehen und fordert ungefähr eben soviel vom Drama als von der Societät; es entstehen Convenancen zwischen Acteur und Zuschauer; das Volk aber ist zufrieden, daß die Hanswürste da droben ihm Späße vormachen an denen es keinen Theil verlangt. Uebrigens, könntest Du lesen was ich über das Stück, ich weiß nicht wo, gesagt habe, so würdest Du es mit den Gefühlen des ersten Ranges ganz gleich gestimmt finden. Ich suche die Stelle auf und melde sie.

Deine musikalischen Relationen haben mir nicht weniger ganz unglaublich gedient; insofern es möglich ist durch den Begriff die Musik zu erfassen, so hast Du es mir geleistet und ich begreife nun wenigstens warum ich den Barbier von Sevilla unter Rossini's Arbeiten so vorzüglich rühmen höre. Neulich Abends besuchte ich den Tancred, er ward sehr löblich vorgetragen und ich wäre auch recht zufrieden gewesen, wenn nur keine Helme, Harnische, Waffen und Trophäen auf dem Theater erschienen wären. Ich half mir aber gleich und verwandelte die Vorstellung in eine favola boscareggia, ungefähr wie der Pastor fido. So putzte ich mir auch das Theater

[1] Wo sich das Königstädtische Theater befand.

heraus, da waren Pouſſiniſche und anmuthige Landſchaften, ſtutzte die Perſonen zuſammen, ideelle Hirtin und Hirten, wie in Daphnis und Chloe, ſogar an Faunen fehlte es nicht, und nun war wirklich nichts auszuſetzen weil die hohle Prätenſion einer heroiſchen Oper wegfiel.

Nun aber läßt ſich freylich denken, daß wie Du mir richtig ausſprichſt zu neuen Kehlen neue Forderungen, zu neuen Forderungen neue Kehlen gehören, und paßt ſodann der Gegenſtand genau, ſo mag wohl manches für den Augenblick höchſt Entzückende zum Genuß kommen ...

G.

1659.*

An A. W. Schlegel.

An der freundlich baldigen Erfüllung meines beſcheiden geäußerten Wunſches,[1] dürfte ich wohl ein fortgeſetztes früheres Wohlwollen dankbar gewahr werden.

Das folgereiche Gelingen eines jeden Unternehmens, dem Sie Ihre Thätigkeit widmen möchten, war mir niemals zweifelhaft und ſo bin ich auch Ihren Bemühungen in der indiſchen Literatur mit Antheil, wenn auch nur von ferne gefolgt, und freue mich zu ſehen wie auch hier Kritik und Technik dem belebenden Genius willfährig die Hand reichen.

Kann ich zwar der indiſchen Kunſt, inſofern ſie plaſtiſch iſt, nicht günſtig ſeyn, da ſie die Einbildungskraft, anſtatt ſie zu ſammeln und zu regeln, zerſtreut und verwirrt; ſo gehör ich doch gewiß zu den redlichſten und

[1] Schlegel, ſeit 1818 Profeſſor der indiſchen Altertumskunde in Bonn, hatte durch Michael Beer erfahren, Goethe wünſche eine Probe von Schlegels „Indiſchen Drucken“ zu ſehen, er überſandte eine Probe mit einem Briefe am 1. November.

beſtändigſten Verehrern jener Dichtkunſt, die aus den abſtruſeſten Regionen des Geiſtes durch alle Stufen des inneren und äußeren Sinnes uns auf die bewunderungswürdigſte Weiſe hindurch führt . . .

Weimar gehorſamſt

den 15. Decbr. J. W. v. Goethe.

1824.

1660.*

An Nees von Eſenbeck.

. . . H. Beer bitte mit dem ſchönſten Gruß zu vermelden: daß ich der erſten, nicht zu ſcheltenden Aufführung ſeines Paria beigewohnt und, ohngeachtet meiner Theaterferne, einiges geäußert, welches man zu Herzen genommen, wodurch dann die zweite Vorſtellung dergeſtalt erhöht worden, daß ſie (wie ich allgemein höre) einen wirklichen Enthuſiasmus erregt hat, und das Stück alſo auf dem Repertorium geſichert iſt.

Unſere neueſte Literatur-Zeitung wird nun auch in den Händen des guten Dramatikers ſein. Die Recenſion iſt wohlwollend, vorzüglich in dem Ernſt, womit ſie die Sache nimmt. Möge ſich der wackere Mann nur niemals im Sujet vergreifen und ſich vor ungünſtigen Motiven hüten, davon hängt alles Heil ab; die ſorgfältigſte Behandlung rettet nicht einen unglücklichen Stoff.

Doch, wer will hier ſelbſt rathen, geſchweige Andern!

Weimar, den 17. December 1824.

G.

1661.*

An Knebel.

Weimar, den 24. December 1824.

. . . Möge das nächste Jahr uns beyden und den Unsrigen günstig seyn. Mir kann es nicht an Unterhaltung fehlen, denn ich sehe für die nächsten dreyhundertfünfundsechzig Tage genug zu thun. Auch Du hast Dir so viel Interesse erhalten, daß es Dir weder Tags noch Nachts fehlen kann.

Meine Correspondenz mit Schiller, die nun fast beisammen ist, hat mir Unterhaltung und Belehrung gegeben; sie endigte 1805, und wenn man denkt, daß 1806 die Invasion der Franzosen eintrat, so sieht man beym ersten Anblick, daß sie eine Epoche abschließt, von der uns kaum eine Erinnerung bleibt. Jene Weise sich zu bilden, die sich aus der langen Friedens-Epoche entwickelte und immer fort steigerte, ward gewaltsam unterbrochen, alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt, sich anders zu bilden, da es denn auch in einer tumultuarischen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Desto reiner steht jenes Zeugniß einer Epoche da, die vorüber ist, nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluß offenbart. Vergnügen wir uns, daß wir daran Theil nahmen und noch immer sind was und wie wir waren, und daß unsere Freundschaft sich auch eben so dauerhaft bewährte. Und also wiederholt: Möge das nächste Jahr uns abermals günstig seyn! . . .

Leider setzen die gewaltsamen Stürme, wovon Du auch wohl die Nächte her gelitten hast, die Menschen in

Furcht, wozu seltsame Weissagungen noch hinzutreten. Möge diese bängliche Epoche bald vorübergehen.

Treulichst

G.

1662.*

An Reinhard.

Weimar den 26. December 1824.

... Ich habe mich in der letzten Zeit nicht aus der Stadt, kaum aus dem Hause bewegt, und mich zwischen mäßigem Glück und Unheil, wie es das liebe Leben zu bieten pflegt, thätig hingehalten. Beikommendes Heft bringt wohl, edler theilnehmender Freund, einiges zu Genuß und Unterhaltung. Sie sehen, wie wundersam ich herumgeführt werde, und wenn ich nicht von jeher meine Radien am Mittelpunkte festgehalten hätte, so könnt' ich bei so hohen Jahren kaum in der Richte bleiben; doch geht es bis jetzt noch bescheidentlich weg und wir wollen sorgen, daß es fernerhin auch nicht fehle.

Hiebei darf ich nicht vergessen, wie höchst wichtig mir die Nachricht von der Reise-Witterung gewesen, die Sie aufzuzeichnen die Güte hatten. Müssen wir aufgeben, den Witterungswechsel vorauszusagen, so werden wir gewiß über Gegenwart und Vergangenheit klarer, welches immer schon viel heißen will. Vermissen wir ja doch auch in den wichtigsten Ereignissen des Lebens die Einsicht in das Nächstfolgende. Sodann hab ich glücklicherweise zu vermelden, daß ich diese Zeit her ohne Anstoß zugebracht, so daß ich mit einer meinen Jahren geziemenden Be-

ſcheidenheit bekennen darf, mich verhältnißmäßig wohl befunden zu haben; wenigſtens fand ich mich keine Tage ganz außer Thätigkeit geſetzt, und ſo iſt denn manches geleiſtet und vorgearbeitet worden . . .

In treueſter Anhänglichkeit

Goethe.

1663.

An Graf Brühl.

Wie ſollt' ich, theurer, geprüfter Herr und Freund, Ihre Rückkehr nach Berlin vernehmen, zugleich mit der Nachricht, daß Sie Ihr wichtiges Geſchäft wieder übernommen haben ohne daß ich mich, um der Sache und um Ihrer ſelbſt willen, deshalb erfreute. Das Theater bleibt immer eine der wichtigſten Angelegenheiten; es knüpft ſich aus Vorſatz und durch Zufall gar vieles daran, daß dem jüngeren Manne, der ſich eine Zeit lang dieſem Kreiſe gewidmet, eine gewiſſe Leere bleiben muß, wenn er ſich nicht mehr damit beſchäftigt. Selbſt in meinen alten Tagen, da ich jezt manchmal das Theater beſuche, fühl' ich einen ſtillen Trieb und Wunſch hie und da wieder einzugreifen und mit wenigen Andeutungen günſtige Wirkung hervorzubringen.

Mögen Sie, mein Theuerſter, die mannigfaltigen Unbilden dieſes Geſchäftes nur leidlich berühren; iſt doch keines unter allen denen, die wir unternehmen können, das nicht mehr oder weniger einer Seefahrt zu vergleichen wäre, da wir denn immer von Glück zu ſagen haben, wenn es uns nicht ſo greulich behandelt, wie die Oſtſee

in diesen Tagen jene Unglücklichen die sich als Anwohner, oder als Schiffende ihr früher oder später anvertraut . . .

Mit vielem Dank folgt dann auch hier das Exemplar des Paria und zugleich oder doch nächstens das Oelbild, die Hütte vorstellend. Gerade diesem Stücke habe ich einige Sorgfalt gewidmet und erkenne dankbarlich geneigte Beihülfe, es hat sich gut gemacht, und ich denke es soll sich halten.

Neigung und Theilnahme!

Treulichst

Goethe.

Weimar den 2. Januar 1825.
(Zu frohem Beginnen!)

1664.

An die deutsche Bundesversammlung.

Hohe deutsche Bundesversammlung!

Die von so erhabener Stelle dem großen Ganzen gewidmete Uebersicht schließt eine wohlwollende Betrachtung einzelner Angelegenheiten nicht aus, und es ist in diesem Sinne, daß ich Nachstehendes einer hohen Bundesversammlung vorzulegen mich erkühne.

Als ein im Jahre 1815 mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart auf sieben Jahre geschlossener Kontrakt über meine damals vorliegenden poetischen und ästhetischen Werke mit Ablauf der Zeit zu Ende gegangen, dachte man auf eine neue, erweiterte Ausgabe, welche nicht

allein die zwanzig Bände jener frühern, sondern auch die inzwischen einzeln abgedruckten Artikel, nicht weniger manches vorräthige Manuskript in sich fassen sollte. Ferner wünscht man auf die poetischen und ästhetischen auch die historischen, kritischen und artistischen Aufsätze folgen zu lassen und zuletzt, was sich auf die Naturwissenschaften bezöge, nachzubringen.

Freilich mußte bei dieser Uebersicht, wodurch die Bemühungen eines ganzen Lebens vor Augen treten, der Wunsch entstehen, für so mannichfache Arbeit proportionirten Vortheil und Belohnung zu erhalten, welche dem deutschen Schriftsteller meist verkümmert zu werden pflegen.

Das Mittel jedoch, einen anerkannten geistigen Besitz dem einzelnen Verfasser zu erhalten, hatte sich schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst hervorgethan, indem bei ermangelnden allgemeinen Gesetzen man zu einzelnen Privilegien schritt. Am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gaben kaiserliche Schutzbriefe genugsam Sicherheit; Könige und Fürsten verliehen auch dergleichen, und so ist es bis auf die neueste Zeit gehalten worden.

Sollte nun aber gegenwärtig der erhabene Bundestag, der Verein aller deutschen Souveränitäten, nicht dergleichen als Gesammtheit auszuüben geneigt sein, was die Einzelnen vorher anzuordnen und festzusetzen berechtigt waren und noch sind, und wäre nicht durch einen solchen Akt das entschiedenste Gewicht auf deutsche Literatur und Geistesbildung kräftigst zu bethätigen? Würde daher ein Autor, der so viele Jahre in seinem Vaterlande gewirkt, dessen mit allem bestehenden und zu wünschenden Guten im Einklang beharrende Thätigkeit den Einsichtigen vor Augen liegt, einen allzu kühnen Wunsch aussprechen, wenn er ein solches Privilegium von den verbündeten und vereinten Mächten sich erbäte, und zwar für sich und die Seini-

gen, so daß er sowol einen Selbstverlag unternehmen, als auch, wenn er einem Verleger das Recht, von seinen Geistesprodukten merkantilischen Vortheil zu ziehen, übertrüge, auf diesen den gesetzlichen Schutz erstrecken könnte?

Nun aber darf ich ohne Ruhmredigkeit aussprechen, daß während einer langen Lebenszeit erhabene Herrscher, von welchen ein günstiges Geschick die geneigtesten glücklicherweise in gedeihlichem Wohlsein erhalten hat, durch mehrfache Beweise von unschätzbarer Huld mich begnadigt und ausgezeichnet haben, weshalb ich denn wol hoffen darf, daß man Allerhöchsten Orts einen alten treuen Diener und Verehrer in Gesammtheit wohlwollend anzublicken geneigt sein möchte, wobei denn der erlauchten und verehrlichen Ministerien und hohen Bundestags-Gesandten erprobte Mitwirkung gleichermaßen anzugehen die Freiheit nehme.

Durch solche Aussicht in meinem Unternehmen gekräftigt, wage nunmehr, nachstehende Bitte ehrerbietigst auszusprechen:

Daß mir durch den Beschluß der hohen Bundesversammlung für die neue vollständige Ausgabe meiner Werke ein Privilegium ertheilt und durch den Schutz gegen Nachdruck in allen Bundesstaaten gesichert werde, unter Androhung der Konfiskation und anderer Strafen, welche durch allgemeine gegen das Verbrechen des Nachdrucks künftig erfolgende Bundesbeschlüsse noch festgesetzt werden möchten. Mit der Zusicherung, daß ich hierbei von Seiten aller deutschen Bundesstaaten gehandhabt, auch auf Ansuchen bei einzelnen Bundesregierungen mit besonderen Privilegien kostenfrei versehen werden sollte.

Und so darf ich denn wol zum Schluß dieses für mich so wichtige und zugleich für die ganze deutsche

Literatur bedeutende Geschäft einer hohen Bundesversammlung zu gnädiger Umsicht und günstigem Beschluß nochmals angelegentlichst empfehlen.

Weimar, den . . Januar 1825.[1]

Johann Wolfgang von Goethe.

1665.*

An Frau v. Levetzow.

. . . Und so will ich also nur zu dem lieben Familienblatte zurückkehren, das mir gar manchen einsamen Winterabend Gesellschaft leistete. Ich zündete ein paar Lichter mehr an, nahm es vor Augen und fühlte mich jederzeit in Ihre Mitte versetzt.

Da segnete ich denn jenen glücklichen Gedancken, oder vielmehr das reine Gefühl, das Ihnen eingab sich mit dem lieben Blate zu beschäftigen, und mir, in der Ueberzeugung daß ich einen herzlichen Ausdruck Ihres gemeinsamen Wohlwollens gar wohl durch meine treue Anhänglichkeit verdient, einen solchen Beweis zukommen lassen. Gewiß ich fand mich dadurch oft unter Ihnen, wohin ich mich stets wünsche, und wiederholte das Erfreuliche was mir drey Sommer in Ihrer Gegenwart und Umgebung zu Theil geworden.

Mich, am vergangenen 28. August, in Dresden zu erwarten, war eine Ahnung vollkommen richtig; denn

[1] Das Datum ist nicht ausgefüllt; die Briefe Goethes vom 7. Januar an Gentz, vom 11. Januar an Metternich, vom 1. Februar an Freih. v. Münch-Bellinghausen behandeln die gleiche Angelegenheit.

der Gedancke, zu Tag und Stunde dort einzutreffen, ſtand auf dem Punckte in Vorſatz überzugehen und nur die vielfachen Verhältniſſe, die mich an jenem Orte hin und hergezogen, und zwar nicht zerſtreut doch in Unruhe verſetzt hatten, konnten mich abhalten einen Schritt zu thun von dem ich mir das Allerliebſte zu verſprechen hatte.

Nun aber thu ich wohl am Beſten von dem wunderlichſten aller Unfälle[1] zu ſchweigen den ich mir gerade durch ein herzlich danckbares Zaudern zuzog. Ich muß mich einer unſchuldigen Schuld ſchuldig bekennen. Es iſt mir nicht leicht etwas empfindlicheres begegnet.

Möchte Sie gegenwärtiges in gutem Befinden und freudigen Zuſammenſeyn glücklich antreffen, und das ſchöne Strasburg ſich um Sie durch manche luſtige Winterunterhaltung recht verdient gemacht haben. Dabey darf ich aber wohl geſtehen daß mich die ſchwanckende Geſundheit der guten Mutter in einiger Sorge läßt, die ſich noch verſtärcken würde wenn ich die Werthe nicht ſo gut und treulich umgeben wüßte . . .

Unter tauſend Grüßen

treu angehörig

Weimar d. 3. Febr. 1825. J. W. v. Goethe.

---

[1] Siehe S. 77.

1666.*

An Fr. v. Müller.

W. d. 25. März 1825.

E. H. sowie meine übrigen geneigten Freunde nehmen geneigt auf, wenn ich mich noch einige Tage ganz in der Stille halte, denn nur die absolute Einsamkeit macht mir möglich, die physischen und moralischen Folgen jenes schrecklich-traurigen Ereignisses[1] zu übertragen. Schriftliche Meldungen jeder Art werden mir sehr angenehm seyn . . . G.

1667.*

An Fr. v. Müller.

Ew. Hochwohlgeboren

erlauben folgende Mittheilung.

Die letzten verwirrenden Ereignisse und die in demselben Moment mir auferlegte präclusive Pflicht, der Herausgabe meiner Werke ernstlich vorzustehen, nöthigt mich meine Freunde um eine besondere Gefälligkeit zu bitten, da ich mit Zeit und Kräften allerdings zu ökonomisiren habe. Ich wünsche nämlich von allem was Geschäft ist mich schriftlich zu unterhalten, wie ich solches mit Herrn Staats-Minister von Voigt viele Jahre fortzusetzen das Glück hatte; wobei in gar manchem Sinne gewonnen

[1] In der Nacht zum 22. März war das Hoftheater ein Raub der Flammen geworden.

wird und ein freundschaftliches Mittagsmahl mit freiem ungetrübten Geiste von Zeit zu Zeit genossen, desto erquicklicher werden kann. Auch wünschte vor einem geneigten Besuch gefällige Anmeldung, weil das was ich jetzo vor allen Dingen vorzunehmen habe, ununterbrochene Aufmerksamkeit fordert. Wird mir dieses gewährt, so bleib ich aufs neue meinen so treulich Theilnehmenden dankbar verpflichtet . . .

gehorsamst

Weimar d. 26. März 1825. J. W. Goethe.

1668.

An Riemer.

Weimar, den 25. März 1825.

Da eine absolute Einsamkeit zu meiner Wiederherstellung nöthig ist, kann ich Sie auf diesen Abend nicht einladen, sende aber an meiner Statt einen Theil der gestrandeten Ladung,[1] den ich den Strudeln der Lethe kecklich abgewonnen habe. Ich hoffe, mit dem Uebrigen soll es auch gelingen, wenn sich die Elemente nur nicht gar zu wild entgegensetzen. Schenken Sie diesem Hefte Ihre gewohnte liebevoll-einsichtige Aufmerksamkeit. Es giebt freilich mancherlei dabei zu bedenken. Alles Gute und Angenehme! Treulichst

G.

[1] Nach Riemers Mitteilung „der dritte Akt des Faust, das Auftreten der Helena".

1669.*

An Zelter.

27. März 1825.

Heute, Sonntag den 27. März 1825, Vormittags 11 Uhr, würde Unterzeichneter, als dem Geiste nach, der Singakademie wohl Verwandter, auf des Herrn Professor Zelter gefällige Einladung, geziemend sich eingefunden haben, um wegen des vorseyenden Baues[1] die — gewiß erfreulichen — Entschließungen zu vernehmen. Ihn halten jedoch ähnliche höchst unerfreuliche Beschäftigungen auf, indem sie nur die Erinnerung eines großen Verlustes[2] aber- und abermals anregen.

Soviel jedoch sey Dir, mein Theuerster, im Ernste gesagt, daß ich mich körperlich wohl befinde, psychisch leidlich; nur halt' ich mich ganz einsam, weil alle Menschen, ohne es zu wissen, überreizt sind, das Uebel fort und fort wiederkäuen und indem sie selbstthätig zur Wiederherstellung beytragen möchten, welches zu loben wäre, jetzt auf ganz unerträgliche Weise mit Rath, Vorschlag und Plan herbeystürmen.

Am meisten find' ich jedoch den Großherzog zu bedauern der, nach seiner schönen fürstlichen Art, einen jeden anhört und so vieles Unnütze, das er weder ablehnen noch zurecht legen kann, über sich muß ergehen lassen . . .

Nach Berlin habe ich mich, wie bisher froh und freundschaftlich, so auch nun auch dankbarlichst zu wenden; die unschätzbare Gunst des Bundestages[3] wird Dir

---

[1] Es handelte sich wohl um die Grundsteinlegung zum Bau der Singakademie.

[2] Das durch Feuer zerstörte Theater.

[3] Die Verleihung des von Goethe (Brief 1664) erbetenen Privilegiums gegen Nachdruck.

nun auch bekannt geworden seyn und Freude gemacht haben.

Gar vieles wäre zu sagen; nach und nach langt manches Erfreuliche bey Dir an. Dieses Jahr ist für mich schon so gut als vorüber, indessen ich mich an jeden Augenblick anklammere.

Möge Dir der neue Bau und alles gelingen.

G.

1670.*

An Boisserée.

Weimar, 4. April 1825.

Ihr lieber Brief, mein Wertheſter, vom 28. März war mir höchst erfreulich. Da in den irdischen Dingen so viel vorübergeht, so muß man festhalten an dem Bleibenden, wozu ich denn Ihre Freundschaft vorzüglich zu rechnen habe.

Der unglückliche Brand traf mich im physischen und psychischen Gleichgewicht, deßhalb ich an den Folgen weniger leide; auch ist über die Art der Wiederherstellung so eine vollkommene Einigkeit, daß in dem Gang dieses Geschäfts nichts Widerwärtiges zu fürchten ist . . .

Das kleine sitzende Modell[1] steht auch bei uns in Duplo. Es ist auf alle Fälle für eine glückliche Skizze zu halten und bei der Ausführung einer größern Abbildung wird dem Künstler gewiß jede Erinnerung angenehm seyn; läßt er sie auch nicht geradezu gelten, so hält sie doch immer Einbildungskraft und Werkthätigkeit in Bewegung. Bei uns ergab sich folgendes Angenehme: der

[1] Von Rauchs Goethe-Statue.

Kopf war unterwegs abgebrochen und beim Aufsetzen wurde er zufällig mehr nach der linken Seite gewendet, so daß die perpendikulare Linie des Gesichts fast mit der perpendikularen des Buchs zusammenfällt, wodurch, wie uns scheint, Leben und Anmuth ganz besonders erhöht wird. Möge das alles zum glücklichen Schlusse gelangen.

Indessen aber habe ich die Theilnahme meiner Freunde aufs neue ernstlich anzusprechen. Die Hoffnung von sämmtlichen Bundesstaaten Privilegien für meine Werke zu erhalten, erneuert meine Verbindlichkeit für eine würdige Ausführung zu sorgen. Die Anlage hiezu beschäftigt mich schon einige Jahre und es ist um nichts weniger zu thun als einen so gut als stereotypen Abdruck zu liefern, an welchem künftig keine Veränderung gemacht werden soll. Es tritt eine kleine Societät zusammen, die, so lange ich lebe, unter meiner Leitung, später unter Anleitung meines Sohnes für einen kritisch-grammatisch gesäuberten Text sorgt, wozu schon der Anfang mit mehreren revidirten Bänden gemacht ist. Das Archiv, worauf jetzt und künftig ein solches Werk zu gründen ist, steht geordnet, jungen Männern, die es katalogirt haben, bekannt und so möchte der Klarheit und Sicherheit wohl nichts im Wege stehen.

Möchten die württembergischen höchsten Gönner und wertheften Freunde sich mit dem übrigen Deutschland auch hierüber vereinigen und meinen abermaligen geziemenden Dank sich eigen machen. Ihnen aber, mein Bester, darf ich sagen, daß Ihre geregelte Thätigkeit mir bei diesem Unternehmen zum Muster gedient hat und dient; wie es denn ganz billig ist, daß der Jüngere dem Aelteren mit gutem Beispiel zur Seite gehe.

Treu anhänglich

Goethe.

1671.

An Zelter.

11. April 1825.

Auch wir, mein Bester, haben an der Pein des Rathschlagens gelitten, doch glücklicherweise nur kurze Zeit. Zwey Architekten standen gegeneinander, der eine wollte ein Quasi-Volkstheater, der andere ein vollkommenes Hoftheater aufführen, und so erschienen auch hier die beiden Parteyen des Tags im Gegensatz und balancirten einander wirklich. Nur die Entschlossenheit des Großherzogs machte dem Schwanken ein Ende; er trat auf die Seite der Majorität, so daß wir etwa sechzehn Tage nach dem Brande entschieden sind was geschehen, und da wir einmal einen Hof haben auch ein Hoftheater eingerichtet werden soll.

Hiezu gehörte freylich daß beide obgemeldeten Pläne schon seit Jahren fertig dalagen, und ich will nicht läugnen daß derjenige welcher die Gunst gewann von mir und dem Ober-Bau-Director Coudray seinen Ursprung hat, und es ist wunderlich genug daß wir durch Euren Theaterbrand aufgeregt worden und seither immer zur Uebung daran dachten und arbeiteten; so wirkt das alles durch und auf einander.

Mein neues Heft Kunst und Alterthum erscheint bald, meine Briefe an Schiller nehmen sich nicht übel aus. Die Bemerkung die Du machst, daß er mit mir in gewissen Dingen nicht einig ist, wie z. B. wegen der innern und äußern Furien, diese wird sich auf eine merkwürdige Weise wiederholen, wenn die sämmtliche Correspondenz zum Vorschein kommt. Auch schon in diesem Jahrgange findet sich verschiedenes der Art, und ich habe das Vergnügen zu sehen daß sehr viele für mich votiren, da

ich ihm niemals widersprach sondern ihn, wie in allen Dingen, also auch bey meinen eigenen Sachen gewähren ließ.

Den Aufsatz über die Serbische Poesie, so wie die Gedichte selbst, empfehl' ich Dir besonders; sollte das Wesen Dich nicht gleich anmuthen, so suche hineinzudringen. Ich habe mit Sorgfalt die Sache behandelt; was ich über die Volkslieder überhaupt sage, ist kurz aber wohlbedächtig. Wenn ich nach und nach die Lieder anderer Nationen specifisch eben so vorführe, wird man hoffentlich zur Einsicht desjenigen kommen um welches man bisher nur mit düsterm Vorurtheil herumschwärmte.

Das letzte Heft der Morphologie liegt bey. Analog Denkende verstehen sich, wenn auch dem einen oder dem andern Theil der Gegenstand worüber gesprochen oder geurtheilt wird fremd wäre. Hab' ich doch in meinen Heften manches vorgetragen was den Männern vom Fach selbst, eben weil sie anders denken, unfaßlich bleibt. Ich werde so fortfahren so lange es mir gegönnt ist, mit Niemand streiten aber auch Niemand zu Liebe Ansicht und Ueberzeugung verbergen.

Die Gunst des Bundestages wird Dir und meinen Berliner Freunden nun schon durch die Zeitung bekannt geworden seyn, wir wollen abwarten wie sich die Sache weiter ausbildet.

Die Franzosen haben gegen die Deutsche Literatur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann; mit dem besten Willen wissen sie nicht was sie aus unsern Sachen machen sollen, sie behandeln alle unsere Kunstproducte als rohen Stoff den sie sich erst bearbeiten müssen. Wie jämmerlich haben sie meine Noten zum Rameau durcheinander entstellt und

gemiſcht. Da iſt auch gar nichts an ſeinem Fleck ſtehen geblieben.

Schreibe ja öfter! Wenn Du durch Berlin gehſt, denke Du ſeyſt auf der Reiſe und ſage mir Deine Gedanken über dieſes und jenes; ich werde Dir gleichfalls melden wie es um mich ſteht. Man mache es in ſpäteren Jahren ſchriftlich, wie in früheren bey perſönlichem Umgang; ein bischen Hin- und Wiederreden, auch Klatſchen, wenn Du willſt, kann nicht ſchaden. G.

1672.

An Lea Mendelsſohn.

Mit vielem Vergnügen, meine wertheſte Frau, werde ich das öffentliche Zeugniß[1] betrachten, welches mir Ihr lieber, in einem ſo hohen Grade talentreicher Sohn zudenken will; ich bewundere ihn ſchon ſeit langen Jahren und dazu hat er als wohl geartet ſchon früh meine Neigung gewonnen und ſie bis in dieſe letzten Zeiten zu erhalten und zu vermehren gewußt. Der Freude an ſeinem unvergleichlichen Talent konnte ich mich um ſo freyer überlaſſen als ich ihn von einem trefflichen Lehrer, meinem Freund, in einem hohen Grade geſchätzt und geliebt wußte. Möchten ſeine ſchönen Gaben ihm auch zum Glück ſeines Lebens gereichen.

Auf dieſe Gerechtigkeit des Schickſals trauend, empfehle ich mich Ihnen und Ihrem werthen Hauſe zum allerbeſten.

Weimar d. . . Apr. 1825.

---

[1] Lea Mendelsſohn hatte in einem Briefe vom 9. April Goethe um die Erlaubnis gebeten, daß ihr Sohn Felix ſein drittes Quartett ihm widmen dürfe.

1673.*

An Zelter.

21. May 1825.

Herr Mendelssohn verweilte auf seiner Rückreise allzukurze Zeit; Felix producirte sein neuestes Quartett zum Erstaunen von Jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedication hat mir sehr wohl gethan. Den Vater konnte nur flüchtig sprechen, weil eine große Gesellschaft und die Musik abhielt und zerstreute. Ich hätte so gern durch ihn etwas von Paris vernommen. Felix hat den Frauenzimmern von den dortigen musikalischen Verhältnissen einiges erzählt, was den Augenblick sehr charakterisirt. Grüße die ganze Familie und erhalte mein Andenken auch in diesem Kreise.

Ferner habe zu vermelden daß Gelegenheit und Möglichkeit die neue Ausgabe meiner Werke zu begünstigen scheint; nun arbeite ich fleißig an den Annalen meines Lebens, wovon schon eine große Masse, theils vorbereitet theils ausgeführt, vor mir liegt. Nun find' ich daß unser Verhältniß von 1800 an sich durch alles durchschlingt und so möcht' ich es denn auch zu ewigem Zeugniß erscheinen lassen, und zwar in reiner Steigerung, deren Wahrheit sich nur durch das vollkommenste Detail bezeichnen läßt. So eben studire ich Deine Briefe, welche sauber geheftet vorliegen, und nun äußere ich den Wunsch: daß Du mir die meinigen, von fünf zu fünf Jahren, auf kurze Zeit mögest zukommen lassen. Ich arbeite eben jetzt die Epoche von Anfang des Jahrhunderts bis zum Tode Schillers; hast Du die Papiere in Ordnung, so sende sie mir baldigst, sie kommen schnell zurück, und wie ich vorschreite bitt' ich Dich um die andern. Ich möchte diesen edlen Faden gern zart und sorgfältig durch und ausspinnen;

es ist der Mühe werth und eigentlich keine Mühe, sondern die größte Genugthuung, und ich freue mich schon die große Kluft vom Anfang des Jahrhunderts bis heute stetig ausgefüllt zu sehen.

Noch eins fällt mir ein! Es ist in solchen Dingen ein gewisses Gefühl, das ich nicht tadeln kann: daß man Documente solcher Art allein zu besitzen wünscht. Die Briefe sollen ohne Deine ausdrückliche Erlaubniß nicht abgeschrieben werden, was ich ausziehe wird mit Bleystift an der Seite bemerkt.

Lebe wohl! ich freue mich auf das Vorvorne-Leben wodurch das gegenwärtige nur um so viel theurer werden kann . . . G.

1674.*

An Ch. F. L. Schultz.

. . . Mit dem Theaterbrande sind nun alle sinnlichen Documente meiner früheren Thätigkeit dieser Art verschwunden; denn das Haus nicht allein, sondern auch Bibliothek, Garderobe bis auf die Requisiten herab enthielten noch Spuren meines früheren Antheils. Das wird nun alles neu werden und anders; ich bin zufrieden, daß meine Rechnung in diesem Capitel geschlossen ist. Beikommendes Blatt ist merkwürdig genug. Der Zufall hat manchmal Lust, sich sibyllinisch zu gebärden.

Das, was ich nicht recht zu nennen weiß, was aber wohl auf ein paar Bände anschwellen möchte, sind Notizen *aus meinem Leben*; sie gehen durch alle Jahre durch bis auf die neuste Zeit, bleiben dem Sinne nach dieselbigen, der Ausführung nach möchte man sie bald *Chronik*, bald *Annalen*, *Memoiren*, *Confessionen*, und wer weiß, wie sonst noch? nicht mit Unrecht

benennen; sie streifen in ihrem einfachen Gang an die Weltgeschichte, oder die Weltgeschichte, wenn man will, streift an sie, und so bewegen sie sich von unbedeutenden Einzelheiten bis zu dem wichtigsten Allgemeinsten, und vielleicht gewinnt gerade diese tadelnswerthe Ungleichheit den sonderbaren Heften einige Gunst.

Unser Hofrath Meyer hat einen großen Verlust erlitten; seine Gattin ist gestorben, die völlig in sein Leben verwachsen war, allen seinen Wünschen zuvorkam, und alle seine Bedürfnisse haushälterisch befriedigte. Er hält sich freilich, wie es jeder in solchen Fällen thut, allein ich freue mich denn doch, daß er sich entschlossen hat, baldmöglichst nach Carlsbad zu gehen. Reise und Wasser wird ihm körperlich, Zerstreuung geistig zusagen.

In der Naturwissenschaft habe manches Einzelne gefördert; doch bleibt immer die Witterungsbetrachtung das Vorzüglichere. Der einfache Grund aller atmosphärischen Erscheinungen, dem Sie, als ich ihn gedruckt aussprach, einen freundlichen Beifall gönnten, wird mir täglich bedeutender und werther. Alles hängt wahrhaft nur an einem Zwirnsfaden, und ich wundere mich täglich (oder ich wundere mich, um recht zu sagen, nicht mehr), wie die Menschen ihr Interesse an die augenblicklichen Erscheinungen verschwenden.

Ich habe nach meiner Ueberzeugung einen umständlichen Aufsatz niedergeschrieben, der nur darum weitläufig geworden, weil ich das Mannichfaltigste an das Einfachste heranzuziehen suchte. Leider bedarf dieser Aufsatz noch eines zweiten Durcharbeitens, und ich werde ihn deshalb so bald nicht mittheilen können . . .

Eilig abschließend

treulichst.

Weimar, den 31. Mai 1825. Goethe.

1675.*

An Zelter.

6. Juny 1825.

... Ich kann nicht schließen ohne jener überfüllten Musik[1] nochmals zu gedenken; alles aber, mein Theuerster, ist jetzt ultra, alles transcendirt unaufhaltsam, im Denken wie im Thun. Niemand kennt sich mehr, Niemand begreift das Element worin er schwebt und wirkt, Niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht seyn; einfältiges Zeug giebt es genug.

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Cultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles.

Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten seyn einer Epoche die so bald nicht wiederkehrt. G.

---

[1] Zelter hatte über die Aufführung der „neuen zentnerschweren Zauberoper Alcidor" berichtet — die Musik sei ein Chaos "von den rarsten Effekten, die sich untereinander aufreiben wollen.

1676.

An Frau v. Levetzow.

Sie ſagten einmal, theuerſte Freundin, das liebliche Wort: Sie könnten Marienbad nicht ohne mich dencken,[1] und ſind nun überzeugt daß ich jetzt gerade in dem Fall bin mich nicht ohne Marienbad dencken zu können. Die ſchönen Tage des Monats laſſen mich nicht im Hauſe verweilen, und wenn man draußen iſt, ſo möchte man denn auch über alle Berge; und ich weis recht gut über welche.

Sollen denn nun meine lieben ſchlancken Geſtalten quer über die Terraſſe hüpfen, oder der Länge nach hin und her wandeln und ich ſoll weder Zeuge des einen, noch Geſelle des andern ſeyn!

Alle meine Freunde wollen mich von hier weg; denn ſie mercken wohl daß mir etwas fehlt das ich auswärts ſuchen ſollte; treten die Aerzte nun gar hinzu und rathen das Gleiche; ſo können Sie dencken daß ich unruhig und ungeduldig werde.

Ganz ſicher ſind Sie nicht vor mir, denn käm' ich auch nur zum Beſuch auf wenige Tage, ſo ſollten das ſchon Feſttage werden, wenn ſie ſich an die ſchönen vom goldnen Straus anſchließen wollten; von meiner Seite würde ſich alles finden wie damals; und hofft man nicht Erwiederung die man wünſcht.

Allzuhinderlich aber ſind mir tägliche Forderungen, die von allen Seiten an mich ergehen, die ich nicht ablehnen und kaum übertragen kann. Mich beſtürmt gar

[1] Frau v. Levetzow erwiderte darauf am 28. September aus Marienbad: „Wie haben wir alle auf Sie, verehrter Herr Geheimrath, gehofft! Nicht denken konnten und wollten wir es uns, einen Sommer hier, ohne Sie zu ſehen, zuzubringen."

vieles und Bedeutendes, öffentlich und häuslich, herkömmlich und unerwartet. Ueberdies müssen wir alle mit dem höchsten Antheil vor Augen haben das Jubiläum unseres gnädigsten, verehrten Herren, das am dritten September eintritt. Die wenigen Wochen bis dahin, wie leicht und schnell vergehen sie! Und so werd ich denn zwischen Wollen und Hoffen, zwischen Nothwendigem und Zufälligem dergestalt hingehalten daß ich so leicht nicht einen Entschluß fassen und mich doch auch nicht entschieden resigniren kann.

Nun aber wünsche höchlich Sie mögen meiner fleißig gedencken, daß wenn ich ankäme alles wäre wie gestern Karlsbad auf der Wiese; wobey ich denn hoffe daß die gegitterten schottischen Anzüge[1] wieder gesehen werden, und was sonst noch Bekanntes und liebliches an Ellbogen, Engelhaus, Aich und den Hammer erinnern könnte.

Und so wünscht ich denn auch früheren Gästen die sich wieder eingefunden haben bestens empfolen zu seyn. Frau Pr. v. Bülow, denen Herren von Wartenberg, von Schack und Petrwosky; besonders auch dem Hrn. Grafen St: Leu,[2] wenn sein Zutrauen ihn wieder nach Marienbad geführt hat.

Hrn. Grafen Klevelsberg und den theuren Eltern, hoffe noch in geneigtem Andencken zu schweben.

Wenn das in Strasburg noch glücklich angelangte Bild der lieben Aeltesten übergeben worden, so wird sie ein Eigenthumsrecht daran gewiß empfinden. Möge die Mittlere zu allem ihrem Muthwillen wieder hergestellt seyn! und die Jüngste, in holder Natürlichkeit herangewachsen, ihre Umgebung erfreuen und beleben.

---

[1] Eine Erinnerung an das Kostüm, das Ulrike auf der Partie nach Aich am 3. September 1823 getragen hatte. Das Tagebuch verzeichnet an jenem Tage „Kleid von gegittertem ächten schottischen Zeuge, das sehr gut stand."

[2] Louis Bonaparte, Bruder Napoleons.

Und so schließ ich, ob ich gleich noch viel zu sagen habe. Führen Sie es untereinander, im freundlichsten Gespräch umständlich aus.

Weimar
d. 17 Juni
1825.

treu anhänglich
JWvGoethe

1677.

An Marianne v. Willemer.

Sie haben, allerliebste Freundin, wahrscheinlich vernommen daß ich beschäftigt bin dasjenige was von mir auf dem Papier schwarz und weiß übrig bleibt, in Zucht und Ordnung zu bringen.[1] Ich würde dessen nicht erwähnen, gälte es nicht eine Entschuldigung daß ich so lange nichts von mir sehen ließ. Darf ich doch hoffen daß die in Ihr liebes Herz eingeschriebenen Zeilen immer frisch lebendig bleiben ohne eines neuen Ein- oder Abdrucks zu bedürfen.

So verzeihen Sie auch beykommendes! Wunderlich sieht es aus daß ich Sie immer mit meinen alten Zügen bestürme; doch habe ich gerade nichts anders zur Hand und ich möchte doch nicht gerne leer vor ihnen erscheinen.

Das viereckte rothe Kästchen[2] sey Ihnen gewidmet, eines der runden geben Sie Freund Riesen mit dem herzlichsten Gruß, das andere irgend einem Wohlgesinnten.

---

[1] Mit Bezug auf die Neuausgabe seiner Werke (Ausgabe letzter Hand).

[2] Dieses Kästchen enthielt die 1824 geprägte Schaumünze mit Goethes Bildnis auf der einen, einen Adler mit Lorbeerkranz in den Krallen auf der andern Seite, von A. Bovy; der Kopf ist in Relief nach der Büste von Rauch. Die Medaille für Marianne war von Silber, die in den runden Kästchen von Bronze.

Behalten Sie mich lieb und sagen mirs manchmal; das ist die beste Bewirthung der Abwesenden. Diesen Sommer komme ich wahrscheinlich nicht von der Stelle. Freund Willemer das lieblichste hier und dort.

treu angehörig

Weimar d. 17. Juni 1825. Goethe.

1678.

An Felix Mendelssohn.

Du hast mir, mein theurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung[1] sehr viel Vergnügen gemacht; obschon angekündigt überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt sodann der allerherrlichste Einband wetteifern mit einander die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu achten, mit dessen schöner, kräftig-reicher Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank und laß mich hoffen Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben Deine staunenswürdige Thätigkeiten in Gegenwart zu bewundern. Empfiehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem vortrefflichen Meister.[2] Möge mein Andenken in solchem Kreise immerhin lebendig dauern.

Weimar, 18. Juni 1825.

Treulich

J. W. Goethe.

[1] Mendelssohns H-moll-Quartett.

[2] Zelter.

1679.*

An Heinrich Meyer.

24. Juni 1825.

. . . Hier weiß man von nichts als freudigem Getümmel; das neue Gesellschaftshaus in Berka wird heute eingeweiht, morgen das Schauspielhaus gerichtet. Das giebt zu so vielen Zerstreuungen Anlaß und die Zerstreuungen wieder zu so viel zerstreuendem Klatsch, daß die Müßigen es nicht besser wünschen können. Ich halte mich wie immer im Stillen und komme vorwärts in meinen Arbeiten und so können wir bei nächster Zusammenkunft in manchem Guten weiter schreiten . . .

Drei bis vier englische Werke auf die griechischen Angelegenheiten der Zeit zwischen 1823 und 24 bezüglich, vor, mit und nach Byron versetzen unmittelbar in die dortigen Zustände, das Individuelle der wirkenden Menschen und Parteien ist höchst merkwürdig und man kann sich daraus einen ganz eignen Zustand auferbauen, wonach dann die Gegenwart sich einigermaßen beurtheilen und die Zukunft vorahnen läßt. Seit Ihrer Abreise hat mich dies in ruhiger Stunde meist unterhalten . . .

Alles Gute möge Ihnen sein.

Treu angehörig

Weimar den 24. Juny 1825. G.

1680.*

An Zelter.

5. Auguſt 1825.

Hier folgen die Original-Briefe bis 1812, an den nächſtfolgenden wird abgeſchrieben; die ferneren erbitte mir, damit der Codex vollendet werde; es giebt ein paar ſtarke Bände[1] wunderſamen Inhalts.

Aehnliche Betrachtungen, wie man ſich in der Welt ſtrebend abmüdet, giebt mir die Recapitulation, Reviſion, Reſtauration deſſen was von mir auf dem Papier übrig bleibt. Es iſt viel und wenig und muß ſich denn freylich erſt wieder in wackern fähigen Geiſtern aufbauen, wenn es nach etwas ausſehen ſoll. Die zwey neuen Bände kleine Gedichte, in welchen Du kaum etwas neues finden wirſt, habe ich mehrmals umgeordnet, um ſie auf eine anmuthige Weiſe an einander zu geſellen. Sie ſind in widerſprechenden Zuſtänden hervorgetreten und ſollen doch nun in einem allgemeinen Rahmen friedlich erſcheinen . . .

G.

1681.

An Boiſſerée.

Weimar, 13. Auguſt 1825.

Es iſt ſchwer, ja faſt unmöglich, in perſönlicher Gegenwart mündlich, geſchweige abweſend und ſchriftlich einen Zuſtand darzuſtellen, wobei ethiſche, ökonomiſche, merkan-

[1] Die von Goethe beabſichtigte Ausgabe ſeines Briefwechſels mit Zelter.

tilische Bezüge, frühere, spätere, verschwundene, fortdauernde Verhältnisse sich mannigfaltig verknüpfen; ich habe es in beikommenden versucht, machen Sie sich das gesagte freundlich zu eigen.

In meinen hohen Jahren allen aus dem fraglichen Geschäft entspringenden Vortheil meiner Familie überlassend, finde ich billig, daß sie auch Sorge und Bemühung übernehme, die damit nothwendig verknüpft sind. Diese vorliegende Masse literarischer Produktionen verehrte ich meinem Sohn als Capital, kein Wunder, daß er das Resultat meines Lebens höher schätzt, als ich von jeher auf meine Produktionen gehalten habe.

Die Theilnahme der Nation, die des Auslandes daran ist auffallend und bei dem vorwärts bewegten Gang der Cultur so leicht kein Rückschritt denkbar.

Meine Pflicht und tägliches Bestreben ist daher, meinen Austritt aus diesen Zeitlichkeiten meinen Angehörigen und Freunden so wenig als möglich fühlbar werden zu lassen, weshalb ich nur thun möchte, was niemand thun kann, alles übrige den jüngeren Thätigen, naturgemäß länger dauernden sorgfältig zu übergeben, das Innere zu besorgen und in alles Aeußere dieselben sorgfältig einzuweihen.

Jede Annäherung des Herrn v. Cotta zu meinem Sohn, jede abschließliche Verbindung mit demselben würde mir von höchstem Werthe seyn, wenn ich noch selbst Amen dazu sagen könnte.

Lassen Sie sich dieses mein Vorvalet gefallen! Warum sollte man sich das unvermeidliche verläugnen. Gelinge Ihnen alles nach Wunsch.

Treulichst

Goethe.

Eigenhändig fügt Goethe noch hinzu:

Beikommendes, meinem Sohne diktirt, begleite noch mit wenigen Worten, um auszusprechen: daß mir gerade in diesem Augenblick vollkommen gegenwärtig sey, wie Ihre freundschaftliche Gesinnung vor Jahren ein zartes bedeutendes Monument[1] beabsichtigte, welches nachher durch architektonische Weitläufigkeiten vereitelt wurde; so wie denn auch das projektirte Marmorbild zu stocken scheint. Lassen Sie uns das als Versuche betrachten, in welchen der gute Wille gewogener Landsleute sich auszusprechen den Anlaß nahm! greifen wir mit Ernst und Einigung zu gegenwärtiger Gelegenheit: die schon angeregte Nation dahin zu bestimmen, daß sie eine Unternehmung begünstige, die, aus meinen eigenen Materialien, mir ein bleibendes Denkmal wohlmeinend zu errichten die Absicht hegt.

Und so fortan!

Goethe.

Es heißt dann weiter in einem „Geneigtest zu gedenken" überschriebenen Beiblatt:

. . . Durch jene öffentliche unbewundene Zustimmung des Bundestages also schien diese Angelegenheit[2] National zu werden und in der Buchhändlerwelt regte sich gar mancher, der sich zu einer solchen Unternehmung Kräfte genug zutraute. Meinem Sohne wurden daher mehrfältige Anträge gethan, Vorschläge zum Selbstverlag, Societätscontrakte, Uebereinkunft auf einen Antheil von jedem abzusetzenden Exemplar und manche andere dem Gesagten mehr oder weniger sich annähernde Propositionen.

Um aber getreulich auf die eigentliche Lage zu kommen, so sind fünfzigtausend Thaler sächsisch geboten, mit

[1] In Frankfurt a. M.

[2] Die Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken.

Erklärung, daß bei ernstlichem Abschluß noch eine Zulage stattfinden solle, und so wäre denn mit Herrn v. Cotta's Uebergebot zwischen sechzig- und siebenzigtausend Thalern sächsisch der gegenwärtige Stand.

Mein Sohn jedoch und seine Rathgeber glauben den Preis der zu überlassenden Ausgabe von vierzig Bänden auf zwölf Jahre auf wenigstens hunderttausend Thaler sächsisch schätzen zu dürfen und zwar dergestalt, daß ein bedeutender Theil der Summe in den ersten Jahren nach Maaßgabe des abgelieferten Manuscripts gezahlt, das übrige aber auf die folgenden Jahre vertheilt werde, so daß die Familie an dem fortdauernden Gewinne gleichfalls einigen Antheil hätte.

Was das Künftige anbetrifft, so würden nach verflossenen neun Jahren beide Theile zusammentreten und nach Ueberzeugung den Contrakt verlängern, wodurch gar manchem unangenehmen Verhältniß vorgebeugt würde.

Hier wünschte nun, daß Herr v. Cotta, der vor allen Uebersicht und Kräfte zu solcher Unternehmung besitzt, einträte, seine Meinung eröffnete und solchem Schwanken ein Ende machte, das mir in meinen hohen Jahren besonders peinlich ist. Denn ich darf versichern, daß ich immerfort gewünscht habe, das alte Verhältniß fortdauern, jeden dazwischen getretenen hindernden Aufschub entfernt und den Abschluß noch bei meinem Leben herbeigeführt zu sehen.

Sie sind selbst an große Geschäfte gewöhnt und werden desto eher die Lage der beiden Theile durchdringen und zu vollständiger Einigung das Beste beitragen können.

Vertrauend

Weimar, 13. August 1825. Goethe.

1682.*

An Boisserée.

Weimar, 14. September 1825.

Schon zwei Wochen leben wir in einer bunt bekränzten, das seltenste Fest[1] feiernden Stadt. In- und Ausländer aller Stände und allen Geschlechts nahmen freudig Theil, und es hat noch kein Ende. Die Kinder jauchzen, mit Fähnlein in den Händen, die Jugend zieht gepaart täglich zum Tanze, die Männer schauen ernsthaft heiter drein und wer an Ort und Stelle die fünfzig Jahre rückwärts wieder zur Erinnerung rufen kann, dem ist es wunderlich zu Muthe.

Unendlich angenehm war mir's in diesen Tagen auch die Wiederherstellung alter theurer Verhältnisse und den Abschluß eines so wichtigen Geschäfts durch Ihre Vermittlung zugleich feiern zu können. Das ewige hohe Vorbild von Neigung, Liebe, Freundschaft und Vertrauen zeigt freilich, sobald es in die irdische Thätigkeit eintritt, ein herrliches verklärtes Angesicht, an dem sich selbst der müde Wanderer erquickt und verklärt.

Herrn v. Cotta habe dankbar anerkennend geantwortet; sobald ich mich nur einigermaßen sammeln kann, erfolgt das Weitere. Indessen zeigen beikommende wenige Zeilen, daß wir nun vollkommen gesichert sind und unser Werk mit Lust und Muth antreten können . . .

G.

[1] Weimars Jubelfest am 3. September aus Anlaß des 50-jährigen Regierungsjubiläums Carl Augusts. An Zelter schrieb Goethe am 20. September: „In jenen Tagen des Festes hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen als die Kräfte nachhielten, was ich aber that war notwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen."

1683.*

An Frau v. Levetzow.

Mit vieler Freude erhalt ich, theuerste Freundin, Ihren lieben Brief der mir ein vollgültiges Zeugniß giebt Sie seyen von einer Kranckheit[1] wieder hergestellt die, wie ich vernommen hatte, gefährlich bedrohte und woran ich in Furcht und Sorge herzlichen Antheil nahm. Seyen Sie aufs neue im Leben zu Freude und Glück treulichst willkommen! Und so nehm ich denn auch an allem was Ihnen Gutes begegnet meinen freundschaftlichsten Theil und freue mich von Herzen über das holde Geschick Amaliens. Sie soll an mich dencken wenn es ihr beygehen sollte Freund und Gemahl gelegentlich zu necken.

In Gedancken spazierte gar oft mit unserer lieben, geliebten Aeltesten auf der Terrasse hin und wieder. Die schöne Gewohnheit einige Sommermonate zusammen zu seyn sollte mir diesmal ausgehen, und ich hätte es nicht ertragen Sie ohne mich zwischen jenen Fichtenwäldern zu wissen, hätte mich die schönste und nothwendigste aller Pflichten nicht in meinem nächsten Kreise gehalten.

Nun aber da ich weis wohin ich beykommendes[2] adressiren kann versäume ich nicht zu sagen wie auf eine

---

Frau v. Levetzow hatte am 28. September aus Marienbad geschrieben: „Mich hingegen fesselte eine tödtliche Krankheit in diese Berge, über zwei Monat war ich sehr leidend . . . Trotz meines Kranksein haben wir doch den schönen Tag des öffentlichen Geheimnisses festlich begangen — und Sie aus voller Seele zu uns gewünscht . . . Meine kleine wilde Amélie ist Braut mit dem Preußischen Major v. Rauch, Ihre Güte welche Sie verehrter Herr Geheimrath immer für meine Tochter haben, läßt mich Ihrer Theilnahme gewiß sein, Amélie bekömmt einen guten braven und auch hübschen Mann, denn ihr Herz wählte, und so darf ich hoffen sie glücklich zu sehen."

[2] Die silberne Medaille zum Jubiläum des Großherzogs.

unbeschreiblich mannigfaltige Weise unser hohes Fest gefeyert worden . . .

Mich findet Ihre Gunst immer mit unveränderlichen Gesinnungen an der alten Stelle.

Mit wiederholten Segenswünschen,

treu anhänglich

Weimar d. 1. Nov. 1825. J. W. v. Goethe.

Lassen Sie mich zum Schlusse der theuren Ulricke nochmals namentlich gedencken.

* * *

Der 7. November war die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem Goethe nach Weimar gekommen. Dieser Jubiläumstag wurde aufs festlichste gefeiert, wie ersichtlich ist aus der bei W. Hoffmann, Weimar (1826), erschienenen Schrift „Goethes Goldner Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des Gefeierten Bildniß, Seinen Schriftzügen und einer Abbildung des Festsales."

Goethe notiert in seinem Tagebuch:

7. Nov. Feyerlichster Tag.
8. Nachklang und Erhohlung.
9. Fortgesetzte Glückwünsche, persönlich und schriftlich. Große Gesellschaft zu Mittage.

Die theologische, juristische, medizinische und philosophische Fakultät der Universität Jena hatten ihm Doktordiplome übersandt. Aus Goethes Antwortschreiben seien hier zwei wiedergegeben.

1684.

An den Senat der Universität Jena.

Weimar, den 24. November.

Eine unausgesetzte Theilnahme, wie ich sie seit vielen Jahren an der Academie Jena erwiesen, war eine der schönsten Pflichten, welche die große Thätigkeit eines verehrten Fürsten mir auferlegen konnte. Ich darf mir schmeicheln, daß Beweise vorliegen, wie ich von jeher alles beizutragen gedachte, um daselbst nothwendige, den Wissenschaften unerläßliche, einzelne Anstalten zu gründen, nicht weniger, wie ich in derselben Gesinnung und gleicher Vorsorge bis in die letzten Tage fortgefahren. Wie hoch ich daher die Aufmerksamkeit zu schätzen weiß, welche mir von Seiten der verehrenswürdigen Gesammtheit, an dem durch Serenissimi Gnade vorgreifenden Fest einer funfzigjährigen Dienstfeier, geneigtest erwiesen worden, halte ich für Pflicht, wenn auch nur mit wenigen Worten, dennoch tief empfunden, hier auszusprechen.

Ich muß gerührt sein, wenn ich überdenke und mir vergegenwärtige, wie ich bei meiner ersten Ankunft einen Landsmann und nahen Familiennachbar, den unvergeßlichen Grießbach schon zum Besten Jena's eifrigst beschäftigt fand; wie ich an ihm, und in der Folge an so vielen Anderen, je mehr ich mich in die Wissenschaften versenkte, den treuesten Beistand, die redlichste Förderung gefunden. Nun aber muß ich mich höchlich erfreuen, daß ich bis auf den heutigen Tag noch immer Jena und Weimar wie zwei Enden einer großen Stadt anzusehen habe, welche im schönsten Sinne geistig vereint, Eins ohne das Andere nicht bestehen konnten. Wenn ich von den vielen, mir immer am Herzen bleibenden wissenschaftlichen An-

stalten meine Sorgfalt nicht abwenden kann: so gereicht es mir zum größten Vortheil, auch von dorther in wissenschaftlichen und literarischen Unternehmungen erwünschtes Mitwirken und Eingreifen zu erfahren. Da ich nun ein solches Verhältniß im Allgemeinen bis an das Ende meines Lebens als nothwendige Verwandtschaft zu ehren habe: so wüßte ich nichts mehr zu wünschen, als daß auch die einzelnen Glieder dieser großen Corporation mit Wohlwollen und Neigung mir zugethan bleiben mögen. Denn wechselseitig freundlich-treue Gesinnungen fördern allein das, was in der Stadt Gottes und der Sitten am dringendsten verlangt und am unerläßlichsten gefordert wird. Mit Eifer werde ich daher jede Gelegenheit, so lange es mir vergönnt ist, ergreifen, wie im Laufe meines Lebens, so auch fortan das in Worten Ausgesprochene, in der Wirklichkeit zu bethätigen.

1685.

An die philosophische Fakultät der Universität Jena.

Weimar, den 24. November 1825.

Das unerwartete Glück, welches mich am siebenten November von so manchen Seiten her überraschte, wird mir erst allgemach zu eigen, und mein verspäteter Dank selbst wird Zeugniß, wie sehr ich von so viel Wohlwollen gerührt sei. Die verehrliche Facultät, welcher das weite Feld des reinen Denkens, so wie das Ueberdenken aller Naturmerkwürdigkeiten anvertraut worden, ist geneigt auszusprechen, daß sie meinen Bemühungen von jeher eine schätzbare Aufmerksamkeit gegönnt habe. Von diesem Antheil konnte ich mich in einer langen Reihe von Jahren

genugsam überzeugen, und ich ergreife nunmehr die Gelegenheit, ein offenes Geständniß hierüber abzulegen.

So entschieden und leidenschaftlich auch meine Sehnsucht gegen die Natur und ihre gesetzlichen Erscheinungen gerichtet war, so konnte sie doch nur durch einen längern academischen Aufenthalt erst recht belebt, genährt, geregelt, und stufenweise befriedigt werden. Ein solcher ward mir seit vielen Jahren zu Jena, und ich bin dieser Academie ganz eigentlich die Entwickelung meines wissenschaftlichen Bestrebens schuldig geworden. Manche treffliche Männer, unmittelbare Theilnehmer an meinem gesteigerten rastlosen Bemühen, sind dahin gegangen, Andere leben entfernt in glücklicher Lage. Wie erfreuen muß es mich daher, von der gegenwärtigen Generation ein Zeugniß zu erhalten, daß sie die Ausdauer meines Bestrebens mit fortwährender Geneigtheit und Aufmerksamkeit begleite. Und so hab' ich endlich dankbar noch auszusprechen, daß mir am feierlichen Tage vergönnt gewesen, zwei junge Männer der mir verliehenen Auszeichnung theilhaft zu machen.[1] Beide wirken seit längerer und kürzerer Zeit mit mir zu gleichen Zwecken, welche, von so verehrlicher academischen Corporation mit Beifall anerkannt, uns auch fernerhin gemeinsam vor Augen unverrückt bleiben sollen.

1686.*

An Zelter.

... Laß uns auf unserer Weise beharren! fühlen und gewahr werden, denken und thun, alles Uebrige ist vom Uebel. Die neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben.

[1] Nicolovius und Eckermann.

Deine Büste ist zu allseitiger Freude unbeschädigt angekommen, alles Dankes werth, indem sie Dich, den Ersehnten, so nahe heranbringt; nur find' ich, wie bey der meinigen auch, eine gewisse Uebertreibung der Züge, die bey näherer Bekanntschaft nicht wohl thut.

So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses; nach und nach erhol' ich mich vom siebenten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher daß eine dergleichen Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat.

Versäume nicht bald möglichst die Folge meiner Briefe zu senden; die noch hier seyenden gehen über die Hälfte von 1820. Auch dieses Geschäft wünscht' ich vollendet zu sehen. Ich bin höchst überdrängt, zwar nicht von Sorgen aber doch von Besorgungen und das kann sich zuletzt zu einem Grade steigern daß es fast dasselbe wird.

Möge Dir alles gelingen! Dein neues Gebäude wird nun auch gekrönt seyn; es werde das Gleiche mit Allem was Du so redlich heranführst; und so lebe wohl und fahre fort mein zu gedenken. G.

1687.

An W. K. Fr. Succow.[1]

Magnifice
Wohlgeborner,
insonders hochzuehrender Herr!

Ew. Wohlgeboren danke zuvörderst für den mir neuerlich erzeigten persönlichen Antheil an dem ehrenvollen Feste,

[1] Prorektor der Universität Jena.

welches mir durch den gnädigsten Willen unsers verehrten Fürsten überraschend zu Theil geworden ist, und füge die Bitte hinzu, mich bei der Gesammtheit der hochlöblichen Universität Jena dergestalt zu vertreten, daß dieselbe versichert werde, wie ich alles das mir gegönnte Gute dankbarlichst anerkenne.

Wie sehr das in jedem Sinne beifallswürdige Gedicht[1] mich erfreut habe, würde ich lebhafter aussprechen, wenn es mich nicht wie Alles, was mir an diesem Tage widerfahren, zu stiller und demüthiger Beherzigung anmahnte.

Die beiliegenden Schreiben bitte ich den hochlöblichen Fakultäten gefällig vorzulegen. Auch darin habe ich nur versuchen können, dasjenige theilweise auszudrücken, was mich in jenen Stunden, tausend Erinnerungen hervorrufend, ungetheilt beschäftigte. Und so nehmen denn Dieselben auch die Versicherung, daß ich sowol der ganzen hohen Anstalt als den einzelnen hochachtbaren Gliedern derselben wie bisher so auch künftighin mich theilnehmend verpflichtet und verbunden halte.

Hochachtungsvoll mich unterzeichnend

Ew. Magnificenz

Weimar, gehorsamster Diener

den 6. Dezember 1825. J. W. v. Goethe.

---

[1] Goethio in sacris munerum vimariensium semisecularibus. d. VII. Novembr. a. MDCCCXXV. academia jenensis. — Jenae litteris Branianis. Fol. Die erste Strophe lautet:

Quae vota, Goethi, quas Tibi debitas
Laudes feremus, quem Superis parem
Bis quinque lustra gloriamur
Indigetem coluisse Divum?

1688.*

An Ch. F. L. Schultz.

Das Jahr darf nicht zu Ende gehen, ohne daß ich mein Andenken bei Ihnen, verehrter Freund, erneuert hätte. Die Zeitungen haben Ihnen gesagt, in welchem Drang von Feierlichkeiten ich beinahe seit vier Monaten lebe, und ich gestehe gern, es war einige Fassung nöthig, um so viel Gutes zu überstehen. Kaum erhole ich mich von dem Wünschenswertheſten, so tritt das ungeheure Weltereigniß[1] herein, das, in's Ganze von gränzenloſer Wirkung, uns im Innerſten berührt, und den zarteſten perſönlichen Antheil unbarmherzig verletzt.

Sagen Sie mir, wie Sie dieſe Zeit in Ihrer Abgeſchiedenheit zugebracht, wie Sie ſich mit Ihrer lieben Familie befinden, und ob Sie ſich in dem alten Wetzlar nunmehr einheimiſch fühlen . . .

Bald hoffe ich wegen Ausgabe meiner Werke das Nähere zu melden. Die Privilegienangelegenheit iſt im Laufe des Jahres ſo gut als zu Stande. Ein kurzer Termin, verhältnißmäßig zu den Wegen, welche ſie hat machen müſſen.

Schreiben Sie mir doch einige Worte zur Schilderung der Societät, wie ſie den dortigen Club zuſammenſetzt, auch ob noch irgend Jemand von meiner Zeit und wer ſich dort befindet. Jene Localitäten und Verhältniſſe bleiben mir eine wunderſame Erinnerung.

treu angehörig

Weimar, den 18. December 1825. Goethe.

[1] Der am 1. Dezember erfolgte Tod Kaiſer Alexanders von Rußland.

1689.

An F. H. Küstner.[1]

Hochwohlgeborner
Insonders hochzuverehrender Herr!

Es ist noch dieselbige Stadt Leipzig, in die ich, gerade nunmehr sind es sechzig Jahre, mit der Welt völlig unbekannt, voll Zutrauen und Hoffnung eintrat; dieselbigen Straßen sind es noch, in denen ich auf- und abwandelte, dieselben Häuser, wo ich aus- und einging, und vielleicht dieselben Zimmer, die mich als junges wunderliches Wesen so freundlich aufnahmen; sie sind es noch, wo nunmehr nach einem solchen Zeitraum vor neu erworbenen Freunden eine ehrenhafte Feier meiner Ansiedelung in der Nachbarschaft, als bedeutend für die Gegend und für mein Vaterland folgereich, in diesen letzten Tagen veranstaltet worden. Jemehr ich die Vergangenheit überschaue, wie sie sich zur Gegenwart herangebildet hat, desto mehr habe ich mich zu fassen und das Glück anzuerkennen, das meinem unablässigen Streben geworden ist.

Da der Trieb, das Gute und Wünschenswerthe zu verwirklichen, von jeher alle Welt in Thätigkeit setzte, so darf ich mich wol erfreuen, daß gerade das meiner Natur gemäß war, was auf jene Zwecke hindeutete; denn gerade wenn ich meine zufälligen und vorsätzlichen Einwirkungen auf die Außenwelt im Laufe meines Lebens betrachtete, so hätte ich oft zweifeln können, ob im Einzelnen das, was ich zu leisten wünschte, auch zu billigen sei; wenn aber zuletzt der Rechnungsabschluß, die Ver-

[1] Küstner, ein vielgereister Handelsherr in Leipzig, hatte Goethe wiederholt durch Zusendung von Medaillen und Münzen erfreut; Goethes Jubiläum war in Leipzig von der Gesellschaft „Lyra" gefeiert worden.

gleichung des Sollen und Haben, zu meinen Gunsten ausfällt, dergestalt, daß die Besten meiner Nation sich daran erfreuen und mit Eifer und Lebhaftigkeit auf die anmuthigste Weise es anerkennen, so habe ich weiter nichts zu wünschen, als nur die übrige Zeit, welche mir zu verweilen vergönnt ist, in einem solchen Gleichgewicht zu bleiben, daß ich weder an mir selbst, noch ein Anderer an mir jemals irre werden könne.

Nehmen Sie diese traulichen Aeußerungen als Wirkung derjenigen Empfindungen an, welche Ihr ehrenvolles Streben und die anmuthigen Beilagen bei mir erregen mußten, und vertheilen Sie die anliegenden Blättchen unter die wohlwollenden Freunde, denen ich aufs besonderste empfohlen zu sein wünsche.

Weimar, den 24. December 1825.

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener J. W. v. Goethe.

1690.*

An Reinhard.

Weimar den 26. December 1825.

... Um von mir zu reden, ich bin kaum aus dem Hause, kaum aus meinem Zimmer gekommen; im Verlaufe des vergangenen Jahres hat mich die Privilegienangelegenheit durchaus im Athem erhalten, sie ist aber auch nunmehr so gut wie abgeschlossen. Immer genug für die Wege, die sie innerhalb der Bundesstaaten zu machen hatte.

Der Verlag meiner Werke scheint sich auch zu entscheiden, und so könnte ich denn das nächste Jahr zu einer wünschenswerthen Arbeit gelangen. Die Wiederaufnahme meiner früheren Arbeiten, der Redaktion der späteren, die Ausfüllung des Lückenhaften, die Sammlung des Zerstreuten und was sonst noch vorzunehmen wäre, sind freilich angenehme Beschäftigungen, denn sie deuten denn doch zuletzt auf eine gewisse Einheit hin, wodurch das Unternehmen sehr erleichtert wird; nur darf ich nicht überdenken was noch zu thun ist, sondern ich muß mir zur Pflicht machen, nur das Nothwendige vorzunehmen und vom Geschick abwarten wie weit ich kommen soll, wobei denn die Hauptsache bleibt, alles so zu stellen, daß das Geschäft auch allenfalls ohne mich seinen Gang fortgehe . . .

Soll ich nun von diesen Nachbildungen des Lebens zum Lebendigen selbst übergehen, so habe ich zu sagen, daß die Meinigen, wenn auch nicht von der robustesten Art, doch im ganzen wohl sind. Mein Sohn widmet sich nach wie vor den Geschäften, versieht meinen Haushalt und lebt übrigens ein geselliges Hof- und Stadtleben; der Frauenzimmer[1] eigentliches Geschäft ist die englische Sprache, begünstigt durch angenehme unterrichtete Personen dieser Nation. Und was sonst Hof und Geselligkeit übrig lassen, verzehrt die Sorge für Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, denen alle Arten Stickerei gewidmet sind. Der älteste Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen Pathen, der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt.

---

[1] Ottilie und ihre Schwester Ulrike.

Nun aber, da ich mich an stillen Abenden mit diesen Blättern beschäftige und mich im Andenken an einen so hochverehrten Freund sanft in den Schlaf wiege, trifft uns der unerwartete Schlag aus Osten[1] und zwar um so schrecklicher, als die wenigen Monate seit der Rückkehr der jungen Herrschaften die sämmtlichen mannigfaltigen Persönlichkeiten unseres hohen Familienkreises sich in den glücklichsten Verhältnissen befanden und wirklich aussprechen durften, daß sie glücklich seyen.

Mehr darf ich nicht sagen, denn hier liegt ein Abgrund, an dem man sich nicht aufhalten darf und der immer weiter klafft, je weiter man in die Welt hinaussieht . . .

Unwandelbar

J. W. v. Goethe.

1691.*

An Zelter.

30. December 1825.

Du hast mir seit einiger Zeit, mein Theuerster, gar lebhafte, Charakterzüge Eurer Berliner Tagesweise mitgetheilt, daß ich doch endlich auch etwas von mir hören zu lassen schuldig zu seyn glaube. Mir war es indessen wunderlich zu Muthe: Eine nothgedrungene Wirkung, sowohl gegen die Nähe als in die Ferne, hinderte mich meinem Willen zu folgen, welchem nach ich Dich schon längst einmal wieder besucht hätte. Ihr Berliner jedoch seyd mir die wunderlichsten Leute, Ihr schmaust und trinkt und verzürnt Euch unter einander, so daß Mord und

[1] Tod des Kaisers Alexander.

Todtschlag im Augenblick und tödtlicher Haß in der Lebensfolge daraus entspringen müßte, wäre es nicht in Eurer Art, das Widerwärtige auch stehen zu lassen, weil denn doch am Ende alles neben einander verharren kann, was sich nicht auf der Stelle auffpeist.

Dein sybillinisches Blatt über Macbeth glaube nach meiner Weise recht gut auszulegen; ich dachte wenigstens dabey wie folgt:

Diese Bemühungen gehören zu denjenigen, welche König Saul der Hexe von Endor zumuthete: die großen Todten hervorzurufen, wenn wir uns selbst nicht zu helfen wissen. Shakspear ist noch widerborstiger als jener abgeschiedene Prophet, und wenn sie ihn gar in seiner Integrität hervorzaubern wollen, dann geht es am wenigsten. Ein solches Micmac von Uraltem und Modernstem bleibt immer auffallend, wie Du es ganz richtig empfunden hast.

Was hilft alles Costumiren! Genau besehen sind denn doch am Ende Schauspieler und Kleider, Decorationen und Gespenster, Musiker und Zuschauer unter einander nicht in Harmonie. Dies hat Dich bey einer so bedeutenden Exhibition zerrissen. Vielen ist es auch zuwider, ohne daß sie es gestehen; Viele lassen es gut seyn, weil es nicht anders ist; sie haben bezahlt und ihre Zeit hingesessen.

Sieben Mädchen in Uniform[1] machen auch hier das Publicum glücklich; denn so etwas ist zeitgemäß. Das Soldatengespiele zu einer halblüsternen Posse verwandt, läßt sich Jederman gefallen, wenn unter dem Druck eines Shakspearischen Alps das Publicum seufzt und sich sehnt aus einem schweren Traum des Ernstes in die freye Luft der Thorheit.

Jetzt, da ich nicht mehr ins Theater gehe, sonst nichts damit verkehre, nur aber meine Kinder und anderes

[1] Von Louis Angely.

nachwachsendes Lebevolk zu beobachten habe, gehen mir ganz eigne Lichter auf. Immer nehmen sie Partey; bald seh' ich sie in gerechten Urtheilen klar und verständig, bald in Vorurtheilen und Vorlieben ungerecht befangen und was alles daraus folgt, wie's uns längst bekannt ist; aber ich begreife doch erst das Mißbehagen der Danaidenarbeit während so vieler Jahre, in welchen ich bemüht war die wirklich großen, der Bühne verliehenen Vorzüge in Wirklichkeit zu setzen und zur Evidenz zu bringen. — In solche Betrachtungen haben mich Deine Hexen verhext; trage deshalb die Schuld eigener Veranlassung.

Als belebte Folge jener festlichen Tage ist mir, wie ich bekennen muß, manches Gute geworden; auch manches Gute zu thun giebt es Gelegenheit, da der aufgeregte und doch nicht flackernde Enthusiasmus einen Jeden aus sich selbst ins Allgemeine trieb. G.

1692.

An Klinger.[1]

(Ende 1825.)

Die Erinnerung an unsere Weimarischen mit froher Erhebung des Geistes und Herzens gefeyerten Feste wird auf immer durch Trauertage verdüstert.

Lassen Sie Sich den Ueberbringer, einen treuen tüchtigen Weimaraner[2] bestens empfohlen seyn. Er wird Ihnen im Einzelnen persönlich vortragen und erzählen, was Sie Sich von unsern Zuständen im Allgemeinen, auch entfernt

[1] Adresse: An des Herrn Generalmajors von Klinger Excellenz nach St. Petersburg.

[2] Major v. Goermar.

recht gut, leider vergegenwärtigen können. Wie unmittelbar berührt uns der grimmige Schmerz des Ostens! und was sollen wir beyde in hohen Jahren dazu sagen, daß dem bedeutenden Manne[1] nicht ebensoviel zum Heile der Welt gegönnt worden.

Ich muß aufhören, da ich gar nicht hätte anfangen mögen, lassen Sie uns bis ans Ende in Liebe und Treue verharren. G.

1692a.

An Carus und d'Alton.

(1. Jan. 1826)

Wenn ich das neueste Vorschreiten der Naturwissenschaften betrachte, so komm' ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, das heranwachsende Licht mit Freuden anschaute und die Erscheinung des großen Feuerballs mit Sehnsucht erwartete, aber doch bey dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den gewünschten gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannichfachsten Leben durchführt und das große Geheimnis mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt, als was schon angekündigt ist und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Altons Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar

[1] Kaiser Alexander

nach deſſen Vollendung und Untergang darſtellt und zugleich das innerſte und äußerſte Gerüſt und Ueberzug, künſtleriſch vermittelt vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet. So ſeh ich auch hier wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

Herrn Carus und d'Alton

zum neuen Jahre

treu theilnehmend und

ergeben

Weimar 1826. J. W. v. Goethe.

1693. *

An den Geſelligen Kreis in Nonnenwerth.[1]

. . . Es werden Tage kommen, wo man erkennen wird, daß man in ſolchem Falle ſich eben ſelbſt feiert. Die reine Bildungsluſt, Jedem einwohnend, auf eine friedliche Ausgleichung ſittlicher Verhältniſſe hinſtrebend, ſie iſt's, die ſich geſellig am Freudigſten offenbart. Daß die Erinnerung an mich hiezu Anlaß giebt, habe ich für ein Glück zu

[1] Der Goethes Geburtstag feſtlich begangen hatte.

achten. Jener Trieb war von Jugend an der meinige, und es ist ein eigen ehrenwerthes Schicksal, daß ich gerade in ein gleichsinnig wirkendes Jahrhundert eintraf . . .

G.

1694.

An K. W. Frhr. v. Fritsch.

Ew. Excellenz

erstatte dankbarlichst den höchst gelungenen Aufsatz,[1] welcher immer besser zu werden scheint, je mehr man sich mit ihm bekannt macht; nur wenig einzelne Bemerkungen fügt' ich bleistiftlich zur Seite. Die Hauptstelle glaubt' ich in dem Sinne verfassen zu müssen, wie sie etwa in funfzig Jahren ein freidenkender Geschichtsschreiber aufführen würde.

Wenn das Einzelne durch die Zeit ausgelöscht wird, so geht das Allgemeine rein hervor; die Handlungen verschwinden, man hört auf, nach den Mitteln zu fragen, die erreichten Zwecke treten vor die Seele des Betrachters.

Billigen Ew. Excellenz diese Gedanken, so werden Sie beurtheilen, ob ich in der Ausführung glücklich gewesen. Das niedergeschriebene Wort, insofern der Sinn einigermaßen annehmlich erscheint, einsichtiger Wahl überlassend.

Verehrend, vertrauend angehörig

J. W. v. Goethe.

Verzeihung der fremden Hand!
Die meine fördert nicht mehr.

Weimar, den 7. Januar 1826.

[1] Fritsch (1769—1851), seit 1818 Meister vom Stuhl in der Weimarer Loge, hatte einen für die Freimaurerloge bestimmten Aufsatz zur Durchsicht geschickt; Goethe fügte die nachstehende Beilage hinzu, die für Goethes Auffassung sehr bezeichnend ist.

Beilage.

Leider wird jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Mißverständniß fühlbar; das aufgeregte Gemüth deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten zu Staatsverwesern berufenen Geistern sorgliche Bedenklichkeiten, und hier mußten zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden.

Jene hielten sich durch manche tadelnswerthe, ja erschreckende Unregelmäßigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu beharren und deshalb die nöthig erachteten Vorschritte gemessen zu thun; diese jedoch, überzeugt, daß nach vorübergegangener Krise eine frische Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen.

Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrungsart zu rechtfertigen: und wir dürfen uns glücklich preisen, daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht sowol, als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen.

Wie erfreulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Theil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen.

1695.*

An Zelter.

15. Januar 1826.

Wenn ich gleich, mein Allertheuerſter, in meinen alten Tagen mich nicht gerade mit den Elbogen durchzufechten habe; ſo kannſt Du Dir doch mit einiger Einbildungskraft ſchon vorſtellen daß ich, wenn Du mich auch nur als Lenker meines eigenen Fuhrwerks betrachteſt, dieſes Jahr nicht viel dämmern, ruhen und ſäumen durfte; deshalb mir denn unterwegs Dein freundlich aufmunterndes Wort ſehr oft zu gute gekommen, indem es mir anſchaulich machte daß Andere Anderes zu überwinden haben, und daher ein jeder ſich wacker halten und nach ſeiner Art und Stelle ſich behaupten muß.

Ich kann mir in meiner faſt abſoluten Einſamkeit kaum vorſtellen, daß ſolche Luſt- und Lärmbilder an Dir vorüber gehen, an denen Du mir aus Deinem Spiegel Theil läſſeſt. Mit Macbeth und Euryanthen geh' es, durch Aufwand, parteyiſche Anregung und ſelbſt durch Anerkennung des Trefflichen, wie es will; beide geben keine eigentlich erquickende Vorſtellung, jener aus Ueberreichthum des Gehaltes, dieſe aus Armuth und Magerkeit der Unterlage. Doch weiß ich freylich nicht mehr was ein Theater-Publicum ſey, oder ob es im Großen und im Kleinen ſich befriedigen, vielleicht auch nur beſchwichtigen laſſe. Ein Abglanz davon erſcheint mir jedoch dorther, da meine Kinder die Bühne nicht entbehren können, und das laß ich denn auch gut ſeyn.

Die Recenſionen der Haude- und Speneriſchen Zeitung mag ich gerne leſen; wie man denn überhaupt, wenn man auch nur ſelten in die Tagesblätter hineinſieht,

manches ganz Vernünftige trifft, woraus eine allgemeine gute Richtung, eine redliche Kennung[1] und Anerkennung sich hoffen läßt.

Ich bin persönlich das Widerbellen durch viele Jahre gewohnt worden, und spreche aus Erfahrung: wir haben noch lange nicht zu fürchten, daß wir überstimmt werden, wenn man uns auch widerspricht. Nur keine Ungeduld! immer fortgehandelt und mitunter gesprochen! so findet sich am Ende noch eine genugsame Zahl die sich für unsere Art zu denken erklärt. Niemanden aber wollen wir hindern sich seinen eigenen Kreis zu bilden; denn in unseres Vaters Hause ist Wohngelaß für manche Familie . . .

Ein Heft suche zu lesen etwa funfzig Seiten stark; es ist überschrieben: „Zwey Balladen von Goethe, verglichen mit den Griechischen Quellen woraus sie geschöpft sind, von Director Struve. Königsberg 1826." Indem der Verfasser Euch an den Born führt woher ich den Trank geholt, ist er freundlich genug zu beweisen daß ich das erquickliche Naß in einem kunstreichen Gefäß dargereicht habe. Was der Dichter vor so viel Jahren wollte, wird doch endlich anerkannt. Es ist von dem Zauberlehrling und der Braut von Korinth die Rede. Mein Folgendes soll sich unmittelbar anschließen. „Wer will der muß!"

Und warum sollten wir nicht auch müssen?

Angehörig seyn und bleiben

G.

[1] Im Sinne von Erkenntniß.

1696.*

An Zelter.

21. Januar 1826.

„Wer will der muß!“ und ich fahre fort: wer einsieht der will. Und so wären wir wieder im Kreise dahin gelangt wo wir ausgingen: daß nämlich man aus Ueberzeugung müssen müsse; für die nächstfolgende Zeit können wir daher viel Gutes hoffen.

So manches, auf Kunst und Wissenschaft bezüglich, kommt mir fast täglich vor die Augen, darunter wäre nichts Falsches, wenn der Mensch nicht schwach wäre und er nicht zugleich das was für ihn das Letzte ist auch für das Letzte halten wollte. Ueberhaupt aber begegnen mir sehr viel schöne, reine, hohe Ansichten. Man läßt gelten was man nicht erreichen kann, man freut sich deß was man nicht zu thun im Stande wäre; wie denn doch am Ende jeder tüchtige Mensch verfahren muß um selbst etwas zu seyn, um nach seiner Weise zu wirken, was auch Dilettanterey und damit nothwendig verknüpftes Nivelliren, im Laufe des Tages verderben oder hindern mag. Am Ende stellt sich alles her, wenn derjenige welcher weiß was er will und kann, in seinem Thun und Wirken unabläßig beharrt. Du weißt es am besten und erfährst es jeden Tag . . .

G.

1697.

An Boisserée.

Weimar, 3. Februar 1826.

Was wollt' ich nicht geloben, mein allertheuerster, wenn ich Sie eine Stunde sprechen könnte! Denn wie

sollte mir Blatt und Feder genügen! Ich muß mich nur sogleich eines mythologischen Gleichnisses bedienen: Sie erscheinen mir wie Herkules, der dem Atlas, dem Prometheus zu Hülfe kommt. Wüßten Sie, was ich dieses Jahr gelitten habe, Sie würden solche Bildlichkeiten nicht übertrieben finden.

Doch eigentlich ist es der schon längst gekannte, geprüfte Freund Sulpiz, der uns das unmöglichste Bauwerk als vollendet vor Sinn und Seele bringt, der uns durch das Labyrinth uralter Gewölbe und Kreuzgänge zu klarem Anblick durchführt; welcher verdiente die unschätzbarste Gemäldesammlung zu erwerben, zu besitzen und nutzbar zu machen. Und dieser wendet nun sein thätiges Wohlwollen gegen mich und das Meinige!

Sie haben Sich, lassen Sie es mich geradezu sagen, so klug als tüchtig, so edel als grandios gezeigt,[1] und ich fange nur an, mich zu prüfen, ob ich meinen Dank bis an Ihre Leistungen steigern kann.

So viel für heute. Dem Urquell alles Schönen und Guten zum frömmsten und allertreuesten empfehlend

angehörig

J. W. Goethe.

---

[1] An Reinhard schreibt Goethe am 27. Februar: „daß Freund Sulpiz bei dieser Gelegenheit (Verhandlungen mit Cotta wegen der Neuausgabe von Goethes Werken) sich musterhaft benommen hat; ja lassen Sie mich bekennen, daß ohne ihn das Geschäft vielleicht nicht zu beendigen gewesen, sondern in eine unauflösliche Verwirrung gerathen wäre. In solchem Konflikt standen die mehrfachen Interessen, die im Laufe der bedeutenden Unterhandlungen rege geworden."

1698.

An Johannes Müller.

Ew. Wohlgeb.

will lieber gleich und im Allgemeinen für die bedeutende Sendung[1] meinen verbindlichsten Dank abstatten, als daß ich Gefahr laufe, durch ein näheres Betrachten derselben eine schuldige Erwiderung zu verspäten.

Die Vorbereitungen zur Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, die ich auch Ihnen empfohlen wünsche, beschäftigen mich schon einige Jahre und entfernen mich von unmittelbarer Betrachtung der äußeren Natur, in welche gegenwärtig nur verstohlene Blicke thun darf, damit der große Reiz, womit sie mich so oft an sich zog und alles Aesthetisch-productive verschlang, mich nicht wieder ergreife und von einem Geschäft ableite, welchem alles Zaudern und Stocken höchst gefährlich werden könnte. Nehmen Sie daher meine beste Anerkennung, daß Sie Gelegenheit gaben, mir bisher auch nicht fremd gebliebene Bemühungen näher zu überzeugen und einzusehen, wie Sie nach Art und Weise, die ich auch für die rechten halte, im Reiche der Natur vorzudringen bemüht sind.

Freilich ist die Region, in der wir uns umthun, so weit und breit, daß von einem gemeinsamen Wege eigentlich die Rede nicht sein kann; und gerade die, welche vom Centrum nach der Peripherie gehen, können, obgleich nach einem Ziele strebend, unmöglich parallelen Schritt halten,

[1] Naturwissenschaftliche Arbeiten Müllers, der damals in Bonn lebte.

und ſie müſſen daher, inſofern ihnen die Thätigkeiten Anderer bekannt werden, immer nur darauf achten, ob ein Jeder ſeinem Radius, den er eingeſchlagen, getreu bleibt. In dieſem Sinne habe ich die Bemühungen der Mitlebenden, Aelterer und Jüngerer, ſeit geraumer Zeit zu betrachten geſucht.

Die Divergenzen der Forſcher ſind unvermeidlich, auch überzeugt man ſich bei längerem Leben von der Unmöglichkeit irgend einer Art des Ausgleichens — denn indem alles Urtheil aus den Prämiſſen entſpringt, und genau beſehen Jedermann von beſonderen Prämiſſen ausgeht, ſo wird im Abſchluß jederzeit eine gewiſſe Differenz bleiben, die dem einzelnen Wiſſenden angehört, und erſt recht von der Unendlichkeit des Gegenſtandes zeugt, mit dem wir uns beſchäftigen, es ſei nun, daß wir uns ſelbſt, oder die Welt, oder was über uns beiden iſt, als Ziel unſerer Betrachtungen ins Auge faſſen.

Nehmen Sie dieſes Wenige freundlich auf. In meinen Jahren muß man ſich beſcheiden, am Wege genugſam auszuruhen und Andere vorübereilen zu laſſen, an die man in früherer Zeit ſich gar zu gern angeſchloſſen hätte.

Da ich jedoch die Abſicht hege, nach vollendeter Ausgabe äſthetiſch-kritiſcher Werke auch dasjenige vorzuführen, was ſich auf meine Naturſtudien bezieht, wozu ich denn vorläufig Gedrucktes und Ungedrucktes zuſammenzuſtellen und ihm wenigſtens durch Andeuten einige Folge zu geben bemüht bin, ſo ſteht mir alsdann die Freude bevor, Ihnen wieder zu begegnen, welche ich durch einen treuen Händedruck, den ich abſchiedlich reiche, zu feiern wünſchen und hoffen darf.

Weimar, den 23. Februar 1826.

1699.

An K. W. Göttling.[1]

Ew. Wohlgeboren überschicke gegenwärtig einen der ersten Bände, mit dem Wunsche, Sie mögen die Durchsicht desselben einigermaßen beschleunigen, indem der Termin heranrückt, wo ich das Manuscript der ersten Sendung an den Verleger abzugeben habe; mit den folgenden hat es alsdann keine Eile.

Die Betrachtung über die Selbstbiographie ist sehr wichtig und erfreulich. Es wäre schön zu untersuchen, ob nicht Protestanten mehr als Katholiken zu Selbstbiographieen geneigt sind. Diese haben immer einen Beichtvater zur Seite und können ihre Gebrechen hübsch einzeln los werden, ohne sich um eine fruchtbare Folge zu bekümmern; der Protestant im entgegengesetzten Falle trägt sich selbst die Fehler länger nach und ihm ist es doch um ein sittliches Resultat zu thun. Montaigne und Descartes sind mir deshalb merkwürdig: ohne selbst Protestanten zu sein, leben sie doch in einer Epoche des vielanregenden Protestantismus. Lassen Sie uns diese Gedanken weiter verfolgen. Für bisherige Mitwirkung höchlich verpflichtet

ergebenst

Weimar, den 4. März 1826. J. W. v. Goethe.

---

[1] Göttling, seit 1822 Professor der klassischen Philologie an der Universität Jena, war von Goethe zur Redaktion seiner Werke für die „Ausgabe letzter Hand" herangezogen worden.

1700.

An G. Fr. Benecke.

Wohlgeborener

besonders hochzuverehrender Herr.

Ew. Wohlgeboren abermalige Sendung[1] gereicht mir zu nicht geringem Vergnügen; den Antrag eines verehrlichen Comite nehme in beyliegendem Schreiben dankbarlichst an, wobey ich Ew. Wohlgeboren ergebenst bitte für mich die Summe von zwanzig Pfund zu unterzeichnen, weil ich keinen Beweis versäumen möchte, wie hoch ich den Geist eines Mannes schätze, der nur allzufrüh das merkwürdigste Individuum das geboren werden konnte auf und weggezehrt hat.

Die Widmung des Sardanapals[2] ist mir von höchstem Werth. Wenn ich die Gunst eines solchen Blattes meinem Verdienste nicht wohl zuschreiben darf, so bleibt es immer merkwürdig, daß ein jüngerer in seinem Vorgänger die Ahnung jenes Strebens enthusiastisch verehrt das er in sich selbst unwiderstehlich empfindet.

Nehmen Sie meinen verpflichteten Dank und lassen mich durch Ihre Vermittelung von den weiteren Fortschritten jenes löblichen Unternehmens ein mehreres hören. Wenn der Vorübergegangene sich zwar selbst schon ein herrliches geistiges Monument gestiftet, so ist es doch sehr

---

[1] Benecke, Oberbibliothekar und Professor in Göttingen (gest. 1844) hatte Goethe benachrichtigt, daß ein Denkmal Byrons für die Westminsterabtei beabsichtigt werde.

[2] Goethe hatte den „Manfred" voll Bewunderung besprochen, zum Danke dafür wollte Byron ihm den „Sardanapal" widmen. Das Blatt, das die beabsichtigte Widmung enthielt, ging infolge von mancherlei Umständen Goethe verspätet zu, so daß die erste Sardanapal-Ausgabe ohne diese Widmung erschien, die dann erst den späteren Drucken des Werkes eingefügt wurde.

ſchön, daß ein bleibendes reales Denkmal die Nachkommen ſinnlich erinnere: er ſey auch dageweſen wie Viele, aber begabt, verehrt, geliebt wie Wenige. Mein Andenken auch unter Göttinger Freunden belebt zu ſehen, iſt mein eifriger Wunſch wenn ich mich fernerer Geneigtheit angelegentlichſt empfehle.

Hochachtungsvoll

Euer Wohlgeboren ergebenſter Diener

Weimar d. 3. April 1826. J. W. v. Goethe.

1701.*

An Reinhard.

Weimar den 12. Mai 1826.

. . . Daß die Herren vom Globe[1] mir wohlwollen, iſt ganz billig, denn ich bin wirklich für ſie eingenommen. Man wird eine Geſellſchaft junger, energiſcher Männer gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen iſt klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächſte Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man ſonſt nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgeſprochen und genugſam commentirt zu ſehen. Ich werde nicht aufhören, Gutes von dieſen Blättern zu ſagen; ſie ſind das Liebſte, was mir jetzt zu Händen kommt; werden geheftet, rück- und vorwärts geleſen. Auch haben ſie mir in den letzten Stücken zur Einleitung in die intereſſanten Hefte des Herrn Couſin ge-

[1] Am 27. Februar hatte er an Reinhard geſchrieben: „Man hat mir die Zeitſchrift ‚le Globe‘, vom September 1824, alſo wohl vom Anfang an, zugeſendet und fährt poſttäglich fort. Dem Vergangenen widme ich jeden Abend einige Stunden, ich bezeichne, ſtreiche vor, ziehe aus, überſetze.“

dient, indem sie mir deutlich machten, zu welcher Zeit, auf was Art und Weise und zu welchen Zwecken jene Vorlesungen gehalten würden.

Eine Recension der Uebersetzung meiner dramatischen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht. Verhalt' ich mich doch selbst gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich sie concipirte. Nun bleibt es höchst merkwürdig, wie sie sich zu einer fremden Nation verhalten und zwar so spät, bei ganz veränderten Ansichten der Zeit.

Was auf mich besonders erfreulich wirkt, das ist der gesellige Ton, in dem alles geschrieben ist. Man sieht diese Personen denken und sprechen immerfort in großer Gesellschaft, wenn man dem besten Deutschen immer die Einsamkeit abmerkt und jederzeit nur eine eingelernte Stimme vernimmt.

Den Symbolikern konnte ich bisher nicht gut seyn; sie sind im Grunde Antiklassiker, und haben in Kunst und Alterthum, insofern es mich interessirt, nichts Gutes gestiftet, ja dem was ich nach meiner Weise fördere, durchaus geschadet. Wir wollen sehen, ob in der Folge an irgend eine Theilnahme und Annäherung zu denken ist.

Ueberhaupt muß ich mich jetzt sehr zusammen nehmen und, mehr als jemals, alles Polemische an mir vorübergehen lassen. Der Mensch hat wirklich viel zu thun, wenn er sein eigenes Positive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweise bleibt uns zuletzt die Ueberzeugung, daß gar Vieles neben uns bestehen kann und muß, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte: der Weltgeist ist toleranter als man denkt . . .

Treu angehörig

Goethe.

1702.*

An Zelter.

20. May 1826.

Zuvörderst also schönsten Dank für die Partitur des wahrhaft enthusiastischen Liedes.[1] Es ist seine guten dreyßig Jahre alt und schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identificirte, es auszufüllen, ja es in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte. Jener kühne Drang hat uns denn doch eine reine dauernde Einwirkung aufs Leben nachgelassen; und wie weit wir auch im philosophischen Erkennen, dichterischen Behandeln vorgedrungen seyn mögen, so war es doch in der Zeit von Bedeutung und, wie ich tagtäglich sehen kann, anleitend und anregend für Manchen.

Mein Hauskreuz wogt noch immer hin und her: man müßte nichts von der Welt wissen, wenn dergleichen Epochen uns unerhört scheinen sollten; wir müssen das Rad dahin rollen lassen, und abwarten, wie es uns streift und quetscht, wenn es uns nur nicht gar zerdrückt.

Matthisson[2] ist auch bey uns durchgegangen; unsere Musenjünger haben ihn freundlich gefeyert, seine Gedichte gesungen, Lorbeerkränze gereicht, und das bey einem muntern Gastmahl, welches ganz billig und schicklich abgelaufen ist . . .

Wenn man bedenkt, daß so viel wichtige Menschen doch am Ende wie Oeltropfen auf Wasser hinschwimmen und sich höchstens nur an Einem Puncte berühren, so begreift man, wie man so oft im Leben in die Einsamkeit

[1] „Weltseele".

[2] Matthissen (1761–1831) war seit 1812 Oberbibliothekar in Stuttgart.

zurückgewiesen ward. Indessen mag denn doch ein so langes Nebeneinanderleben, wie uns mit Wolf geworden, mehr als wir gewahr werden und wissen, gewirkt und gefördert haben.

Du gedenkst meines Phaethons, dessen ich mich immer freue, obgleich betrübe daß ich nicht die zwey Hauptscenen damals niederschrieb. Wäre es auch nicht zulänglich gewesen, so war es doch immer etwas wovon sich jetzt Niemand einen Begriff machen kann . . . G.

1703.*

An Zelter.

. . . Nächster Tage liegt unsere Correspondenz, aufs reinlichste abgeschrieben, in mehrere Bände geheftet, vor mir; da kannst Du nun wohl einmal eine Wallfahrt antreten um einem solchen Werke die gebührende Ehre zu erzeigen. Ich werde sie nun an ruhigen Abenden mit treulichem Bedacht durchstudiren und bemerken, wie es allenfalls künftig damit zu halten seyn möchte. Es ist ein wunderliches Document, das an wahrem Gehalt und barockem Wesen wohl kaum seines Gleichen finden möchte.

Sodann darf ich Dir wohl vertrauen: daß, um der ersten Sendung meiner neuen Ausgabe ein volles Gewicht zu geben, ich die Vorarbeiten eines bedeutenden Werks,[1] nicht in der Ausdehnung, sondern in der Eindichtung, wieder vorgenommen habe, das seit Schillers Tod nicht wieder angesehen worden, auch wohl ohne den jetzigen Anstoß in limbo patrum geblieben wäre. Es ist zwar von der Art, daß es in die neuste Literatur eingreift,

[1] „Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zum Faust" zuerst erschienen in Band IV der Ausgabe letzter Hand, 1827.

daß aber auch Niemand, wer es auch sey, eine Ahnung davon haben durfte. Ich hoffe, da es zu Schlichtung eines Streites gedacht ist, große Verwirrung dadurch hervorgebracht zu sehen . . .

1704. *

An J. T. Danz.[1]

. . . Ja, gewiß, wenn wir trachten, daß Gesinnung, Wort, Gegenstand und That immer möglichst als Eins erhalten werde, so dürfen wir uns für echte Nachfolger Luther's ansehen, eines Mannes, der in diesem Sinne so Großes wirkte und auch irrend noch immer ehrwürdig bleibt. Wer an solchen Ueberzeugungen festhält, wird sich seinen eigenen Wirkens erfreuen und auch da, wo er es gehindert fühlt, ruhigen Geistes bleiben. Es betrübt ihn, aber es trübt ihn nicht, wenn er in Künsten, Wissenschaften und sonst vielfach im Leben das Pfäffische heranschleichen sieht, wie es, den menschlichen Schwächen sich fügend, einen Tag nach dem andern sich anzueignen, bildsame Jünglinge zu umspinnen, den Eigensinn der Männer zu stärken und sich so eine bequeme Herrschaft einzuleiten weiß . . .

1705.

An G. Fr. Benecke.

Ew. Wohlgeboren

gefällige Sendungen waren immer von Wichtigkeit; die letzte ist überraschend und so ehrenvoll als betrübend.

[1] Mitglied der theologischen Fakultät in Jena.

Mir giebt es ganz eigene Gedanken, daß der unbegreifliche Mann mich gerade auf den Sardanapal besonders anwies, da ich diesem Stück von jeher vor andern günstig gewesen. Der königliche Leichtsinn, die Anmuth des griechischen Mädchens, die ganz eigene wundersame Verbindung zwischen den zwey Personen verscheuchen alle hypochondrischen Gespenster, womit der treffliche Dichter seine Freunde zu ängstigen pflegt, sie erscheinen nur hier und da gleichsam aus den Wolken hervortretend.

Doch ich muß mich hüten von den Vorzügen dieses Stückes zu sprechen; man erschöpft eine solche Production niemals durch Nachdenken, beim jedesmaligen Lesen ist sie wieder neu.

So ging es mir auch diesmal. Lebhaft aber regte sich der Wunsch dem Dichter dagegen etwas Freundliches erwiedert zu haben; nun ist er nicht zu erfüllen und man kommt in Gefahr sich abzuquälen über die Frage: wie dieses, von seiner eignen Hand bezeichnete Exemplar so lange vorenthalten werden konnte, wie die mir erwiesene Freundlichkeit so lang ein Geheimniß blieb, ja durch die Zuschrift von Werner[1] noch mehr verdeckt und aller Nachforschung entzogen wurde.

Bin ich nun Ew. Wohlgeboren diese ganz unerwartete Entdeckung schuldig, verdank ich Ihnen ein Zeugniß das mir besonders in diesen Tagen ganz unschätzbar seyn mußte; so werden Sie überzeugt seyn, daß ich diese günstige Einwirkung auf mich und meine Zustände nach ihrem ganzen Werth anzuerkennen weiß.

Kann ich noch erleben, daß jenes intentionirte Monument wirklich zu Stande kommt, so wird es eine ganz eigene Klarheit über meine Tage verbreiten.

[1] Byron hatte seinen im Januar 1822 vollendeten „Werner" überschrieben „to the illustrious Goethe". — Vergl. für den übrigen Inhalt die Anmerkungen zu Brief 1700.

Ich bin gewiß, daß Ew. Wohlgeboren das Nähere, ſobald es zu Ihrer Kenntniß kommt, mir geneigteſt mittheilen und die Hand bieten werden, daß ich ungeſäumt meine theilnehmende Pflicht erfülle.

In vorzüglicher Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter Diener

Weimar den 27. Jul. 1826. J. W. v. Goethe.

1706.*

An Zelter.

5. Auguſt 1826.

Glück alſo und gutes Behagen zur Rückkehr ins Häusliche! Mögeſt Du Dich dort finden wie Du mich hier gelaſſen haſt. Mir bleibt unſer Zuſammenleben[1] von großer Bedeutung, möge es Dir gleichfalls geſegnet ſeyn.

Deine lieben muſikaliſchen Hieroglyphen ſollen ſich bald vor meinem Ohre auflöſen und ich werde gewiß daran mich ergötzen und erquicken.

Ein Unſriger[2] von Paris zurückkehrend hat mir gar Angenehmes mitgebracht. Der Ueberſetzer meiner dramatiſchen Werke, Albert Stapfer, ſendet mir den vierten und

[1] Zelter war mit ſeiner Tochter vom 7. bis 19. Juli in Weimar geweſen. Goethe hatte am 26. Juli darüber an Boiſſerée geſchrieben: „Zelter blieb acht Tage bei mir und es ward mir ſtärkend, in der Nähe dieſes vorzüglichen Mannes auch nur kurze Zeit zu leben; er brachte mit ſeiner tüchtig gründlichen Individualität den Nebenklang des Berliner wunderſamen Elements mit, wodurch ich denn freilich in ganz fremde Regionen verſetzt ward."

[2] Präſident Weyland.

letzten Theil zu Complettirung des Ganzen und veranlaßt mich zu gar manchen Betrachtungen. Die neustrebenden Franzosen können uns gar gut brauchen, wenn sie ihre bisherige Literatur als beschränkt einseitig und stationair vorstellen wollen. Sie setzen mit aller Gewalt eine allgemeinere Kenntniß der sämmtlichen Literaturen durch. Veranlasse doch daß die Zeitschrift Le Globe (nicht der Englische The Globe) in Berlin gehalten werde; über diesen Punct schien der gute Sp.[1] höchst befangen, so daß ich auch gleich abbrach.

Von Baron Cuvier[2] habe gleichfalls eine höchst interessante Sendung: es sind die besondern Abdrücke seiner in der Akademie neuerlichst gehaltenen Vorträge, theils wissenschaftliche Uebersichten, theils sogenannte Elogen, nach dem Tod einzelner Männer Darstellung ihres Wesens und Wirkens. Wenn man sie nach einander mit Ruhe liest, so erstaunt man über den Reichthum des wissenschaftlichen Gehaltes, über das bewegte Leben wodurch dieser zusammengeführt wird, wie über die Klarheit und Faßlichkeit des Vortrags; der Gelehrte, der Welt- und Geschäftsmann treten vereint auf . . .

Erwünschte Abendunterhaltung mit Freund Riemer gewährt uns jetzt die belobte Correspondenz; wir gehen sie durch, revidiren, corrigiren, interpungiren und so giebt es ein reines Manuscript für jede Zukunft. Dein Portrait steht auf der Staffeley, theilnehmend und Zeugniß gebend. Gewiß ist diese bildliche Gegenwart, als Fortsetzung der wirklichen, höchst erfreulich. Nichts kann die Versicherung eines wohlzugebrachten Lebens mehr gewähren als ein so unmittelbarer Blick an die dreyßig Jahre hinter-

[1] Der Berliner Bibliothekar Sam. Heinrich Spiker, der am 16. und 17. Juli bei Goethe gewesen war.

[2] Der große Naturforscher (1769–1832).

wärts, wenn uns da ein reiner mäßiger aber aufs Gute und Vortreffliche unverwandt gerichteter Schritt zur Ansicht kommt. Ich freue mich den Ueberrest des Jahres dieser belohnenden Sorgfalt für das glücklich abgeschlossene Manuscript zu widmen . . .

1707.

An Charlotte v. Stein.

Am achtundzwanzigsten August 1826.[1]

Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,
Es trübt sich auch der freiste Blick.
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,
So bist du gleich befreit, gesegnet,
Gemeinsam freust du dich der That.
Ein zweiter kommt, sich anzuschließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht so sich Kraft und Rat.

Von äußerm Drang unangefochten,
Bleibt, Freunde, so in eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen!
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

[1] Dieses Gedicht hatte Goethe aus Anlaß seines 76. Geburtstages gedruckt „Den Freunden" zugesandt. Unter dieser Ueberschrift ist es dann in den Nachlaßwerken erschienen.

(Auf einem besonderen Blatte.)

Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen:

„Neigung aber und Liebe nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann."

Und so für und für!

Weimar, den 29. August 1826. Goethe.

1708.*

An Baronesse v. Cuvier.[1]

Weimar, September 1826.

Sie gönnen, theuerstes Fräulein, meinen dichterischen Arbeiten mehrfache Theilnahme, so versichern mir wenigstens meine von Paris zurückkehrenden Freunde; auch wollen Sie, fügt man hinzu, dem Dichter selbst einigen Antheil schenken. Hierauf gründet sich mein Vertrauen, Gegenwärtiges abzusenden, wozu die Rückkehr des Herrn Präsidenten Weyland verpflichtet.

Er bringt mir nämlich von Seiten Ihres Herrn Vaters unschätzbare Hefte, welche mich in diesen Tagen zu erfreulich belehrenden Studien veranlaßt. Denn wenn ich auch einige dieser trefflichen Aufsätze früher kannte, so wirkten sie nun doppelt, indem sie eine Reihe von Ansichten über die wissenswerthesten Gegenstände eröffnen. Nun freut es mich erst, daß ich dem labyrinthischen Gange der Naturforschung nach meiner Weise durch so viel Jahre

[1] Die Tochter des Naturforschers.

gefolgt bin, da ich mich nicht unwerth fühle, auf den Gipfeln, welche die Wissenschaften erreicht haben, begünstigt von den vorzüglichsten Männern, gleichfalls umherzuschauen und dasjenige mit einem Blick zu erfassen, wo ich sonst mit Mühe mich durchzuwinden hatte.

Diesen Ueberblick bin ich den Arbeiten Ihres Herrn Vaters wiederholt schuldig geworden, und wie sehr ich dafür dankbar sei, wird, wie ich glaube, besser und andringlicher von einer geliebten Tochter ausgesprochen, als wenn ich mich unmittelbar dem würdigen Manne genähert hätte. Wie wollte ich die tausendfältigen Bezüge in ein schickliches Maß zusammenfassen und mit Wenigem von dem sprechen, was unendlich ist?

Hier, mein theuerstes Fräulein, lassen Sie mich schließen, damit ich die Grenze eines Briefes nicht überschreite! . . .

1709. *

An Reinhard.

Weimar den 20. September 1826.

. . . Freundliche Mittheilung aus Frankreich, besonders von Herrn Cuvier haben mich in die Naturbetrachtungen gezogen. Die fast tägliche Unterhaltung mit den Herrn vom Globe gibt mir viel zu denken. Ich sehe recht, daß ihre Zwecke weiter liegen, als mir in meinem Alter zu blicken erlaubt ist; aber ihre Betrachtungen rückwärts und vorwärts sind mir wichtig-belehrend; geben doch ihre Schrift- und Blattgenossen selbst ihnen das beste Zeugniß, bei Gelegenheit ihrer Aeußerungen in der Sache Montlosier's. Führwahr sie sind streng und kühn, gründlich und mitunter rhadamanthisch; sie sprechen absichtlich, deß-

halb man sich ihnen nicht hingeben darf; sie zeigen durchaus einen großen Verstand, den man bewundert, wenn man auch nicht beistimmt.

Uebrigens ist das Weltwesen so groß und erstaunlich, daß ich mir wie auf einem kleinen Boote, durch die große Kriegsflotte mich durchwindend erscheine. Schwimmt doch alles neben mir, aber dem Auge nicht meßbar und dem Sinne nicht faßlich.

Indessen ich nun, wie ein wachender, nicht erwachter Epimenides, die vorübergezogenen Lebensträume, durch den Flor einer bewegten Gegenwart beruhigt schaue, reist Freund Müller in der Welt umher, neue Genüsse zu suchen, ältere zu wiederholen . . .

Goethe.

1710.*

An Kaspar Graf v. Sternberg.

. . . Der Mensch gesteht überall Probleme zu und kann doch keines ruhen und liegen lassen; und dies ist auch ganz recht, denn sonst würde die Forschung aufhören; aber mit dem Positiven muß man es nicht so ernsthaft nehmen, sondern sich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenschaft des Problem's erhalten; denn sonst wird man bey jedem geschichtlichen Rückblick confus und ärgerlich über sich selbst. Jahrzehnte haben wir uns mit Bertholet in den Wahlverwandtschaften abgemüdet, die man jetzt so wenig als meinen Roman will gelten lassen . . .

Weimar d. 21. Sept. G.

1711.*

An Zelter.

11. Oktober 1826.

Fräulein Ulrike ist glücklich zurückgekommen,[1] hat gut gesehen, und erzählt gar wacker. Dabey fällt mir aber auf, daß es eine sehr gewöhnliche prosaische Sache sey, in Berlin anzukommen, überall herumzugehen und manches Interessante zu besuchen; im Theater sich das Wunderlichste vorgaukeln zu lassen und in der Singakademie die höchste, gründlichste Freude zu genießen. Indessen erscheint mir das alles als ein Mährchen. Erhalte mir durch Freundes Antheil das Gefühl vom Wahrsten . . .

Grillparzer ist ein angenehmer wohlgefälliger Mann; ein angebornes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserm freyen Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich[2] . . .

Nun aber geben mir solche im Vorbeyeilen flüchtig angelegte Versuche mehr als billig Mühe, jetzt da ich zu meiner neuen Ausgabe gern manche Einzelnheiten und Entwürfe, die nicht unwerth sind, möchte zurechtstellen und einrücken. Es ist schwer ein früher Gedachtes dem Ausdruck nach gelten zu lassen, man möcht' es immer gleich umsprechen und umschreiben; das geht auch wieder nicht. Dir ist gewiß der Fall bey wiederaufgenommenen früheren Compositionen vorgekommen . . .

Gott erhalte uns im Alter und beym Alten!

G.

[1] Aus Berlin.

[2] Grillparzer, der am 29. September abends bei Goethe gewesen, erzählt darüber in seiner Selbstbiographie.

1712.*

An Boisserée.

Weimar, 22. Oktober 1826.

. . . Verzeihen Sie, mein Bester, wenn ich Ihnen exaltirt scheine, aber da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts besseres zu thun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Thätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücks, so lange es mir auch gewährt seyn mag, mich würdig erzeigen und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Thun, wie und damit es möglich sey.

Tag und Nacht ist keine Phrase, denn gar manche nächtliche Stunden, die dem Schicksale meines Alters gemäß ich schlaflos zubringe, widme ich nicht vagen und allgemeinen Gedanken, sondern ich betrachte genau, was den nächsten Tag zu thun? das ich denn auch redlich am Morgen beginne und so weit es möglich durchführe. Und so thu' ich vielleicht mehr und vollende sinnig in zugemessenen Tagen, was zu einer Zeit versäumt, wo man das Recht hat, zu glauben, oder zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen.

Die Helena ist eine meiner ältesten Conceptionen, gleichzeitig mit Faust, immer nach Einem Sinne, aber immer um und um gebildet. Was zu Anfang des Jahrhunderts fertig war, ließ ich Schillern sehen, der, wie unsere Correspondenz ausweist, mich treulich aufmunterte, fort zu arbeiten. Das geschah auch; aber abgerundet konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle dreitausend Jahre spielt, vom

Untergange Troja's bis auf die Zerstörung Missalonghi's; phantasmagorisch freilich aber mit reinster Einheit des Orts und der Handlung.

Und so mag es genug seyn! Ist dieß aber nicht schlimmer, als wenn ich gar nichts gesagt hätte? Welchen Werth man endlich auch dem Stücke zuschreiben mag, dergleichen habe ich noch nicht gemacht und so darf es gar wohl als das neueste gelten.

Da ich nun wieder lese, was hier auf dem Papier steht, so frage ich mich, ob ich es denn auch fortschicken soll? Denn eigentlich soll man nicht reden von dem was man thun will, nicht von dem was man thut, noch was man gethan hat. Alles Drei's ist gewissen Inconvenienzen unterworfen, die nicht zu vermeiden sind. Warum wohnen wir nicht näher an einander! daß man sich noch einige Zeit freier und vollständiger mittheilen könnte.

Zelter hat mir meine Briefe, die sich beinahe von dreißig Jahren her datiren, zugesendet; sie liegen nunmehr mit den meinen verschränkt in reinlichster Abschrift vor mir. Zwei Abende der Woche lese ich sie mit Riemern durch, um Schreibfehler, Interpunktion und sonst zu berichtigen. Jedesmal gedenke ich Ihrer und wünsche Sie zu uns her. Auch hiebei bewährt sich die alte Wahrheit: man soll wenig thun, aber Tüchtiges und es wirken lassen nach Zeit und Umständen. Wie Manches, was wir vor zehn bis fünfzehn Jahren unter uns mit einiger Scheu kaum auszusprechen wagten, ist jetzt trivial geworden und kaum weiß die Welt, was sie gewonnen hat, und die damals nicht wußten, was sie wollten, wissen's noch nicht. Nach meinem Bedünken bleiben diese drei Foliobände Manuscript noch einige Lustra liegen; denn es wäre Schade, wenn man einiger Rücksicht wegen die erbaulichsten Spitzen abstumpfen wollte. Uebrigens ist alles

höchst unschuldig, nur Dünkel und Vorurtheil hätten sich zu beschweren und beide verflüchtigen sich mit der Zeit.

Um baldige aufmunternde Erwiederung bittet, und so fortan G.

1713.*

An Wilhelm von Humboldt.

Brief und Sendung, verehrter Freund, gaben mir ein sehr erwünschtes Zeichen fortdauernden Andenkens und freundlicher Theilnahme. Möchte ich nur auch von Ihrem Wohlbefinden gleichermaßen versichert sein; ich für meine Person habe mich nicht zu beklagen: ein Schiff, das nicht mehr die hohe See hält, ist zu einem Küstenfahrer vielleicht immer noch nütze.

Ich habe den ganzen Sommer zu Hause zugebracht und ungestört an der Ausgabe meiner Werke fortgearbeitet. Erinnern Sie sich wol noch, mein Theuerster, einer dramatischen Helena, die im zweiten Theile von Faust erscheinen sollte? Aus Schiller's Briefen vom Anfang des Jahrhunderts sehe ich, daß ich ihm den Anfang vorzeigte, auch daß er mich zur Fortsetzung treulich ermahnte. Es ist eine meiner ältesten Conceptionen, sie ruht auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuschaffen. Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi. Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höhern Sinne; die Einheit des Orts und der Hand-

lung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet. Es tritt auf unter dem Titel:

Helena
klassisch-romantische
Phantasmagorie.
Zwischenspiel zu Faust.

Das heißt denn freilich wenig gesagt, und doch genug, hoff' ich, um Ihre Aufmerksamkeit auf die erste Lieferung lebhafter zu richten, die ich von meinen Arbeiten zu Ostern darzubieten gedenke.

Dann frag' ich mit mehr Zuversicht: Sie erinnern sich wol noch eines epischen Gedichts,[1] das ich gleich nach Beendigung von Hermann und Dorothea im Sinn hatte: Bei einer modernen Jagd kamen Tiger und Löwe mit ins Spiel; damals riethen Sie mir die Bearbeitung ab und ich unterließ sie; jetzt, beim Untersuchen alter Papiere, finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug cursirt . . .

Nun aber muß ich versichern, daß mir und Riemern das übersendete Programm[2] recht zu Gunsten gekommen, und über Sprache und Philosophie zu verhandeln gar löblichen Anlaß gegeben. Abgeneigt bin ich dem Indischen keineswegs, aber ich fürchte mich davor, denn es zieht meine Einbildungskraft ins Formlose und Difforme, wovor ich mich mehr als jemals zu hüten habe; kommt es aber unter der Firma eines werthen Freundes, so wird

[1] Goethe-Briefe IV, S. 151.

[2] Humboldt hatte am 30. September geschrieben: „Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, die Anlage (Ueber die Bhagavad-Gita), um mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Denn sonst weiß ich nicht, ob, da Sie dem Indischen nicht hold sein sollen, und die Metaphysik, noch zu Fichte's Zeit, oft ein Gegenstand unseres Scherzes war, ich Ihnen mit meinem indischen Gedicht gelegen komme."

es immer willkommen sein, denn es gibt mir die erwünschte Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten von dem, was ihn interessirt und gewiß von Bedeutung sein muß.

Nun aber, da ich mich zum Schlusse anschicke, vermelde ich nur, daß ich beschäftigt sei, die aufgelösten Wanderjahre in ihren alten und neuen Theilen als zwei Bände zu fassen und zu vereinigen, bei welcher Arbeit mir nichts erfreulicher sein könnte, als den Hauptwanderer, Ihren hochverehrten Herrn Bruder bei uns zu begrüßen und von seiner immer gleichen Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen, wie ich denn auch Ihrer theuern Frau Gemahlin die besten Nachwirkungen der in so hohen Regionen gesuchten Cur herzlich anzuwünschen nicht unterlasse

und so für und für

in treulichster Theilnahme

Weimar, den 22. October 1826. Goethe.

1714.*

An Boisserée.

Weimar, 10. November 1826.

Das Ereigniß mit den Schiller'schen Reliquien[1] hat immer etwas Apprehensives, selbst für die, welche das Geschehene nicht mißbilligen, sogar für mich, der ich die Notwendigkeit vorzuschreiten einsehend, die Angelegenheit

[1] Als im März 1826 das Kassengewölbe auf dem Jakobskirchhof, wo u. a. auch die Ueberreste Schillers lagen, geräumt werden mußte, ergab sich, daß die Feuchtigkeit des Gewölbes den Sarg zerstört hatte und man die Gebeine und den Schädel Schillers nicht mit Sicherheit finden konnte.

im Stillen geleitet und gefördert habe und nur da zurücktrat, als man sie gegen meinen Plan ins Oeffentliche zog. Nur so viel sag' ich noch im Vertrauen, daß für den Augenblick nicht allein der Schädel, sondern die sämmtlichen Knochenglieder durch abwägenden Fleiß unserer vergleichenden Anatomen zusammengebracht, nun auf großherzoglicher Bibliothek in einem anständigen Gehäuse ordnungsgemäß niedergelegt sind. Nun aber tritt meine Wirkung wieder ein und ich hoffe durch die Art, wie ich diese köstlichen Reste zu bestatten gedenke, soll die ganze Fabel eine freundliche Auflösung finden, wobei man die unerfreulichen Mittelglieder gern vergessen wird. — Mit der Schiller'schen Familie bin ich im Stillen einig und Sie, mein Theuerster, sollen von den Ersten seyn, zu erfahren, wie ich mich deßhalb erkläre; freuen würde mich's, wenn Sie errieten, was eigentlich ganz nahe liegt . . .

G.

1715.*

An Walter Scott.[1]

Der mir durch seine Thätigkeit vortheilhaft bekannte Kunstverleger Herr Handerson überschickt mir ein, wie man hoffen darf, wohlgerathenes Bild des zu früh abgeschiedenen Lord Byron und erregt aufs neue den Schmerz, den ich bey einem Verlust fühlen mußte der die Welt im Allgemeinen und mich im Besondern traf, da ich mich der Neigung eines so allgemein geschätzten Mannes, nach dessen verschiedenen Aeußerungen wohl schmeicheln durfte. Indeß gereicht den Ueberlebenden zum besten Troste, wenn

[1] 1771—1832.

sie umhersehen und sich überzeugen, daß, wie der Abgeschiedene nicht allein stand, sondern in Liebe, Freundschaft, Zutrauen gar manchen Guten an sich zog, auch sie nicht allein stehen, sondern einer geistigen Vereinigung mit vielen wackern Männern, die sich mit jenem verbunden fühlten, als der wichtigsten Erbschaft sich erfreuen dürften.

Indem nun Herr Handerson mir anzeigt, daß er nach Edinburg zurückzukehren denke, so freue ich mich bey dieser Gelegenheit einen schon längst gehegten Vorsatz auszuführen und Ihnen, mein verehrter Herr, den Antheil auszusprechen, den ich an Ihren bewundernswürdigen Darstellungen seit vielen Jahren zu nehmen nicht verfehlen konnte. Auch mangelt es mir nicht am Anlaß von außen Ihrer zu gedenken, indem in unseren Gegenden nicht etwa nur Uebersetzungen Ihrer so reich ausgestatteten Werke, sondern auch die Originale selbst gekannt und dem wahren Geist und Verdienst nach geschätzt sind.

Bedenke ich nun daß ein so vorzüglicher Mann in früherer Zeit auch von mir und meinen Arbeiten gründliche Kenntniß genommen und, wenn ich nicht irre, sogar seine Nation zum Antheil daran herbeygerufen; so darf ich in hohen Jahren meinen Dank dafür nicht länger verspäten, sondern den Ausdruck desselben bey neuerer Veranlassung um desto lieber beeilen als ich zugleich den Wunsch um Fortsetzung eines freundlichen Wohlwollens aussprechen und fernere geneigte Theilnahme mir unmittelbar erbitten kann.

Weimar, den 12. Januar 1827.

1716.*

An Boisserée.

Weimar, 19. Januar 1827.

. . . Und so habe ich denn, das endliche Ende vorzubereiten, auf unserm neuen lieu de repos, neben der Fürstlichen Gruft ein anständiges Gehäus projektirt, wo sie dereinst meine Exuvien und die Schiller'schen wieder gewonnenen Reste zusammen unterbringen mögen.[1] Die Freunde v. Müller, Coudray und ein wohldenkender Bürgermeister haben die Ausführung unternommen, und ich glaube auf diese Weise jene räthselhaften Schwankungen zu allgemeiner sittlich religiöser Zufriedenheit aufgelöst und befriedigt zu haben. Dieses und sonst noch Manches ist in der Anwesenheit des wackern Ernst v. Schiller verhandelt und abgeschlossen worden. Das Lokal hat vor, neben und besonders hinter sich aufwärts schöne freie Räume, so daß Weimar sich bald eines Père la chaise-Parks, bei beharrlichem guten Willen und wohlgeleitetem Geschmack möchte zu erfreuen haben . . .

G.

[1] Vergl. Goethes Gedicht: „Bei Betrachtung von Schillers Schädel". Karoline v. Wolzogen berichtet in ihrem Schiller-Buche: „Der Idee des Großherzogs, den Schädel, die Form, unter der ein so hohes geistiges Leben gewaltet, auf der fürstlichen Bibliothek zu verwahren, war die Familie nicht entgegen. Er wu de aufbewahrt mit den andern Gebeinen. Der König von Bayern vermochte den Großherzog, diese Idee, die seinem Gefühl widerstritt, aufzugeben. Man machte einen Abguß- und die ungetrennten Ueberreste Schillers wurden auf würdige Weise verwahrt: sie ruhen nun in dem fürstlichen Grabgebäude." .

1717.*

An Cotta.

(26. Januar.)

. . . Die zugesagten Exemplare Faust erwarte mit Vergnügen; auf den pariser Abdruck bin ich neugierig. Auch bereiten sie dort eine neue Ausgabe der französischen Uebersetzung Stapfers,[1] begleitet von lithographischen Blättern von de la Croix. Zwey Probedrucke liegen vor, die wild und geistreich genug sind.

An Freund Boisserée habe ich diese Tage gesendet was zwischen Ernst v. Schiller und mir bei seinem letzten Hierseyn verhandelt worden.[2] Unsere Vorschläge sind der früheren Verabredung gemäß und ich darf wohl sagen daß die Masse Manuscript wie sie da liegt einen tüchtigen Schlußstein macht meine und Schillers Werke zusammen zu halten und zu stützen. Der Begriff, was wir beyde gewollt, wie wir uns aneinander gebildet, wie wir einander gefördert, was uns gehindert, wie weit wir mit unsern Leistungen gediehen, und warum nicht weiter? wird alles klarer und muß denen die auch bestrebsam sind zur guten Leuchte dienen.

Alle Freunde, die ich in diese Bände hinein sehen lassen wünschen baldigsten Abdruck und ich mit ihnen, besonders um der älteren Mitlebenden willen, denen dergleichen höchst willkommen ist . . .

Das Manuscript der Helena geht in diesen Tagen vollständig ab; ich hoffe Sie werden demselben ansehen daß

---

[1] Faust, traduit en français par Albert Stapfer, ornée du portrait de l'auteur et de dix-sept dessins sur pierre, par Eugène Delacroix.

[2] Ueber den Schiller-Goetheschen Briefwechsel.

ein vieljährig intentionirtes Werk auch beym Abschluß mit möglichster Sorgfalt behandelt worden . . .

J. W. v. Goethe.

1718.*

An Zelter.

6. Februar.

. . . Nun kommt auch Dein zweyter Brief und ich säume nicht zu sagen daß es mir die Zeit her ganz wohl gegangen; mein Befinden war leidlich, so daß ich die mir zugedachten Besuche mit guter Behaglichkeit verehren und genießen konnte. Von Ihro k. H. dem Kronprinzen[1] sage mit Wenigem, daß er auf mich einen vollkommen angenehm-günstigen Eindruck gemacht und mir den Wunsch hinterlassen hat ihn früher gekannt zu haben und länger zu kennen. Die drey Herren Gebrüder,[2] von meinem Fürsten mir zugeführt, sah ich mit Freude und Bewunderung; man kann einem Könige Glück wünschen drey so verschiedenartig wohlgebildete Söhne (mit einem vierten den ich noch nicht kenne) vor sich heranwachsen zu sehen. Sie haben ein ganz frisches Leben in unsern Zirkel gebracht, und das Behagen unseres Großherzogs an Ihnen und an dem neueingeleiteten Verhältniß war nur mit Rührung anzusehen . . . G.

[1] Dem späteren König Friedrich Wilhelm IV.

[2] Außer dem Kronprinzen die Prinzen Wilhelm und Karl, letzterer verlobt mit Prinzessin Marie von Weimar.

1719.*

An Reinhard.

Weimar, 2. März 1827.

. . . Vorstehendes längst Geschriebenes verfehle nicht endlich heute den 12. März, kurz vor Frühlings-Anfang bei sichtbar und empfindlich scheidendem Winter fortzusetzen, und wiederhole, daß es mir seit Anfang des Jahres ganz wohl gegangen. Mein Befinden war leidlich, so daß ich die mir zugedachten höchsten Besuche mit Behaglichkeit verehren und genießen konnte . . .

Das wichtigste und mit allem Ernst zu behandelnde Geschäft der neuen Ausgabe meiner Werke konnte ich den ganzen Winter über mit Sorgfalt verfolgen; auch kommt zu Ostern ein Heft Kunst und Alterthum heraus, welches ungesäumt erfolgen soll. Diese Arbeiten, welche mit mir sich niederlegen und wieder aufstehen, die mich Nachts in durchwachten Stunden ununterbrochen beschäftigen, sind die eigentlichen Ursachen meines retardirten Briefschreibens. Da ich meinen Freunden die Aeußerungen meines Daseyns gar oft im Stillen und zwar persönlich zudenke, so komm' ich nicht dazu, ihnen einige vertrauliche Worte unmittelbar zu widmen . . .

Uebrigens kommt mir in meinen alten Tagen der Gährungsproceß im Königreich Bayern gar wunderbar vor; es sind und werden dort so vielerlei Elemente versammelt, deren Einigung, Verkörperung und Gestaltung sich niemand denken kann. Indessen werden wir bei größter Longävität Probleme hinter uns lassen und in der Hoffnung scheiden, daß die Nachwelt sich unerwartet glücklicher Resultate möge zu erfreuen haben . . . Nun erwarten wir auch die neue Ausgabe des Faust mit Lithographien von

Delacroix, davon einige wunderſame Probeſtücke zu uns gekommen ſind, und ſo wirkt unſer alter Sauerteig immer auf neues Backwerk, das wir uns denn wohl mögen gefallen laſſen; und da einmal das Eindringen der deutſchen Literatur, das ſonſt ſo hoch verpönt war, in Frankreich kein Hinderniß findet ſo mögen ſie denn auch die guten und ſchlimmen Wirkungen unſerer Produktionen, die wir ſelbſt durchgenoſſen und durchgelitten haben, hinterdrein nachgenießen und erdulden.

Die Fortſetzung nächſtens; indeß treulich und herzlich

J. W. v. Goethe.

1720.*

An K. A. Varnhagen von Enſe und Karl Hegel.

Weimar, den 15. März 1827.

Das an mich, hochverehrte Herren, unterm 6. März freundlich erlaſſene Schreiben[1] hat mich zu bedeutenden Erinnerungen veranlaßt. Es ſind ſo eben drei und vierzig Jahre, daß mich Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, und es muß mich höchlich freuen, daß in dieſer langen Zeit das Zutrauen meiner Landsleute ſich nicht vermindert hat, ſondern daß mir vielmehr von einer Geſellſchaft der Würdigſten die Ehre erzeugt wird, mich zu friſcher vereinter Thätigkeit aufzufordern. Ich erkenne mit beſonderm Danke, wenn Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen und mich auch öffentlich als einen ſolchen nennen

[1] Mit der Einladung zur Mitarbeiterſchaft an den „Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik".

wollen. Ich thue dieses desto unbedenklicher, als Sie in dem Mitgefühl meiner gegenwärtigen Zustände nur eine gelegentliche Theilnahme zu erwarten scheinen.

Lassen Sie mich daher Ihren Arbeiten eine Zeitlang zusehen, damit ich Ihre Zwecke, Absichten, Gesinnungen, die mir im Allgemeinen gar wohl bekannt sind, auch im Einzelnen kennen lerne, und dadurch veranlaßt werde, von demjenigen, was mir am meisten anliegt, den Umständen gemäß etwas Würdiges mitzutheilen. Entrichten Sie meinen verpflichteten Dank der ganzen Gesellschaft, und bleiben Sie in jedem Falle meiner stillen oder ausdrücklich auszusprechenden Theilnahme gewiß . . . G.

1721.*

An Zelter.

19. März 1827.

Was soll der Freund dem Freunde in solchem Falle[1] erwiedern! Ein gleiches Unheil[2] schloß uns aufs engste zusammen, so daß der Verein nicht inniger seyn kann. Gegenwärtiges Unglück läßt uns wie wir sind und das ist schon viel.

Das alte Mährchen der tausendmaltausend und immer noch einmal einbrechenden Nacht erzählen sich die Parzen unermüdet. Lange leben heißt viele überleben: so klingt

[1] Zelter hatte geschrieben: „So erhalte ich die Nachricht vom Tode meines ei zigen, mei es letzten Sohnes Georg. Noch weiß ich nichts weiter als daß er am 5ten dieses zu Wobesde bey Stolpe im 38. Jahre an einer Gallenruhr verschieden ist und eine geliebte junge Frau und einen Sohn von sechs Monaten verläßt. Fehlt es nicht an Erfahrungen daß man in solchen Fällen sich selber rathen und helfen muß, so gestehe daß es mich diesmal hart anfaßt."

[2] Vergl. Goethe-Briefe Bd. VI, 230 f., nach dem Selbstmord von Zelters Stiefsohn.

das leidige Ritornell unſeres vaudevilleartig hinſchludernden Lebensganges; es kommt immer wieder an die Reihe, ärgert uns und treibt uns doch wieder zu neuem ernſtlichen Streben.

Mir erſcheint der zunächſt mich berührende Perſonenkreis wie ein Convolut ſibylliniſcher Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerſtiebt und dabey den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Werth verleiht. Wirken wir fort bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeiſt berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog in welchen wir uns ſchon erprobt, nicht verſagen! Fügt er ſodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten was wir hier ſchon gewollt und geleiſtet, väterlich hinzu; ſo würden wir gewiß nur deſto raſcher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen . . .

Lebewohl und gedenke meiner treuen Anhänglichkeit in guten und böſen Tagen; ſetze Dich nieder öfters an mich zu ſchreiben, immer werd' ich eine Stunde und genugſamen Anlaß finden zu erwiedern und zu ſenden.

Bey mir geht es ruckweiſe, erſt muß ich den Italiäniſchen Manzoni, dann Kunſt und Alterthum, die nächſte Lieferung meiner Werke, vielleicht bald die Schilleriſchen Briefe befördern. Auch ſonſt giebt's allerley zu thun, Fremde nicht wenig; deshalb denn auch der empfohlene Krüger freundlich aufgenommen werden ſoll.

Für immer und ewig G.

1722.*

An Zelter.

23.—29. März 1827.

Auf Deinen lieben Brief (vom 19. März), welcher mir heute, am 23. März, zukommt, erwiedere folgendes. Deiner Beyſtimmung bin ich gewiß, denn Du liebſt wie ich vom Anfang anzufangen und ſo gehen wir parallel mit einander, können uns auch unterwegs deshalb von Zeit zu Zeit die Hand reichen.

Ich ſagte neulich bey einer Gelegenheit, die ich vielleicht bald näher bezeichne: il faut croire à la simplicité! zu Deutſch: man muß an die Einfalt, an das Einfache, an das urſtändig Productive glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will. Dieſes iſt aber nicht jedem gegeben; wir werden in einem künſtlichen Zuſtande geboren und es iſt durchaus leichter, dieſen immer mehr zu bekünſteln als zu dem Einfachen zurückzukehren.

Deine Empfehlung des empfehlenswerthen Krüger traf mit einer andern an unſern Großherzog gerichteten gar glücklich zuſammen. Er trat geſtern Abend als Mortimer mit Beyfall auf; meine Kinder und Freunde ſagten hierüber verſtändig das Beſte. Heute bat ich ihn zu Tiſche, wo die verſammelten Theaterfreunde ſich reichlich und anmuthig ergingen, wovon er auch gewiß den beſten Eindruck in ſich aufgenommen hat. Mittwochs ſpielt er den Oreſt in meiner Iphigenie, aber es iſt mir unmöglich hineinzugehen, wie er wohl wünſchte. Was ſoll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und ſchrieb.

Doch iſt mir in dieſer letzten Zeit eine ähnliche Pein geworden. Ein Engländer, der wie andere um nicht

Deutsch zu lernen nach Deutschland gekommen war, verführt durch geistreich gesellige Unterhaltung und Anregung, machte den Versuch, meinen Tasso ins Englische zu übersetzen. Die ersten Probestellen waren nicht zu verwerfen, im Fortsetzen ward es immer besser, nicht ohne Eingreifen und Mitwirken meines häuslichen, wie eine Schraube ohne Ende sich umdrehenden Sprach- und Literaturkreises.

Nun wünschte er daß ich das ganze Stück gern und mit Bequemlichkeit durchlesen möchte, deshalb ließ er sein Concept in groß Octav, mit neuen Lettern, sehr anständig abdrucken, und ich ward dadurch freylich compromittirt, dieses wunderliche Werk, das ich, seitdem es gedruckt ist, nie wieder durchgelesen, solches auch höchstens nur unvollständig vom Theater herab vernommen hatte, mit Ernst und Sorgfalt durchzugehen. Da fand ich nun, zu meiner Verwunderung, mein damaliges Wollen und Vollbringen erst wieder am Tage, und begriff wie junge Leute Vergnügen und Trost finden können in wohlgestellter Rede zu vernehmen, daß andere sich auch schon einmal so gequält haben wie sie selbst jetzt gequält sind. Die Uebersetzung ist merkwürdig, das wenige Mißverstandene ist nach meiner Bemerkung abgeändert, der Ausdruck kommt nach und nach immer besser in Fluß, die letzten Acte und die passionirten Stellen sind vorzüglich gut.

Nun ist auch, mein Theuerster, Dein Brief vom 23. März angekommen und ich habe darauf wie immer zu erwiedern, daß es eine Freude sey mit Dir zu verkehren. Du nimmst Dir, nach alter Weise, einen prägnanten Punct heraus, und entfaltest ihn zum besten Verständniß und Nutzanwendung, und mich freut nun erst mein gefundenes Waizenkorn, da Du dasselbe zu einer reichen Erndte gefördert hast. Die Vollendung des Kunstwerks in sich selbst ist die ewige unerläßliche

Forderung! Aristoteles, der das Vollkommenste vor sich hatte, soll an den Effect gedacht haben! welch ein Jammer!

Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit, jugendlichere Kräfte zu Gebot, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz allen Schwierigkeiten die ich kenne. Die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk seyn. Es ist über alle Begriffe was dieser Mann erblickte, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabey aber freylich im Erklären sich übereilte.

Thun wir das aber nicht bis auf den heutigen Tag? An Erfahrung fehlt es uns nicht, aber an der Gemüthsruhe, wodurch das Erfahrne ganz allein klar, wahr, dauerhaft und nützlich wird. Man sehe die Lehre von Licht und Farbe, wie sie vor meinen sichtlichen Augen Professor Fries in Jena vorträgt; es ist die Hererzählung von Uebereilungen, deren man sich seit mehr als hundert Jahren im Erklären und Theoretisiren schuldig macht. Hierüber mag ich öffentlich nichts mehr sagen, aber schreiben will ich's. Irgend ein wahrhafter Geist ergreift es doch einmal . . .

Noch ist mit wenigem zu melden daß die Revision unsrer Correspondenz immer fortgeht, mir und Riemern Gelegenheit zu den besten Anmerkungen giebt und die wünschenswertheste Unterhaltung gewährt.

Treu der Deine G.

1723. *

An Reinhard.

Weimar d. 30. März 1827.

... So weit war ich, als mein letztes Schreiben abging, gelangt. Nun aber erscheint unverhofft und unerwartet

die uns höchst willkommene Ueberſetzung aus einem wichtigen Stück des, wie bekannt, unter uns hochgefeierten Dichters.[1] Meine Tochter mag ihren beſcheidenen Triumph, der ihr dadurch geworden, geziemend ausdrücken, ich will nur zum allerbeſten danken, daß Sie mich wieder auf dieſes Stück, das ich von jeher zum höchſten geſchätzt, wieder hingeleitet. Durch dieſes Werk zeigt der nur allzufrüh hingeſchiedene Freund, daß er nicht nur ein gegründeter, kräftiger und fruchtbarer Dichter ſey, der ſeiner Kühnheit keine Grenzen, ſeiner Einbildungskraft weder Maß noch Ziel zu ſetzen Luſt hat, ſondern daß er auch in eine ſtrengere und engere Form, ſobald er ſie anerkennt, ſich zu finden wiſſe.

Wohl iſt es bemerkenswerth, daß das dichteriſche Naturell des außerordentlichen Mannes erſt jede Einſchränkung verabſcheut und ſich nur aus ſich ſelbſt ſeine Formen geſtaltet, endlich doch den Forderungen der franzöſiſchen Tragödie ſich fügt und wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad ihrer Strenge ſich unterwirft. Dieß förderte ihn nun ganz beſonders bei dieſem Stoffe, indem er dadurch veranlaßt wird alles Beiweſen zu beſeitigen und ſich in den Grenzen des Dramas, mehr oder weniger wie es nach dem Vorbilde der Griechen ſich einrichtet, auf das Mäßigſte zu ergehen.

Die Scene, die Sie, mein Verehrter, zum Gegenſtand Ihrer Aufmerkſamkeit gewählt, reiht ſich an das Zarteſte, was Byron geliefert hat. Wie tief empfand er die Situation des Bejahrten, väterlich Liebenden! und wie natur-ſittlich hold iſt die jugendlich-kindliche Erwiederung.

Müßte ich noch die Laſten eines Theater-Vorſtehers tragen, ſo würde ich ſie mir, wie vormals mit trefflichen

[1] Byron.

Dingen, dadurch erleichtern, daß ich auch dies glänzende Meteor auf die Scene brächte. Wie hochwillkommen würde mir dazu Ihre wohlempfundene Uebertragung seyn . . .

Treu angehörig

Goethe.

1724.

An B. G. Niebuhr.

Es möchte anmaßend scheinen wenn ich auszusprechen wage, daß ich dieses wichtige Werk[1] in wenigen Tagen, Abenden und Nächten von Anfang bis zu Ende durchlas und daraus abermals den größten Vortheil zog; doch wird sich diese meine Behauptung erklären lassen, und einiges Zutrauen verdienen, wenn ich zugleich versichere daß ich schon der ersten Ausgabe die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und sowohl dem Inhalt als dem Sinne nach an diesem Werke mich zu erbauen getrachtet hatte.

Wenn man Zeuge ist, wie in einem so seltenen Jahrhunderte doch in manchen Fächern die Kritik ermangelt, so erfreut man sich an einem Musterbilde, das uns vor das Auge gestellt zu begreifen giebt, was Kritik denn eigentlich sey.

Und wenn der Redner dreimal betheuern muß, daß Anfang, Mittel und Ende seiner Kunst durchaus Verstellung sey, so werden wir an diesem Werke gewahr, daß die Wahrheitsliebe, lebendig und wirksam, den Verfasser durch dieses Labyrinth begleitet habe. Er setzt seine früheren Behauptungen eigentlich nicht fort, sondern er verfährt nur auf dieselbe Weise, wie gegen alte Schriftsteller so auch gegen

[1] Römische Geschichte.

ſich ſelbſt, und gewinnt der Wahrheit einen doppelten Triumph. Denn dies Herrliche hat ſie, wo ſie auch erſcheine, daß ſie uns Blick und Bruſt öffnet und uns ermuthiget auch in dem Felde, wo wir zu wirken haben auf gleiche Weiſe umher zu ſchauen und zu erneutem Glauben friſchen Athem zu ſchöpfen.

Daß mir nach einem eiligen Leben manches im Einzelnen nachzuholen bleibe, ſey denn aufrichtig geſtanden; aber ich ſehe voraus, daß der hohe Sinn des Ganzen ſich nur immer kräftiger entwickeln werde.

Indeſſen iſt mir zu eigner froher Aufmunterung ſchon genug geworden, und ich vermag auf's Neue mich eines jeden redlichen Strebens aufrichtig zu erfreuen, und mich gegentheils über die in den Wiſſenſchaften obwaltenden Irrungen und Irrthümer, beſonders über conſequente Fortführung des Falſchen, ſo wie des durch ſchleichende Paralogismen entſtellten Wahrhaften, zwar nicht eigentlich zu ärgern, aber doch mit einem gewiſſen Unwillen gegen jeden Obſkurantismus zu verfahren, der leider nach Beſchaffenheit der Individuen ſeine Maske wechſelt, und durch Schleier mancherlei Art ſelbſt geſunden Blicken den reinen Tag und die Fruchtbarkeit des Wahren zu verkümmern beſchäftigt iſt.

* * *

Vorſtehendes liegt ſchon ſeit dem 8. Februar unter manchen andern ſtockenden Blättern; es war kein Gebrauch davon zu machen, denn es ſagt von dem Buche das mich zu dieſer Aeußerung veranlaßte, eigentlich garnichts, ſondern es drückt nur den damaligen Zuſtand meines Geiſtes und Gemüthes leidenſchaftlich aus. Doch entſchließ' ich mich gegenwärtig, da ich dem verehrten Verfaſſer jenes Werkes von meiner Seite eine kleine Zuſendung veran-

ſtaltete, darin eine Abſchrift vertraulich mitzutheilen, denn es kann ihm doch von Bedeutung ſeyn, zu ſehen wie ſeine eigenſten Bemühungen ins Allgemeine wirken, und indem ſie unterrichten, auch zugleich als die herrlichſte Wirkung, den Glauben an Wahrheit und Einfalt beleben und ermuthigen.

Weimar den 4. April 1827.

Treu theilnehmend

Goethe.

1725.

An Ph. Albert Stapfer.[1]

Weimar, 4. 4. 1827.

Dans ce moment il ne sera rien ajouté à la première partie de Faust, que vous avez eu l'obligeance de traduire; elle restera absolument telle qu'elle est. Le nouveau drame que j'ai annoncé, sous le titre d'Hélène, est un interméde appartenant à la seconde partie; et cette seconde partie est complètement différente de la première, soit pour le plan, soit pour l'exécution, soit enfin pour le lieu de la scène qui est placé dans des régions plus élevées. Elle n'est point encore terminée; et c'est comme échantillon seulement, que je publie l'intermède d'Hélène, lequel doit y entrer plus tard. La presque totalité

[1] Schweizer Geſandter in Paris (1766–1840), Ueberſetzer von Goethes Fauſt und Verfaſſer der „Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe“.

de cet intermède est écrite en vers jambiques et autres vers employés par les anciens, dont il n'y a pas trace dans la première partie de Faust. Vous vous convaincrez vous-même quand vous le lirez qu'il ne peut en aucune façon se rattacher à la première partie et que M. Motte nuirait au succés de sa publication, s'il voulait essayer de l'y joindre. Mais, si après l'avoir lu, vous le trouvez assez de votre goût pour avoir envie de la traduire; s'il inspire, en outre quelque artiste qui se sente le talent comme le désir d'en crayonner les diverses situations et si, enfin, de son côté, M. Motte ne répugne pas à publier ce nouvel ouvrage: je vous garanti, qu'il pourra se suffire à lui-même. Car, ainsi que je l'ai déjà dit, et que vous le verrez bientôt par vos yeux, il forme un tout complet et a une étendue convenable etc.

1726. *

An Zelter.

10. April 1827.

. . . Ich erinnere mich in früherer Zeit, als ich mit einem bedeutenden Mann in Verhältniß ſtand, folgendes erfahren zu haben. Der Fürſt Primas, noch als Statthalter von Erfurt, unſer Nachbar und Lebensgenoſſe, hatte an ſeiner hohen und einflußreichen Stelle, und noch dazu als Selbſtautor, einen furchtbaren Zudrang von literariſchen Zuſendungen, auf die er als Mann von Stande, Lebensart und gutem Willen jederzeit etwas, wenn es auch nicht viel war, erwiederte. Nun beſaß er zwar ausgebreitete Kenntniſſe um ſolchen Fällen genug zu thun, aber wo hätte er Zeit und Beſinnung hergenommen, um

einem jeden vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er hatte sich daher einen gewissen Styl angewöhnt, wodurch er die Leerheit seiner Antworten verschleyerte und jedem etwas Bedeutendes zu sagen schien, indem er etwas Freundliches sagte. Es müssen dergleichen Briefe noch zu Hunderten herumliegen. Ich war von solchen Erwiederungen öfters Zeuge, wir scherzten darüber, und da ich eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen mich und andere zu behaupten trachtete — die, weil ich doch auch oft in Irrthum war, manchmal wie eine Art von Wahnsinn erschien — so schwur ich mir hoch und theuer in gleichem Falle, mit dem mich meine damalige Celebrität schon bedrohte, mich niemals hinzugeben, indem sich dadurch denn doch zuletzt alles reine wahrhafte Verhältniß zu den Mitlebenden auflösen und zerstieben muß.

Daraus folgt denn, daß ich von jeher seltener antwortete, und dabey bleibt's denn auch jetzt in höhern Jahren, aus einer doppelten Ursache: keine leeren Briefe mag ich schreiben, und bedeutende führen mich ab von meinen nächsten Pflichten und nehmen mir zu viel Zeit weg . . . G.

1727.*

An Zelter.

24. May 1827.

Kund und zu wissen sey hiermit dem theuersten Freunde daß ich Sonnabend den 12. May ganz unschuldigerweise in meinen untern Garten fuhr, ohne auch nur irgend einen Gedanken als daselbst eine freundliche Stunde zu verweilen. Nun gefiel es mir aber daselbst so wohl, die Frühlingsumgebung war so unvergleichlich, daß ich blieb

ohne bleiben zu wollen und heute am Himmelfahrtsfeste mich noch hier befinde, dieſe Tage her immer thätig und ich hoffe andern wie mir erfreulich. Der zweyte Theil der Wanderjahre iſt abgeſchloſſen; nur weniger Binſen bedarf es um den Straußkranz völlig zuſammenzuheften, und das thäte am Ende auch jeder gute Geiſt, das Einzelne auf und anfaſſend, und vielleicht beſſer.

Nun aber ſoll das Bekenntniß im Stillen zu Dir gelangen, daß ich durch guter Geiſter fördernde Theilnahme mich wieder an Fauſt begeben habe, und zwar gerade dahin, wo er, aus der antiken Wolke ſich niederlaſſend, wieder ſeinem böſen Genius begegnet. Sage das Niemanden; dies aber vertrau' ich Dir, daß ich von dieſem Punct an weiter fortzuſchreiten und die Lücke auszufüllen gedenke zwiſchen dem völligen Schluß, der ſchon längſt fertig iſt. Dies alles ſey Dir aufbewahrt und vor allem in Manuſcript aus Deinem Munde meinem Ohre gegönnt . . .

G.

1728. *

An Knebel.

Weimar den 18. Jul. 1827.

Nach geraumer Zeit begrüße ich Dich wieder einmal, mein alter, verehrter Freund, und leugne nicht, wie ich manchmal beunruhigt bin, daß ein gutes Geſchick, das uns ſo lange miteinander und ſo nahe nebeneinander bleiben und wohnen läßt, uns beiderſeits auseinander hält, ohne daß wir unternehmen und wagen dürfen, öfter zuſammen-

zukommen. Ich tröste mich dadurch, daß ich immerfort darauf hinarbeite, meinen Freunden von Zeit zu Zeit im Geiste zu erscheinen; wie ich mich denn besonders freue, wenn meine Helena, auf die ich undenkliche Zeit und Sorgfalt verwendet, die Aufmerksamkeit meiner Theuren auf sich zieht, sie zum Betrachten und Denken aufregt, zum Entwickeln und Vorschreiten . . .

treulichst

G.

1729.*

An Carlyle.

. . . Lassen Sie mich vorerst, mein Theuerster, von Ihrer Biographie Schillers das Beste sagen: sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Vorfälle seines Lebens beweist, so wie denn auch das Studium seiner Werke und eine innige Theilnahme an denselben daraus hervorgeht. Bewundernswürdig ist es wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Character und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: „der gute Wille hilft zu vollkommner Kenntniß." Denn gerade daß der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, dadurch erhebt er sich zu einer Klarheit zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen

konnten; denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes.

Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte, und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah . . .

Sey mir nun erlaubt, allgemeine Betrachtungen hinzuzufügen, welche ich längst bey mir im Stillen hege und die mir bey den vorliegenden Arbeiten abermals frisch aufgeregt worden:

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sey nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn.

Da nun auch im practischen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies ist es was die Uebrigen

sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Verzeihen Sie mir, mein Wertheſter, diese vielleicht nicht ganz zusammenhängenden, noch alsbald zu überschauenden Aeußerungen; sie sind geschöpft aus dem Ocean der Betrachtungen, der um einen jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anschwillt. Lassen sie mich noch Einiges hinzufügen, welches ich bey einer andern Gelegenheit niederschrieb, das sich jedoch hauptsächlich auf Ihr Geschäfft unmittelbar beziehen läßt:

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sicherſten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bey.

Wer die deutsche Sprache versteht und studirt befindet sich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Ueberſetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht, und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäfft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigſten und würdigſten Geschäffte in dem allgemeinen Weltwesen.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eignen Sprache.“ So ist jeder Uebersetzer ein Prophet seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäfft der Bibelgesellschaft, als das Evangelium einem jeden Volke in seiner eignen Sprache zu verkündigen.

Hier lassen Sie mich schließen, wo man ins Unendliche fortfahren könnte, und erfreuen Sie mich bald mit einiger Erwiederung, wodurch ich Nachricht erhalte, daß gegenwärtige Sendung zu Ihnen gekommen ist.

Zum Schlusse lassen Sie mich denn auch Ihre liebe Gattin begrüßen, für die ich einige Kleinigkeiten, als Erwiederung ihrer anmuthigen Gabe, beyzulegen mir die Freude mache. Möge Ihnen ein glückliches Zusammenleben viele Jahre beschеert seyn.

Nach allem diesen finde ich mich doch noch angeregt, Einiges hinzuzufügen: Möge Herr Carlyle alles Obige freundlich aufnehmen und durch anhaltende Betrachtung in ein Gespräch verwandeln, damit es ihm zu Muthe werde, als wenn wir persönlich einander gegenüber ständen.

Hab' ich ihm ja sogar noch für die Bemühung zu danken, die er an meine Arbeiten gewendet hat, für den guten und wohlwollenden Sinn mit dem er von meiner Persönlichkeit und meinen Lebensereignissen zu sprechen geneigt war. In dieser Ueberzeugung darf ich mich denn auch zum Voraus freuen, daß künftighin, wenn noch mehrere von meinen Arbeiten ihm bekannt werden, besonders auch, wenn meine Correspondenz mit Schillern erscheinen wird, er weder von diesem Freunde noch von

mir seine Meinung ändern, sondern sie vielmehr durch manches Besondere noch mehr bestätigt finden wird.

Das Beste herzlich wünschend,
treu theilnehmend,

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 20. Jul. 1827.

1730.*

An Zelter.

Weimar, den 14. August 1827.

Nicht einen Augenblick versäume ich, zu melden, daß der willkommenste Gast im Bilde[1] glücklich angekommen ist, und große Freude gebracht hat, aber für jetzt nur mir allein, denn er wird bis zum 28sten secretirt und alsdann ehrenvoll ausgestellt.

Vor allem aber Dank dem Künstler, welcher in dem würdigen Freund zugleich den aufmerkenden und dirigirenden Meister wahrhaft und kunstreich überlieferte. Dank und Segen.

Treu freudig . . .

Unser La Roche[2] kann mit seinem Berliner Aufenthalte sehr wohl zufrieden seyn; auch Deine Worte über ihn werden, wenn ich sie mittheile, ihm und seinen hiesigen Gönnern große Freude machen. Dein Bild hab'

[1] Zelter hatte sich zu Goethes Geburtstag von Karl Begas (1794—1854) malen lassen.

[2] Der später berühmte Schauspieler Karl La Roche (1796—1885).

ich wieder zugenagelt, es hat es außer mir Niemand gesehen; indem ich Dir für Deinen persönlichen liebevollen Geduld-Antheil daran herzlich danke, muß ich gestehen, daß ich es sehr brav und richtig finde; es wird schwerlich eine solche Uebereinstimmung zwischen Gestalt und Sinn, zwischen Bewegung und Bedeutung, zwischen Absicht und Ausführung sobald wieder gefunden werden. Herr Begas, der mir bisher ein bloßer Name war, ist mir nun erst ganz eigentlich zu einem mitlebenden vorzüglichen Künstler geworden. Danke ihm vorläufig zum besten.

Ich läugne nicht daß es mich manchmal peinigt: in den Jahren wo man etwas zu verstehen anfängt, von einer nur wenig entfernten Mitwelt ausgeschlossen zu seyn und mich mit Namen, historischen Daten und Relationen begnügen zu müssen. Indessen habe den besten Dank für Deine Theater-Andeutungen; da ich auf diesen Sinnegenuß Verzicht thue, so ist es mir dagegen wahrhaft wohlthätig wenn man mir dergleichen vor den Verstand zur innern Anschauung bringt.

Das Kärtchen an Herrn Mendelssohn-Bartholdy besorgst Du gefällig; nächster Tage schreibe ich ihm ausführlicher, so wie ich manches Andere in diesem Monat zu vollbringen hoffe, worunter einiges Dir künftighin Freude machen soll.

Wie oben und überall

G.

Zu Goethes Geburtstag waren aus Karlsbad, von der Familie Levetzow, folgende Zeilen eingetroffen:

Hochverehrter Herr Geheime Rath

So bin ich denn am 28. August wieder in Carlsbad an dem Tage der Sie Ihren Freunden, ja der Welt der Sie an-

gehören schenkte, an dem Tage wo ich und meine Töchter vor 4 Jahren in Ellenbogen so froh und vergnügt waren, am Tage des öffentlichen Geheimnisses. Obgleich uns Berge und Thäler trennen, so sind doch unsere Gefühle unsere Wünsche für Sie mein theurer Freund dieselben wie damals wo wir uns in Ihrer Geist und Herz belebenden Nähe so glücklich fühlten.

Empfangen Sie denn auch heute unsere innigsten Wünsche zu diesem Tag der Freude und des Jubels einer halben Welt und nehmen die Versicherung freundlich auf, daß das Andenken an Sie und Ihre Freundschaft der ich mich seit meiner frühesten Jugend erfreue mich freundlich durch das Leben geleitet und mir ewig werth und theuer bleiben wird.

Meine Kur bindet mich bis halben September in diese Berge, wo es schon recht herbstlich wird und wir uns oft Abends am runden Tische der vergangenen schönen Abende erinnern die Sie mit uns verlebten und deren Wiedererscheinen wir nun schon so manchen Sommer vergebens hofften und wünschten, und so endet auch dieser Sommer und die Hoffnung des Wiedersehens im nächsten soll uns durch den langen Winter freundlich geleiten. Um die Bestätigung dieses innigen Wunsches bittet herzlich verehrtester Herr Geheime Rath

Ihre

treu und wahrhaft ergebene

Carlsbad den 28. Aug. 1827 Freundin A v Levetzow

Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter und trinkt aus Ihren Glaße dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens heute Ihre Gesundheit

Ulrike

Die Jüngste ist zwar die Letzte auf diesen Blatt, doch gewies nicht in ihren Gefühl für Ihr Glück und Ihr Wohl, sie stöst freudig mit Mutter und Schwester auf Ihre Gesundheit an.

Bertha.

Goethe antwortet darauf in einem vom 29. August datierten, aber wohl später geschriebenen und nach Suphans Angabe am 9. September abgegangenen Briefe:

1731. *

An Frau v. Levetzow.

Sogleich nach Empfang Ihres lieben und liebenswürdigen Briefes, meine theuerste Freundin, bereite ich mich dafür zu danken, da ich Sie noch in Carlsbad weis. Unvergeßlich gewiß sind die von Ihnen so lebhaft bezeichneten Tage! Die Anmuth jener Zustände war von der Art daß sie uns immer gegenwärtig bleiben müssen; wie die Sommertage eintreten wünsch ich sie jedesmal wiederhohlt und auch in der Zwischenzeit werden meine Gedancken und Erinnerungen oft genug in Ihre Nähe geführt. Diesmal haben mich schon wiederkehrende Freunde von Ihrem Wohlbefinden unterrichtet, aber leider nur oberflächlich, nicht näher wie ich wünschte.

Gestehen will ich denn auch daß gerade diesen Sommer wo ich das Marienbader Gestein abermals durchsah und ordnete, mir jene schönen Stunden wieder auf's lebhafteste hervortraten, als die lieben Freundinnen sogar der starren Neigung des Bergkletterers und Steinklopfers freundlichst zulächelten und auch liebenswürdig auflachten wenn die duftenden, genießbaren Tafelförmigen Kristallisationen sich hie und da eingereihet fanden.

Unendlich hat es mich gefreut auch von Ulrikens lieber, zarter Hand einige Züge geneigten Erinnerns zu sehen. Wie glücklich waren die Stunden die ich an ihren holden Fingern abzählen durfte.

Die sonst so genannte liebe Kleine möcht ich nun auch herangewachsen, unter den Augen der guten Mutter ausgebildet sehen. Der neckischen Mittleren, der ich zu ihrem gegenwärtigen ernsten Zustand alles Glück wünsche bin ich noch zum Ehrentage etwas Freundliches schuldig das nicht ausbleiben wird.

Meine nachsichtigen Lieben nehmen mich ja wie ein, in Reifen geschloßnes Gefäß, ruht es auch im Finstern ganz im Stillen, so verbessert sich doch sein Inhalt. Möge es mir gelingen von Zeit zu Zeit hievon Beweise zu geben.

Das mit Nahmen und Andencken so reich verzierte Glas steht mir immer zur Seite verwahrt, nur bey ganz besondern Gelegenheiten wird es hervorgenommen, und giebt mir jederzeit den erfreulichsten Anblick.

Wenn Sie den Ort verändern haben Sie die Güte mir es anzuzeigen . . .

treu angehörig

Weimar d 29. Aug. 1827 J W v Goethe.

1732.*

An Zelter.

1. September 1827.

Was zu meinem diesmaligen Geburtsfest sich wundersames ereignet, wird Dir die behende Fama schon zugebracht haben, ehe Du Gegenwärtiges erhältst. Ich aber kann weiter nichts hinzufügen, als daß uns in unsern alten Tagen des Guten beynahe zuviel zugemuthet wird. Es gehören wirklich jüngere Sinne und Schultern dazu, dergleichen alles aufzufassen und zu tragen . . .

Das Erst' und Letzte wovon ich aber reden soll, bleibt immer Dein Bildniß. Es hat an sich sehr viel Verdienst und so auch den allgemeinsten Beyfall gefunden. Bleibt dem gebildeten Kenner beym Anblick noch etwas Proble-

matiſches, bey näherer Unterſuchung ein zu Wünſchendes; ſo liegt es daran, daß dieſer Mann, von ſo vorzüglichem Talent, wie alle unſere neuen bildenden Künſtler nicht einen Sebaſtian Bach zum Urvater haben, den ſie anerkennen, deſſen Lehre und Thun ſie reſpectiren müſſen. Daher kommt denn, wie es Begas ja auch gegangen iſt, daß ſie ſich in allen Arten und Weiſen verſuchen; wodurch ſie denn nicht früh genug dazu gelangen, die rechte Weiſe auszubilden und ſich mit ihr vollkommen zu einigen. Daher kommt's denn daß das Publicum nicht weiß was es aus manchen redlichen Bemühungen machen ſoll, wenn auch ein Kunſtwerk angelegt und noch ſo ſorgfältig ausgeführt iſt, weil — der Künſtler ſtelle ſich wie er wolle — eine falſche Conception auf den natürlichen Menſchen ohne Wirkung bleibt. Wie ſehr ihm aber durch Deine Geduld und Mitwirkung diesmal gelungen iſt, kannſt Du aus beyliegendem Blättchen[1] ſehen. Es wird Dich freuen was ein geiſtreicher Mann aus dem Bilde herausgeſehen oder hineingelegt hat. Gieb mir einen Wink was ich dem braven Künſtler, den Du ſchönſtens dankend grüßen magſt, irgend Freundliches erweiſen könnte.

Ein Brief an ihn geht mit dieſem zugleich ab. Das oben Geſagte theilſt Du Niemand mit, es kann nichts helfen; denn die Deutſchen werden ſich mit ihrem Unabhängigkeitsgefühl noch eine Weile abquälen.

G.

[1] Von Heinrich Meyer.

1733.

An Zelter.

6. September.

Den Berlinern werde ich nun wohl Schlegel's Vorlesungen[1] abandonniren müssen. Sie halten freylich bey näherer Prüfung nicht Stich. Die ersten Blätter lesend, war ich zufrieden das Alte zu hören, weil mir das Neue gar oft zu ärgerlich wird. Freylich aber will man das Alte immer vollständiger haben, geordneter, zusammengefaßter, übersichtlicher; und das ist denn hier nicht geleistet. Und wie will auch einer eine Geschichte schreiben dessen was nicht sein Metier ist? Ich hab' es oft bemerkt: wenn ich etwas zu redigiren hatte was ich nicht von Grund aus verstand, so mußte ich Phrasen machen, es mochte mir Ernst seyn, wie es nur wollte.

Eure theatralische Ueberfülle bewundere höchlich. Meine alte Ueberzeugung wird durch jene jungen Auftretenden bestärkt. Mimische Talente werden immer geboren, und zu unserer Zeit haben sie eine viel leichtere und bequemere Entwicklung; die Musik hält ihre Schüler zusammen, sie dürfen aus Ton und Maaß nicht weichen. Der recitirende Schauspieler dagegen muß durch Uebung nach und nach zu einer gewissen Einheit seiner selbst gelangen, und sich ohne Wissen und eigentliches Wollen, so weit seine Natur verstattet, hervorbilden. Wenn wir nehmen was für wunderbare Dinge eine Deutsche Schauspielerin durcharbeiten muß, so würde sie zuletzt ganz auseinander fallen, wenn ihr Innerstes nicht zusammenhielte. Und so ist denn auch, wegen des angebornen Eigensinns,

[1] A. W. Schlegels Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste.

von Frauen in diesem Fach immer mehr zu hoffen als von Männern, die gar leicht Pedanten oder Phantasten werden.

So weit gelangte ich vor meinem Geburtstag, wo sich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Ueberraschung werden, die mich beynahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen daß sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seyen, beehrten mich, als ich grad' im Kreise meiner Werthen und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone und erwiesen Sich überhaupt so vollständig theilnehmend bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthalts in Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freylich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne weiteres zu erkennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt, da die Erscheinung vorüber geflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was man aber nicht zweymal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die verbliebe-

nen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung daß es kein Traum gewesen.

Und so sey Dir dieses meinem mehr als jemals nahen Freunde gewidmet, dessen Bildniß all und überall gegenwärtig blieb. G.

1734.*

An Boisserée.

... Von den Wirkungen meiner Farbenlehre erfahr' ich manches Merkwürdige, aber nicht durchaus Erfreuliche. Die alte aristokratische Stockung der Zunftgenossen dauert wie billig fort; sie wiederholen ihr Credo wie es zu erwarten ist. Dieses Geschlecht muß aussterben und zwar in gewisser Zeit, wie Charles Dupin[1] ausgerechnet hat. Den wohlmeinend-strebenden jüngeren Männern steht zweierlei entgegen; die herkömmliche Terminologie, die sie wenigstens theilweise fortbrauchen müssen, sogar wenn sie es auch schon besser verstehen, weil sie sich doch der Mitwelt verständlich machen und es mit der Zunft nicht ganz verderben möchten. Das zweite Hinderniß liegt in der unbezwinglichen Selbstigkeitslust der lieben Deutschen, so daß jeder in seinem Fache auch auf seine Weise gebahren will. Niemand hat einen Begriff, daß ein Individuum sich resigniren müsse, wenn es zu etwas kommen soll; da ist denn nicht leicht ein Begleiter, der nicht rechts und links abwiche und so wie vom Weg auch vom Ziel abkäme ...

[1] François Pierre Charles Dupin (1784–1873), hervorragender Polytechniker und Ingenieur, später auch Politiker.

Die Verlobung unserer Prinzeß Maria ward uns vielbedeutend und aufregend durch das öftermalige Erscheinen des hohen Bräutigams und seiner königlichen Brüder, mir besonders das Wohlwollen Ihro K. H. des Kronprinzen, der mir durch Uebersendung einer sehr schön gearbeiteten Copie eines kleinen Jupiters in Bronze, der sich in den Oderbrüchen gefunden hatte, die zarteste Aufmerksamkeit erwies. So kam der Mai heran und ich ward gelockt in den Garten am Park zu ziehen, wovon ich großen Nutzen hatte; denn ich förderte manches Alte, ergriff einiges Neue und gewann gar Vieles von einer reinern, obgleich auch öfters unterbrochenen Ruhe.

Indessen näherte sich die Abreise unserer geliebten Prinzeß, die ich mit ihren hohen Eltern an einem schönen Tage nochmals in meinem Garten sah und nachher bei ihrer feierlichen Abfahrt in der Allee des Webichts, durch herzlichen Trieb dorthin geführt, begrüßte. Dieß geschah den 22. Mai und so zog denn dieses liebe Wesen von uns in einen neuen Zustand, wo es ihr, wie wir durchaus vernehmen, wohl und erfreulich geht.

Indessen war mir aus Edinburg eine Sendung zugekommen, mit einem Schreiben von einem Manne, der im mittlern Alter seyn mag und sich mit der deutschen Literatur auf eine wundersam-innige Weise bekannt gemacht hat. Eine Biographie Schillers zeugt von dem reinsten Antheil, von einer warmen und zugleich einsichtigen Verehrung dieses außerordentlichen Mannes. Ein Werk in vier Bänden eben dieses Herrn Thomas Carlyle, German Romances, liefert Uebersetzungen aus den Werken unserer deutschen Erzähler: Musäus, Tieck, La Motte Fouqué, Hoffmann, mit kurzen Lebensnotizen von diesen sämmtlichen; der vierte Band enthält meine Wanderjahre und von meinem Leben eine freundliche Darstellung.

Ueberhaupt ist hier zu bemerken, was schon früher von der Schiller'schen Biographie dieses Verfassers gesagt worden; alle diese kurzen Biographien sind mit Neigung, aber mit Klarheit geschrieben; was er als Mängel seiner Autoren tadeln könnte, das behandelt er als Eigenschaften und Eigenheiten und so entsteht doch zuletzt das Bild eines lebendigen, wenn auch nicht durchaus lobenswürdigen Menschen.

So endete der Mai, Junis Anfang soll nicht außen bleiben. Alles treulichst zu melden bestrebt.

Goethe.

1735.*

An Zelter.

. . . . Hast Du Dich dem Herrn Grafen Sternberg[1] noch nicht vorgestellt, so thue es alsobald, und gedenke meiner zum schönsten; sprich aus daß ich fortfahre dankbar zu seyn für die so höchst wohlthätige und wirksame Gegenwart, die er uns vor kurzem genießen ließ. Wenn man bey der Jugend so viel Anmaßlich-Fahriges, bey dem Alter so viel Eigensinnig Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit einem Manne, der mit so viel Maaß und Ziel, mit immer gleichem Antheil den edelsten Zwecken entgegengeht.

Merke doch ja auf Andere in dieser großen Versammlung und melde wer Dir zusagt, es sey nun im Umgange oder im Vorlesen. Horche doch auch hin wie sie von einander denken, inwiefern sie sich vertragen, besonders auch, inwiefern einer von dem andern etwas lernen möchte. Nicht weniger sieh Dich unter Protestanten und Katholiken um; es sind so viel Elemente in München

[1] Zelter befand sich damals bis 1. Oktober in München.

zusammengerufen, daß nothwendig eine Gährung vorhergehen muß, ehe dieser Most sich zu Wein veredelt. Da ich alle Ursache habe, dem König das schönste Gelingen zu wünschen, so würdest Du mir mit jeder guten Nachricht die größte Freude machen.

Nun kehr' ich zu mir in mein beschränktes Wesen zurück und denke gern an meinen vierwöchentlichen Aufenthalt im Garten am Park. Wenn man gleich in frühere Zustände weder zurücktreten kann noch soll, so hätte ich, wenn schon vom Wetter keineswegs begünstigt, dennoch ausgehalten und bessere Tage erwartet, aber die Ankunft des Herrn Grafen veranlaßte mich in die Nähe der Societät wieder zurückzukehren; und so muß ich denn schon mit dem Gewinn der kurzen dort verbrachten Zeit zufrieden seyn. Davon wirst Du denn auch, wenn Du, wie Fräulein Ulrike behauptet, auf der Rückreise zu uns kommst, Dein reichliches Theil dahin nehmen. Unter andern wird, zur Begleitung eines Liedes, ein Chor von Aeolsharfen verlangt. Ob dergleichen schon ausgeführt worden, ist mir nicht bekannt. Diese Gelegenheit aber, etwas Wundersames hervorzubringen, solltest Du Dir nicht entgehen lassen.

Meine Schwiegertochter sieht ihrer Entbindung, und wir mit ihr, um desto sehnsuchtsvoller entgegen, als sie diesmal in ihrem Zustand mehr als billig zu leiden hat. Werden wir von diesem Hauskreuz glücklich erlöst, und Du kommst zur rechten Zeit an; so könnten wir noch einmal einer christlich-kirchlichen Function zusammen beywohnen, welches doch ein ganz artiger passus in unserer Lebensgeschichte seyn würde. Und nun zum Schluß: schreibe viel und eilig, wenn Du auch manchmal übereilte Stellen wieder auslöschen solltest, und sende jedes Blatt einzeln wie es trocknet.

Also geschehe es! G.

1736.

An Alfred Nicolovius.[1]

Ich werde Dir nun bald, mein lieber Neffe, und zwar nach und nach einen gründlichen Dank für Dein wundersam unternommenes Werk[2] sagen können. Die hiesigen Freunde lesen es mit Aufmerksamkeit und versichern, Du habest einen bedeutenden Beytrag zur deutschen Literarcritik gegeben, indem Du den Charakter der verschiedenen Beurtheiler in Deinem Werke ans Licht stellst. Solltest Du nun nicht auch, zu eben diesem Behufe, alles Dasjenige sammeln, was gegen mich gesagt ist? wenn Du es auch nur zu Deiner und der Freunde Belehrung thätest. Die Menschen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankommt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, so ist es ebenso gut als das pro auch das contra nöthig. Du siehst, daß ich Dir und Deiner Arbeitslust gar Vieles zutraue, doch macht es Dir geringere Mühe als jedem Andern, da Du zu Deinem Zwecke doch immer die Werke durchgehen mußt, worin eines und das andere enthalten ist.

Erhalte mir ein freundlich-thätiges Andenken

W., 2. Oct. 1827. treulichst

G.

---

[1] Enkel von Goethes Schwester Cornelia Schlosser.

[2] „Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten." Herausgegeben von A. Nicolavius, Leipzig 1828.

1737.*

An Rauch.

Daß Sie, theurer, verehrter Mann, im Augenblick eines herben Schmerzen[1] Ihre Gedanken mir zuwenden und, mit mir sich unterhaltend, einige Erleichterung fühlen, dies giebt die schönste Ueberzeugung eines innig geneigten Wohlwollens, eines zarten, traulichen Verhältnisses, wie ich von je auch gegen Sie empfinde. Sie beweisen dadurch, daß Sie gewiß seien meines treusten Mitgefühls, einer wahren Theilnahme an jenem Unheil, das eine geistreiche Thätigkeit, ein schönes edles Ausüben des glücklichsten Talents in seinen wertheſten Bezügen verletzt und in seinem tiefsten Grunde beschädigt. Auch mir bei dem schmerzlichsten Mitempfinden Ihres Kummers will es eine Linderung scheinen, wenn ich sogleich erwidernd Gegenwärtiges an Sie abgehen lasse.

Auch mir in einem langen Leben sind Ereignisse begegnet, die aus glänzenden Zuständen eine Reihe von Unglück mir in Andern entwickelten; ja, es giebt so grausame Augenblicke, an welchen man die Kürze des Lebens für die höchste Wohlthat halten möchte, um eine unerträgliche Qual nicht übermäßig lange zu empfinden.

Viele Leidende sind vor mir hingegangen; mir aber war die Pflicht auferlegt, auszudauern und eine Folge von Freude und Schmerz zu ertragen, wovon das Einzelne wohl schon hätte tödtlich sein können.

In solchen Fällen bleibt nichts weiter übrig, als Alles, was mir jedesmal von Thätigkeit übrig blieb, abermals auf das Regsamste hervorzurufen, und gleich Einem,

[1] Aus Anlaß eines peinlichen Vorfalls in Rauchs Familie.

der in einen verderblichen Krieg verwickelt ist, den Kampf so im Nachtheil als im Vortheil kräftig fortzusetzen.

Und so habe ich mich bis auf den heutigen Tag durchgeschlagen, wo dem höchsten Glück, das den Menschen über sich selbst erheben möchte, immer so viel Mäßigendes beigemischt ist, welches mich von Stunde zu Stunde mir selbst angehörig zu sein ermahnt und nöthigt. Und wenn ich für mich selbst, um gegen das, was man Tücke des Schicksals zu nennen berechtigt ist, im Gleichgewicht zu bleiben, kein anderes Mittel zu finden wußte, so wird es gewiß Jedem heilsam werden, der von der Natur zu edler freischaffender Thätigkeit bestimmt, das widerwärtige Gefühl unvorhergesehener Hemmung durch eine frisch sich erprobende Kraft zu beseitigen, und sofern es dem Menschen gegeben ist, sich wieder herzustellen trachtet.

Vorstehendes, aus eigensten Erfahrnissen Hergeflossenes möge bezeugen, daß bei dem traurigen Fall, der Sie betroffen, das Andenken früherer Leiden durchaus in meiner Seele rege geworden, und daß zugleich Alles, was mir hilfreich gewesen, mein Geist wieder hervorrief. Möge diese herzlichste Theilnahme Ihren Schmerz, den sie nicht heilen kann, wenigstens augenblicklich zu lindern das Glück haben . . .

treulichst

Weimar den 21. October 1827. JWvGoethe.

1738.*

An Zelter.

24. October 1827.

Wenn es gleich höchst löblich und erfreulich ist daß alte Freunde sich wieder begegnen und auf's Neue vereinigen, so scheinen sie doch gleich wieder unter Einfluß

und Gesetzen des Tages zu stehen, so daß sie gleichfalls der Nichtigkeit vorüberfliehender Stunden ausgesetzt sind. Diese Betrachtungen macht' ich nach Deiner Abfahrt,[1] einigermaßen verdrießlich, im Bemerken daß gerade das Wichtigste mitzutheilen versäumt worden. Die Reliquien Schiller's solltest Du verehren, ein Gedicht[2] das ich auf ihr Wiederfinden al Calvario gesprochen, ferner eine Novelle[3] der eigensten Art, kleinere Gedichte mancherley, darunter eine Sammlung mit der Rubrik: Chinesische Jahreszeiten[4] und was diesem sich noch alles hätte anschließen können und sollen.

Vielleicht ist es nicht wohlgethan daß ich dergleichen hinterdrein sage und klage, warum sollte man aber auch nicht des Versäumten gewahr werden, wenn des Gewonnenen und Genossenen so viel ist.

Erfolge Dir also der beste Dank für Deine liebwerthe Gegenwart, daher mir manches Gute und Liebe geworden und geblieben ist. Danke Herrn Hegel für seinen Besuch, denn ich darf nicht sagen wie tröstlich es mir erscheint, daß mir an meine Wohnung Gefesselten, von allen Orten und Enden her so viel Klares und Verständiges zu Theil wird; denn kaum ist mir durch genannten Freund so manche Aufklärung über die Pariser Zustände geworden, so trifft Herr Graf Reinhard ein, von Christiania in Norwegen zurückkehrend, und überliefert mir einen hellen Begriff von jenen Nordischen Zuständen. Von Westen kommt mir zugleich eine Beschreibung der Insel Helgo-

---

[1] Zelter war seit dem 12. Oktober mit Hegel zu Besuch in Weimar gewesen und am 19. abgereist.

[2] „Bei Betrachtung von Schillers Schädel", das erste von Goethe in Terzinen geschriebene Gedicht, zuerst gedruckt 1829 am Ende des letzten Buches der „Wanderjahre".

[3] „Novelle", erschienen 1828 in der 3. Lieferung der Ausgabe letzter Hand.

[4] „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten", zuerst erschienen im Berliner Musenalmanach" für 1830.

land, mit schönen Belegen unorganischer und organischer Natur, consolidirte Reste des Urlebens und noch ganz frische Beweise des Fortlebens und Wirkens des ewigen Weltgeistes. Und so ward mir eine schöne Fortsetzung dessen was Euere Gegenwart mir so reichlich gewährt hatte . . . G.

1739.

An Schelling.

Gräfin Fritsch[1] hat mir schon einigemal höchst angenehme Gaben von ihren Reisen mitgebracht, die letzte war höchst erwünscht, ein Schreiben von Ihrer Hand, mein theurer verehrter Freund. Denn seit den früheren Anfängen einer gemeinsamen Bildung sah ich mich gar oft nach Ihrem Thun und Treiben um, woraus ich jederzeit eine freundliche und glückliche Anregung erfuhr. Lange haben Sie sich vor uns verborgen gehalten, und es freut mich Sie nun wieder auftreten zu sehen, berufen von einem Fürsten,[2] der die Thätigkeit des Jahrhunderts zu beschleunigen und zu benutzen weiß.

Wäre mir irgendwo das Glück bereitet gewesen, ihm persönlich aufzuwarten, so hätte mir schon dies zum größten Vortheil gereichen müssen; nun aber macht die Art, wie er sich uns zu nähern geneigt war, eine Epoche in meinem Leben, glänzend wie die, welche ihm in der Weltgeschichte

[1] Constanze Fritsch, Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin Maria Paulowna.

[2] Ludwig I. von Bayern hatte Schelling als Professor an die nach München verlegte Universität berufen und zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen ernannt.

bereitet ist. Mehr darf ich nicht hinzufügen, als daß ich Sie glücklich schätze zu seinen hohen Zwecken mitwirken zu können.

Willkommen ist mir gar mancher Reisende, der von Ihnen und Ihren Zuständen zu erzählen hat. Grüßen Sie zum Allerschönsten die theure Gattin, deren liebes Andenken in der Form schmackhaft vegetabilischer Gaben mir vor einiger Zeit höchst angenehm gewesen und dankbarlichst aufgenommen worden. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit vernehmen, wie Sie in Ihrem Geschäft fortschreiten, damit die späteren Jahre den früheren ähnlich und die gemeinsame Wirkung erfreulich werde. Die schon früher angedeuteten und nun akademisch angezeigten und zugesagten Weltalter[1] behalte ich sehnsuchtsvoll im Auge.

Treu anhänglich

unwandelbar

Weimar, d. 26. Oktober 1827. Goethe.

1740. *

An Knebel.

Weimar, den 14. November 1827.

Es ist mir, theurer verehrter Freund, höchst wohlthätig, wenn ich erfahre, daß meine ältesten edelsten Zeitgenossen sich mit Helena beschäftigen, da dieses Werk,

[1] Schellings niemals abgeschlossenes Werk; schon im Januar 1815 schrieb Goethe an Schelling in bezug darauf: „mit Sehnsucht erwarte ich das mir angekündigte Werk (Goethe-Briefe VII, S. 8).

ein Erzeugniß vieler Jahre, mir gegenwärtig eben so wunderbar vorkommt als die hohen Bäume[1] in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als diese poetische Conception, zu einer Höhe herangewachsen sind, daß ein Wirkliches, welches man selbst verursachte, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint.

Aus meinem Briefwechsel mit Schiller geht hervor, daß er schon zu Anfang des Jahrhunderts von dieser Arbeit Kenntniß genommen, und als ich darüber in Zweifel gerieth, mich darin fortzufahren ermuthigt habe.[2]

Und so ist es denn bis an die neuste Zeit heraufherangewachsen, und erst in den letzten Tagen wirklich abgeschlossen worden. Daher denn die Masse von Erfahrung und Reflexion um einen Hauptpunkt versammelt, zu einem Kunstwerk anwachsen mußte, welches, ungeachtet seiner Einheit, dennoch schwer auf einmal zu übersehen ist.

Die rechte Art ihm beizukommen, es zu beschauen und zu genießen ist die, welche Du erwählt hast: es nämlich in Gesellschaft mit einem Freunde zu betrachten. Ueberhaupt ist jedes gemeinsame Anschauen von der größten Wirksamkeit; denn indem ein poetisches Werk für Viele geschrieben ist, gehören auch mehrere dazu, um es zu empfangen; da es viele Seiten hat, sollte es auch jederzeit vielseitig angesehen werden.

Mag Dein theilnehmender Freund mir seine schriftlich verfaßten Gedanken mittheilen, so sollt' es mich freuen und anregen, vielleicht noch ein und das andere Wort offen zu erwiedern. Hier sage schließlich nur so viel: die Hauptintention ist klar und das Ganze deutlich; auch

[1] Goethe hatte sie am 1. November 1776 gepflanzt.
[2] Am 13. Oktober 1800.

das Einzelne wird es seyn und werden, wenn man die Theile nicht an sich betrachten und erklären, sondern in Beziehung auf das Ganze sich verdeutlichen mag.

Hegels Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von großer Bedeutung und Erquickung. Gegen Letzteren, mit dem ich so viele Jahre in stetigem Verkehr lebe, konnte freilich das Eigenste und Besonderste verhandelt werden; die Unterhaltung mit dem Ersteren jedoch mußte den Wunsch erregen, längere Zeit mit ihm zusammen zu bleiben: denn was bei gedruckten Mitteilungen eines solchen Mannes uns unklar und abstrus erscheint, weil wir solches nicht unmittelbar unserem Bedürfniß aneignen können, das wird im lebendigen Gespräch alsobald unser Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Gesinnungen mit ihm übereinstimmen, und man also in beiderseitigem Entwickeln und Aufschließen sich gar wohl annähern und vereinigen könnte . . .

Verzeihung dieser schreibseligen Weitläuftigkeit! Beym Entbehren mündlichen Unterhaltens verfällt man zuletzt in diesen Fehler. Tausend Lebewohl!

treu angehörig G.

1741.*

An Adele Schopenhauer.

16. Nov. 1827.

Zum erstenmal seit langer Zeit befolg ich das Beyspiel jenes berühmten Secretairs der englischen Societät Hoock,[1]

[1] Vergl. Goethe-Briefe, Bd. VI, S. 146, in bezug auf den Sekretär Oldenburg.

der niemals einen Brief erbrach als Feder Dinte und Papier schon in Bereitschaft. Ich rühme sehr oft diese Maxime und befolge sie selten, aber unter dem heutigen Datum wo ich Ihr liebes Schreiben empfangen, soll auch gegenwärtiges an Sie abgehen.

Möge sich Ihr liebes Innere, an der herrlichen Rheinnatur, in sittlicher und künstlerischer Thätigkeit zum schönsten und liebenswürdigsten wieder herstellen. Freunde tragen hiezu nichts bey. „Das Herz ist für sich eine Welt und muß in sich selbst schaffen und zerstören."

Von unsern Zuständen das Nächste: Ottilie ist ganz eigentlich von und an diesem Kinde genesen. Ein schönes Mädchen, willkommen Vater und Mutter, so wie Großvater und Brüdern, vom ersten Augenblicke herangeputzt mit auserwähltem Schmuck, an ausländische sowie inländische Freunde wundersam erinnernd, so daß man eine Jenny[1] oder sonst ein artiges Naturwunder dergleichen schon geweissagt vor sich zu sehen glaubt.

Sodann will ich lakonisch von uns allen versichern daß wir uns ganz leidlich befinden, doch gerade so um nicht übermüthig zu werden. Gar manche liebe Freunde gingen bey uns vorüber, unter welchen Zelter vorzüglich genannt werden muß. Ich erinnere mich nicht einmal ob Sie ein Bild von Begas[2] gesehen haben, welches ihn in seinem liebenswürdigsten Augenblick, als aufmerksamsten Tonhorcher und Forscher zu Jedermanns Zufriedenheit darstellt. Hegel besuchte mich auch, eher mündlich als schriftlich zu verstehen.

---

[1] Gemeint ist Jenny v. Pappenheim, damals 16 Jahre alt; Goethe sagt von ihr: „Sie ist gar so schön, so unbewußt anmutig wie irgend ein leuchtend Holz oder ein Glühwurm bei Tage, man weiß nicht, wo er steckt." Sie ist die spätere Jenny v. Gustedt; ihre wertvollen Erinnerungen gab Lily v. Kretschman 1892 heraus unter dem Titel „Aus Goethes Freundeskreis".

[2] Vergl. Brief 1730.

Zum Heil unſerer tanzenden Lieblinge ſind die beſten Engländer angelangt. Indem ſie bey Hofe begünſtigt figuriren weis ich noch nicht ob einer oder der andere ſchon capturirt iſt, oder wer Anſtalt macht dieſen oder jenen ſich anzueignen. Der alte treue Lawrence[1] iſt wieder angekommen, man behandelt ihn ohne Conſequenz und macht daher von allen Seiten offne Jagd auf ihn. Wie und wo er ſich beſtimmen, oder klüglich vielfache Gunſt vorzuziehen geneigt ſeyn wird, davon wüßt ich noch nichts zu ſagen . . .

Soviel für diesmal, mit dem Wunſche, Gegenwärtiges möge Sie erfreuen und mir von Ihrer Umgebung und Ihrem geſelligen Leben auch künſtleriſchem Thun recht anſchauliche Nachricht zu ertheilen.

Weimar den 16. Novbr 1827. treu angehörig

Goethe

1742. *

An Zelter.

21. November 1827.

Welch eine große Gabe Napoleons Leben von Walter Scott[1] für mich ſeyn würde, habe ich ſeit der erſten Ankündigung gefühlt und deshalb die Menſchen, wie ſie auch ſind, erſt ausreden und ausklatſchen laſſen; doch enthalte ich mich nunmehr nicht länger und nehme das Buch getroſt vor. Er iſt 1771 gerade beym Ausbruch

[1] Einer der Engländer aus Ottiliens Freundeskreis.

[2] W. Scott, **Life of Napoleon Bonaparte** 1827, 7 Bände.

der Amerikaniſchen Revolution geboren, ihm iſt, wie mir das Erdbeben von Liſſabon, ſo der Theekaſten-Sturz bey Boſton, ein Jugend-Eindruck geworden und wie viel Wunderſames hat er, als Engländer, bey ſich müſſen vorübergehen laſſen. Meine Betrachtungen darüber theile ich gelegentlich mit.

Auch ſchon vorläufig fand ich das Publicum ſich betragend wie immer. Die Kunden erlauben wohl dem Schneider hier und dort ein gewiſſes Tuch auszunehmen, den Rock aber wollen ſie auf den Leib gepaßt haben, und ſie beſchweren ſich höchlich wenn er ihnen zu eng oder zu weit iſt; am beſten befinden ſie ſich in den Polniſchen Schlafröcken des Tags und der Stunden, worin ſie ihrer vollkommenſten Bequemlichkeit pflegen können; da ſie, wie Du Dich wohl erinnern wirſt, ſich gegen meine Wahlverwandtſchaften wie gegen das Kleid des Neſſus geberdet haben.

Der zweite Theil des Fauſt fährt fort ſich zu geſtalten; die Aufgabe iſt hier wie bey Helena: das Vorhandene ſo zu bilden und zu richten, daß es zum Neuen paßt und klappt; wobey manches zu verwerfen, manches umzuarbeiten iſt. Deshalb Reſolution dazu gehörte das Geſchäft anzugreifen; im Fortſchreiten vermindern ſich die Schwierigkeiten.

Sey alſo hiermit zum ſchönſten gegrüßt, ermahnt und ermuntert im Tüchtigen zu verharren, wozu uns mitten im Frieden, das widerwärtige Weltgetreibe aufmahnt und nöthigt. Helfen wir uns ſelbſt ſo wird uns Gott helfen.

In Treu und Glauben verharrend

G.

1743.*

An Zelter.

4. December 1827.

Wegen Walter Scotts Napoleon habe ich soviel zu sagen: Wenn Du Zeit und Lust hast, den bedeutenden Gang der Weltgeschichte, in dem wir seit funfzig Jahren mit fortgerissen werden, bey Dir im Stillen zu wiederholen und darüber noch einmal nachzudenken; so kann ich Dir nichts Besseres rathen, als gedachtes Werk von Anfang bis zu Ende ruhig durchzulesen. Ein verständiger wackerer, bürgerlicher Mann, dessen Jünglingszeit in die Französische Revolution fiel, der, als Engländer in seinen besten Jahren, diese wichtige Angelegenheit beobachtete, betrachtete und sie gewiß vielfach durchsprach; dieser ist noch überdies der beste Erzähler seiner Zeit und giebt sich die Mühe uns die ganze Reihe des Verfolgs, nach seiner Weise, klar und deutlich vorzutragen.

Wie er auf seinem politisch-nationalen Standpunct sich gegen das alles verhält, wie er, übern Canal herüberschauend, dieses und jenes anders ansieht als wir auf unserm beschränkten Platz im Continent, das ist mir eine neue Erfahrung, eine neue Welt Ein- und Ansicht.

Durchaus bemerklich ist aber, daß er als ein rechtlicher bürgerlicher Mann spricht, der sich bemüht in frommem gewissenhaften Sinne die Thaten zu beurteilen und sich streng vor aller Machiavellischen Ansicht hütet, ohne die man sich kaum mit der Weltgeschichte abgeben möchte.

In diesen Bezügen bin ich, bisjetzt sehr mit ihm zufrieden, bis zum 4ten Bande gelangt, und werde so ruhig fortlesen und ihn als Referenten betrachten, der das Recht

hat seinen Actenauszug, seine Darstellung und sein Votum vorzulegen, um sodann die Abstimmung der versammelten Richter zu erwarten.

Erst also wenn ich mit dem Werke durchbin, welches freylich mit seinen Neun Theilen gerade zur rechten Zeit kommt, um die traurigen langen Abende zu erhellen und zu verkürzen, werde ich mit gleichem Antheil beachten was man gegen ihn vorbringt. Dies kann nicht anders als interessant seyn. Man wird sehen ob er Facta anzuführen versäumt, ob er sie entstellt, ob er sie partheyisch ansieht, einseitig beurtheilt oder ob man ihm Recht lassen muß. Voraus aber sage ich mir: Man wird dabey die Menschen näher kennen lernen als den Gegenstand, und im Ganzen wird man es doch endlich bewenden lassen; denn wenn man sich bey einer Geschichte nicht beruhigt wie bey einer Legende, so löst sich zuletzt alles in Zweifel auf . . . G.

1744.*

An Marianne v. Willemer.

. . . Das Abscheiden unseres guten Riese[1] mußte mir zu weiten Rückblicken Veranlassung geben; er war bis jetzt als mein ältester Freund stehen geblieben bis er nun auch aus diesem Gänsespiel scheidet. Schön war es, und völlig in seiner alten treuen Art, daß er sein Vermächtniß durch Ihre Hand gehen läßt; er spricht dadurch rührend aus was Sie ihm waren und was Sie mir sind. Und so bleibe es auch fortan.

[1] Goethes Jugendfreund (Goethe-Briefe I, 14 ff.) war am 21. September gestorben; er hatte Briefe Goethes an seinen Jugendfreund J. A. Horn (1750—1806) hinterlassen als Vermächtnis für Goethe.

Eigentlich waren es uralte redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich seyn konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; Zwey von Strasburg heb ich auf, in denen man endlich ein freyeres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird. Freilich ist, bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freysinn, noch keine Spur von woher? und wohin? von wo aus? wo ein? deßhalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können Selbst davon einiges Zeugniß abgeben, doch werden Sie ihm deßhalb nicht Feind geworden seyn . . .

Weimar d. 3. Januar 1828. Goethe.

1745.*

An Zelter.

24. Januar 1828.

. . . Ich habe mich die Zeit ganz leidlich gehalten und meine Stunden zu allerley guten und bedeutenden Zwecken verwenden können. Drey bis vier Scenen des zweyten Theils von Faust sind nach Augsburg abgegangen; möchtet Ihr, wenn sie gedruckt erscheinen, in den Strömungen des Lebens diesen Darstellungen einige Augenblicke widmen können! Ich fahre fort an dieser Arbeit, denn ich möchte gar zu gern die zwey ersten Acte fertig bringen, damit Helena als dritter Act sich ganz

ungezwungen anschlösse und, genugsam vorbereitet, nicht mehr phantasmagorisch und eingeschoben, sondern in ästhetisch-vernunftgemäßer Folge sich erweisen könnte. Was gelingen kann, müssen wir abwarten.

Manches andere Hübsche, Muntere und Zweckmäßige ist auch die Zeit her gut gerathen; ferner hab' ich zu verschiedenen Sammlungen sehr angenehme Beyträge erhalten; an einem Stück Kunst und Alterthum wird gedruckt, und so haben wir bis Ostern so viel zu thun, daß wir uns nach weiterer Unterhaltung nicht umzusehen brauchen.

In meiner Umgebung, wie Du sie kennst, hat sich nichts verändert. Ottilie beschäftigt sich das Töchterchen heranzufüttern, das vor der Hand ganz niedlich und freundlich aussieht. Unsere junge Frauenwelt ist durch frisch angekommene englische Recruten nicht wenig in Bewegung gesetzt, macht sich mit allerley Liebschaften Lust, damit es ja an einem leidenschaftlichen Capital nicht fehle, wovon man später, beym Abschied und endlicher Entbehrung, die Schmerzensinteressen reichlich einzunehmen habe.

G.

1746.*

An Reinhard.

Weimar d. 28. Januar 1828.

... Das vorige Jahr habe ich meistens in unverrückter Thätigkeit geschlossen und bin, ich dürfte fast sagen, zufällig in eine Jugendepoche zurückgekehrt, von welcher unser Kanzler[1] schon, wie ich sehe, gemeldet hat. Ich

[1] Fr. v. Müller.

mag mich gern wieder der alten leichten losen Sylbenmaße bedienen, an denen der heitere Reim gefällig wiederklingt, und unter solcher Form, in solchem Klang, nach echter Poetenart, dasjenige heiter vor den Geist zurückzuführen, was uns im Leben erfreuen und betrüben, verdrießen und aufmuntern konnte. Wunderbarer Weise fügt sich's auch, daß die Außenwelt sich in gleichen Bewegungen hervorthut:

Daß hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen,

die Siege von Lepanto, Tschesme u. s. w. sich erneuern und wir uns also mit der Weltgeschichte wie mit dem Erdball auf unserer eigenen Achse herumzudrehen scheinen. Ebenso erneut sich in England und Frankreich die alte Verlegenheit, daß schon wieder Niemand regieren kann oder mag, da sich denn einmal über's andere für einen Usurpator gar vortheilhafter Raum fände.

Zu diesen mir sonst nicht gewöhnlichen Betrachtungen werde ich geführt durch mein letztes sorgfältiges Lesen des Walter Scott'schen Napoleons. Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers mit aufmerksamem Wohlwollen durchgelesen und zwar in englischer Sprache, welches nothwendig ist, weil es doch eigentlich immer ein Engländer ist der spricht, auf dessen einseitigen Vortrag man gefaßt sein muß. Denn daß er die große Symphonie des wundersamsten aller Heldenleben durchaus mit Sordinen abspielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt seyn will, wie diese großen Angelegenheiten über den Kanal herüber angeschaut werden, oder wie man dort will, daß sie angeschaut werden sollen.

Ich habe das Werk als ein wohlgestricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfische meiner eigenen

Lebenstage aus den anspielenden Wellen des letheischen See's wieder herauszufischen in den Stand gesetzt ward, und wirklich dadurch mehr Interesse an denen sich anschließenden und entwickelten Weltbegebenheiten gewann ...

Indessen nöthigt mich meine örtliche Umgebung, welche weder ästhetisch noch romantisch genannt werden kann, hereinzusehen in's Innere der Wohnung und des Geistes, da ich denn zu vermelden habe, daß Ottilie ein zierliches Mädchen mit Sorgfalt heranfüttert, und alles Uebrige gut und glücklich, jedoch nach irdischer Weise, nicht ohne irgend einen Mißklang ruhig dahin gleitet ...

Angelegentlichst

J. W. von Goethe.

1747.*

An Zelter.

28. Februar.

... Unser Vorleser[1] macht seine Sache gut; ich habe ihn bey mir zu Tische gesehn, wo er als angenehmer Gesellschafter erschien. Es sey mit ihm wie es will, er bringt eine gewisse allgemeine geistige Anregung in unsern Kreisen hervor. Ein wirklich gebildetes Publicum muß doch einmal Stand halten, hören was es sonst nicht vernähme, und gewinnt dadurch ein neues Ingrediens zu seinem Stadt- Hof- und Engländer-Klatsch; wodurch denn der Augenblick einigermaßen bedeutender wird ...

G.

[1] Karl v. Holtei (1798—1880) hielt in der Zeit vom 5. Februar bis 18. März Vorlesungen im kleinen Stadthaussaale.

1748.*

An Carlyle.

. . . Ueber das Princip woraus die Sittlichkeit abzuleiten sey, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgebot oben an, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am gerathensten finden aus dem ganzen Complex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche so wie das Schöne zu entwickeln.

In Deutschland hatten wir schon vor sechzig Jahren das Beyspiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unser Gellert, welcher keine Ansprüche machte ein Philosoph von Fach zu seyn, aber als ein grundguter, sittlicher und verständiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchst reine, ruhige, verständige und verständliche Sittenlehre mit großem Beyfall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meynungen eines Philosophen greifen sehr oft nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger wohlwollender Mann, frey von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das was eben seiner Zeit Noth thut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mittheilen was in der Epoche wo er auftritt die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und thatfordernde Leben hineinführt.

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 14. März 1828.

1749.*

An Zelter.

... Der wunderſamſte Zudrang von Manuſcripten denen ich nachhelfen, von Druckſachen zu denen ich ein freundlich Wort ſagen ſoll — eine Noth woran ich unſern ungeduldigen Wieland in ſeinem Alter ſchmerzlich leiden ſah — iſt auch mir höchſt unbequem; da denn doch am Ende nichts Bedeutendes und Förderndes hervortritt. Ein jedes Individuum hat zwar das Recht ſoviel als möglich aus ſich zu machen und von ſich zu halten, nur ſollten ſie damit nicht andere beläſtigen, die mit und in ſich genugſam beſchäftigt ſind, um auch etwas zu ſeyn und zu bleiben.

Gar hübſche Sachen bildender Kunſt ſind indeſſen auch bey mir eingelangt, und ob man ſich gleich nicht überall des Gelingens erfreuen kann; ſo iſt doch keine Frage daß die Beſtrebungen ſchön ſind. Nur taſten ſie immer im Vorhof und an den Pforten herum, vermeiden, ja verlachen den Küſter, der ihnen auf die gutmüthigſte Weiſe die Flügel zu öffnen erbötig wäre.

Klanglos und tonlos ſind immerfort noch meine Umgebungen; neulich verſucht' ich's in der Oper, die große Trommel aber, von welcher unſer ganzes Bretterhaus bis in die Dachſparren dröhnte, hat mich von jeden ferneren Verſuchen abgeſchreckt. Dagegen lockt mein Garten am Stern zu jeder freundlichen Stunde mich an; dort gelingt mir's mich zu ſammeln und zu manchem guten Hervorbringen mich zu einigen und zu innigen ...

G.

1750.

An Nikolai Borchardt.[1]

Weimar, 1. Mai 1828.

Die Gelegenheit, welche sich mir darbietet, ein Blatt nach Petersburg zu bringen, damit es von da bequemer und gewisser zu ihnen gelange, darf ich nicht versäumen, und ich ergreife sie, um zu versichern, daß Ihre glücklich angekommene Sendung mir zu ganz besonderem Vergnügen gereicht.

Wenn man viele Lebensjahre dazu angewendet hat, sich selbst auszubilden und die Spuren der Fortschritte seiner eigenen Denkweise in Schriften zu erhalten, damit auch der Nachkommende aufmerksam werde auf das, was ihm ebenfalls bevorstehe, was ihn fördern und hindern könnte, und man erfährt sodann in hohen Jahren, daß ein erst fern scheinender Zweck erreicht, ein kühner Wunsch erfüllt sei, so kann dies nicht anders als die angenehmste Empfindung erregen.

Ich bin in meinen Arbeiten nicht leicht didaktisch geworden; eine poetische Darstellung der Zustände, theils wirklicher, theils ideeller, schien mir immer das Vortheilhafteste, damit ein sinniger Leser sich an den Bildern bespiegele und die mannichfaltigsten Resultate bei wachsamer Erfahrung selbst herausfinden möge.

Wenn wir Westländer schon auf mehr als eine Weise, namentlich auch durch Herrn Bowring,[2] mit den Vorzügen Ihrer Dichter bekannt geworden und wir daher so wie aus

[1] In Moskau. Borchardt hatte seine Schrift „Goethes Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland" Goethe gewidmet.

[2] John Bowring (1792—1872) englischer Staatsmann, Sammler von Volksliedern.

andern edlen Symptomen auf eine hohe ästhetische Kultur in Ihrem ausgedehnten Sprachkreise zu schließen hatten, so war es mir doch gewissermaßen unerwartet, in Bezug auf mich jene so zarten als tieferen Gefühle in dem entfernten Osten aufblühen zu sehen, wie sie kaum anmuthiger und holder in den seit Jahrtausenden sich ausbildenden westlichen Ländern zu finden sein dürften.

Das Problem oder vielmehr der Knäuel von Problemen, wie meine Helena sie vorlegt, so entschieden einsichtig als herzlich fromm gelöst zu wissen, mußte mich in Verwunderung setzen, ob ich gleich schon zu erfahren gewohnt bin, daß die Steigerung der letzten Zeit nicht nach dem Maße der früheren berechnet werden könne. Wie denn ein höchst erquickliches Verhältniß zu Herrn Shukowskij mir von der zartesten Empfänglichkeit und rein wirksamster Theilnahme schon die Ueberzeugung gab.

In dem Falle, wie Sie sind, mein Wertheſter, hat man alle Ursache, Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie auf die Bildung einer großen Nation einen so schönen und ruhigen Einfluß ausüben. Halten Sie fest wie bisher, im gemessenen Schritte dasjenige zu überliefern, was zunächst den Ihrigen heilsam ist! Das Auge stets nach dem Monarchen und seinen weisen, wohlwollenden Absichten gerichtet, fördern Sie an Ihrer Stelle das Vorliegende! — Was dem Redlichen möglich ist, ist auch nützlich; was von dem Einfachen verstanden wird, ist auch fruchtbar. Möge Ihnen immer Ihr eigenes Herz zugleich mit Ihren Ohren ermunternden Beifall geben!

Die Betrachtungen, die ich hier niederzuschreiben veranlaßt, sind so weit und umgreifend wie das Reich, in dessen Mittelpunkt Sie sich befinden. — Schon hat sich die alte Kaiserstadt, die wir uns vor Kurzem in Trümmern dachten, aus der Asche unbegreiflich wieder hervorgehoben,

und da Sie in so merkwürdigem Weltpunkte, zu bedeutendster Epoche, verbunden mit würdigen Freunden, Theil zu nehmen berufen sind, so setzen Sie Ihren Studien keine Grenzen, um desto sicherer dahin zurückzukehren, wo eine edle, reine, einfache Wirkung noth thut, damit manches Hinderniß beseitigt und viel Gutes gefördert werde.

Hier muß ich endigen; denn fast will es scheinen, als ob meine Betrachtungen allen Gehalt verlieren, indem sie sich von dem Besonderen entfernen; doch darf ich mir vorstellen, daß Sie in Ihrer Lage doch Einigem, was ich im Allgemeinen ausspreche, einen eignen Sinn zu ertheilen wissen.

Grüßen Sie Ihre werthen Freunde, fahren Sie fort, ruhig dahin zu wirken, daß der Mensch mit sich selbst bekannt werde, seinen eigenen Werth und Würde fühle, aber zugleich auch die Stellung erkennen lerne, die ihm gegen die Welt überhaupt, besonders aber in seinem bestimmten Kreise gegeben ist!

Mögen Sie mir in einiger Zeit wieder von sich und Ihrem Gelingen zutrauliche Nachricht ertheilen, so wird es mir eine Freude machen, und eine Anregung, wieder von mir hören zu lassen, würde mir jederzeit erwünscht sein.

Einen alten theuren Freund, Herrn Geheim-Rath von Loder, grüßen Sie gelegentlich zum Allerschönsten, und meinem ehemaligen Wandnachbar, Herrn Treuter, Primärarzt beim Kaiserl. Findelhaus, erneuern Sie geneigt mein Andenken! G.

1751.

An Therese v. Eißl.[1]

Evangelium Mathäi 14, 24: Und das Schiff war mitten auf dem Meer und litte Noth von den Wellen ꝛc. ꝛc.

Vorstehende Ueberlieferung, man mag sie historisch oder symbolisch nehmen, ist eins von den schönsten Dokumenten urchristlichen Glaubens, mögen Sie es meine Theuerste in ein Bild fassen, so wird es an Gelingen und Beifall nicht ermangeln, nur wünsche ich, Sie sendeten mir eine Scizze, wie Sie Sich des Gegenstandes zu bemächtigen gedenken. Ein fertiges Bild muß man eben nehmen, wie es dasteht, ein werdendes läßt sich besprechen und es geht daraus eine belehrende heitere Unterhaltung hervor. In diesem Bezug stehe ich viele Jahre mit jüngeren und älteren Künstlern und habe daran immer viel Freude gehabt. Wollen Sie mir also Ihre Gedanken, wie Sie solche bey sich feststellen, zuerst vorlegen, so kann ich der freundlichen Gabe die Sie mir zudenken desto beruhigter entgegensehen.

Weimar, d. 21. May 1828. G.

1752.*

An Zelter.

. . . Sodann bemerke, daß die von mir angerufene Weltliteratur auf mich, wie auf den Zauberlehrling, zum ersäufen zuströmt. Schottland und Frankreich ergießen sich

[1] Seit 1821 verwitwet; sie hatte Goethe ihr Selbstporträt als trauernde Witwe überfandt. Das von Goethe in diesem Briefe angeregte Bild ist bei seinen Lebzeiten nicht mehr fertig geworden.

faſt tagtäglich; in Mayland geben ſie ein höchſt bedeutendes Tagesblatt heraus, l'Eco betitelt; es iſt in jedem Sinne vorzüglich, in der bekannten Art unſerer Morgenblätter, aber geiſtreich weitumgreifend. Mache die Berliner aufmerkſam darauf, ſie können ihre täglichen Schüſſeln gar löblich damit würzen.

In Gefolg dieſes habe zu vermelden daß mir nun bekannt geworden, wie man Helena in Edinburg, Paris und Moskau begrüßte. Es iſt ſehr belehrend drey verſchiedene Denkweiſen hiebey kennen zu lernen; der Schotte ſucht das Werk zu durchdringen, der Franzoſe es zu verſtehen, der Ruſſe es ſich zuzueignen. Vielleicht fände ſich bey deutſchen Leſern alles drey . . . G.

1753.

An Fr. v. Müller.

Weimar, den 24. Mai 1828.

Der Aufſatz: die Natur[1] iſt mir vor kurzem aus der brieflichen Verlaſſenſchaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden. Er iſt von einer bekannten Hand geſchrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geſchäften zu bedienen pflegte. Daß ich dieſe Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factiſch zwar nicht erinnern, allein ſie ſtimmen mit den Vorſtellungen wohl überein, zu denen ſich mein Geiſt damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einſicht einen Comparativ nennen, der ſeine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern angedrängt iſt. Man ſieht

[1] Zuerſt erſchienen 1782 im „Tiefurter Journal".

die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder der Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig. Jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren, wohin gedachter Aufsatz fallen möchte, war ich hauptsächlich mit vergleichender Anatomie beschäftigt, und gab mir 1786 unsägliche Mühe, bei anderen an meiner Ueberzeugung: dem Menschen dürfe der Zwischenknochen nicht abgesprochen werden Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieser Behauptung wollten selbst sehr gute Köpfe nicht einsehen, die Richtigkeit leugneten die besten Beobachter, und ich mußte, wie in vielen anderen Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unablässig, und es glückte mir 1788 in Sicilien die Metamorphose der Pflanzen, so im Anschauen als im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphose des Thierreichs lag nahe daran, und im Jahre 1790 offenbarte sich mir in

Venedig der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen. Ich verfolgte nun eifriger die Construction des Typus, dictirte das Schema im Jahr 1795 an Max Jacobi in Jena, und hatte bald die Freude, von deutschen Naturforschern mich in diesem Fache abgelöst zu sehen.

Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämmtlichen Naturerscheinungen nach und nach von dem menschlichen Geiste verkettet worden, und liest alsdann obigen Aufsatz nochmals mit Bedacht, so wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen. G.

1754.*

An Kaspar Graf Sternberg.

. . . . Sodann habe zu vermelden, daß mich in diesen Tagen des Dresdner Dr. Carus Werk von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes mit 12 Kupfertafeln höchlich erfreut hat.

Ein alter Schiffer der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drey Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinsame Bildungsgesetze geahnet hat, aber auf sein nothwendigstes Ruder- Segel- und Steuergeschäft aufmerksam sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte; der erfährt und schaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannigfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirk-

lich gethan sey. Wie sehr findet er Ursache verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt sey. Mehr darf ich nicht sagen denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber schon auf das Vollkommenste erhebt und befriedigt . . .

Wie reich aber wird nicht diesmal die Erndte der naturforschenden Zusammenkunft in Berlin sich erweisen! Ich bitte mitzutheilen wer aus Böhmen und Oesterreich wohl hingehen möchte. Auch von Berlin einige Worte! und wäre das nicht möglich, nach der Rückkehr.

Ich darf über manches Mühsal mich nicht beschweren, weil ich leichtsinnig mir auflade was nicht zu tragen ist. Aber das darf ich sagen, daß es mir in der letzten Zeit fast unmöglich war was ich wünschte und sollte fortzuführen und zu leisten. Ein neues Heft Kunst und Alterthum wartet nächstens auf.

Ganz unvermeidlich ist auch neuerlichst die Beschäftigung mit den fremden Literaturen, der englischen, französischen und italiänischen geworden; indem sie an uns Antheil nehmen verlangen sie gegenseitigen Antheil an ihnen; denn gerade die junge Masse der Nationen, die sich nach uns umsieht, lebt mit einer andern, die auf dem alten Eigenen beharrt, in Widerstreit, deshalb suchen sie sich durch uns zu stärken, indem sie, was an uns kräftig seyn mag, gelten lassen. Es ist ein eigenes Verhältniß das sich erst reinigen und zurecht schicken muß, welches aber mehr Zeit erfordern möchte, als uns zum Mitwirken übrig geblieben ist . . .

Und so fortan

unwandelbar angehörig

Weimar den 10. Juni 1828. J. W. v. Goethe.

1755.*

An Carlyle.

. . . Die Ueberſetzung des Wallenſteins[1] hat auf mich einen ganz eignen Eindruck gemacht, da ich die ganze Zeit als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt, mit dem Stück völlig bekannt, ſolches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beywohnte und dadurch mehr Quaal und Pein erlebte als billig, die nachfolgenden Vorſtellungen nicht verſäumen durfte um die ſchwierige Darſtellung immer höher zu ſteigern; ſo läßt ſichs denken, daß dieſes herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab' ich es in zwanzig Jahren nicht geſehen und nicht geleſen. Nun aber da ich es unerwartet in Shakſpear's Sprache wieder gewahr werde, ſo tritt es auf einmal wie ein friſchgefirnißtes Bild in allen ſeinen Theilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor Alters und noch dazu auf eine ganz eigene Weiſe. Sagen Sie das dem Ueberſetzer grüßend, nicht weniger auch, daß die Vorrede, die eben auch in dem reintheilnehmenden Sinn geſchrieben iſt, mir wohlgethan habe, nennen Sie mir ihn auch, damit aus dem Chor der Philo-Germanen er als eine einzelne Perſon hervortrete.

Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgeſprochene Bemerkung hervor: daß der Ueberſetzer nicht nur für ſeine Nation allein arbeitet, ſondern auch für die aus deren Sprache er das Werk herübergenommen. Denn der Fall kommt öfter vor als man denkt, daß eine Nation Saft und Kraft aus einem Werke ausſaugt und in ihr eigenes inneres Leben dergeſtalt aufnimmt,

[1] Von George Moir, ſpäterem Profeſſor der Rhetorik in Edinburg (Edinburg 1827).

daß sie daran keine weitere Freude haben, sich daraus keine Nahrung weiter zueignen kann. Vorzüglich begegnet dies den Deutschen, die gar zu schnell alles was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem sie es durch mancherley Wiederholungen umgestalten, es gewissermaßen vernichten. Deshalb denn sehr heilsam ist, wenn ihnen das Eigne durch eine wohlgerathene Uebersetzung späterhin wieder als frisch belebt erscheint . . .

Treu theilnehmend,

Weimar, den 15 Juni 1828. J. W. v. Goethe.

Leider überrascht uns beym Schluß dieses Schreibens die traurige Nachricht vom Ableben unsres vortrefflichen Fürsten des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach welcher am 14. Juni auf einer Rückreise von Berlin nahe bey Torgau das Zeitliche verließ . . .

*

Wie Goethe die Nachricht vom Tode seines fürstlichen Freundes aufgenommen, darüber berichtet Eckermann, der am Abend des 15. Juni zu ihm ging: „Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hin reden. Er schien zu fühlen, daß in sein Dasein eine unersetzliche Lücke gerissen worden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen. ‚Ich hatte gedacht', sagte er, ‚ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.'"

1756.*

An Ottilie von Goethe.

Weimar, d. 24. Juni 1828.

In den ersten Tagen,[1] meine liebe Gute, war nichts zu sagen noch zu schreiben. Jeder mußte die traurigen Eindrücke in sich selbst verarbeiten. Nun aber kann man doch zu wechselseitiger Beruhigung wenigstens aussprechen, deshalb denn auch Gegenwärtiges zu Dir gelangen möge.

Vor allem empfiehl mich der theuern Frau Groß-Mama, versichere ihr, daß sie mir mit allen Lieben und Verehrten zuerst eingefallen ist. Deshalb ich denn auch vorzüglich zu ihrem Troste sage, daß sich die Frau Großherzogin den Umständen nach sehr leidlich befindet, wie Vogel schriftlich versichert, welcher gleich hinausging als er die traurige Nachricht vernommen hatte . . .

Leugnen will ich nicht, daß mir die letzten Tage sehr schwer ward, dem vortrefflichen Stieler zu sitzen, damit des Königs[2] Befehl bis zu Ende durchgeführt werde. Zwar gelingt ihm seine Arbeit so gut, er ist ein so verständiger, angenehm-unterhaltender Mann, daß ich es andrerseits für eine Wohlthat anzusehen habe. Jedermann ist mit dem Bilde zufrieden, und man hat alle Ursache es zu sein, doch kommt er unter vierzehn Tagen schwerlich weg, und da wird dann wegen Hand und Stellung noch manches auszuharren sein.

Eine wunderbare Erscheinung war mir Minchen Münchhausen[3] mit ihren Schwestern, die auf einer Reise

[1] Nach dem Tode des Großherzogs.

[2] Ludwig von Bayern.

[3] Goethe hatte Wilhelmine v. Münchhausen 1817 das Gedicht „Der zierlichsten Undine" gewidmet.

nach Schnepfenthal zu Salzmann, bei uns eintrafen. Ich habe meine Neigung zu diesem wunderlichen Mädchen niemals geleugnet und — sie in einem solchen Augenblicke nach Jahren wiederzusehen, war eine seltsame Empfindung; doch benahm sie sich so artig und niedlich wie immer und erschien wie ein Sternchen in der Nacht.

1757.*

An Boisserée.

Das Unerträgliche, das man so lange fürchtet, ja voraussieht, wird nicht erträglicher dadurch, daß es in die Wirklichkeit hereintritt, es übt alsdann erst seine eigentliche ganze Gewalt aus.

Viele Tausende sind in dem gegenwärtigen Falle[1] schmerzlich berührt; ein Jeder leidet auf seine Weise und Jeder sucht sich nach Art und Verhältniß zu fassen und herzustellen.

Die Frau Großherzogin blieb auch dießmal sich selbst gleich, ihr Schmerz war jedoch desto empfindlicher, als Sie in den letzten Jahren die feste Hoffnung gehegt hatte, Sie werde vor Ihm hingehen.

Die jungen Herrschaften mit Prinzeß Auguste reisten nach Petersburg, die Frau Großherzogin mit Prinz Alexander nach Wilhelmsthal, der Großherzog[2] war nach Berlin gegangen, um entseelt, mit allen fürstlichen und militärischen Ehren, in das verödete Weimar zurück-

[1] Dem Tode des Großherzogs.

[2] Karl August hatte am 13. Mai an Goethe geschrieben: „Den 23. oder 24. dieses denke ich einen Abstecher nach Berlin zu machen und alles dorten Neuentstandene und Hingekommene zu beleuchten und so zu sagen, von der Außenwelt bei dieser Gelegenheit Abschied zu nehmen."

gebracht zu werden, wo nun die oberen Behörden mit einer würdigen Bestattung beschäftigt sind, die durch manche zweifelhafte Umstände verzögert wird.

Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoffnung, als seinen herrlichen, ins Allgemeine gehenden Zwecken auch ferner nachzuleben, wozu ihnen der Charakter, die Gesinnung der neu antretenden Gebieter eine ermunternde Aussicht darbietet.

Alles dieses Unerwartete mit seinen Folgen mußte der brave Stieler erleben und erdulden. Glücklicher Weise für sein Geschäft war das unternommene Bild vollkommen untermalt, als das Unheil über uns hereinbrach. So wurde denn auch das Ausmalen durch die Exaltation, in die uns jede Leidenschaft versetzt, auf eine sonderbare Weise begünstigt, und sowohl diese als auch einige andere von ihm aufgestellte Arbeiten erschienen wie lichte Punkte den trauernden Beschauern. Es gereicht uns dieses zu desto größerer Zufriedenheit, als wir dem hohen Auftragenden einen glücklichen Erfolg dieses Geschäftes vor Augen gestellt wünschten.

Und so muß sich das fortschreitende Leben zwischen das scheidende einschlingen, um das Gewebe des wechselnden Weltwesens der ewigen Notwendigkeit gemäß fortzuwirken.

Möge ich nun aber von Ihren Zuständen etwas Tröstliches erfahren. Treu verbunden

J. W. v. Goethe.

1758.

An J. Götze.[1]

Da in dem übrigens ganz anmuthigen Schlößchen[2] kein wohlversorgter Keller vorhanden ist, ich auch keinen in der Nähe weiß als den Deinigen, so ersuche ich Dich, mich während meines hiesigen Aufenthalts mit Wein zu versorgen und mir vorerst durch Ueberbringer sechs Flaschen zu übersenden. Ich wünsche einen leichten reinen Würzburger und werde solchen nach abgeschlossener Wallfahrt auf irgend eine Weise dankbar ersetzen. Willst Du eine Flasche echten Steinwein hinzufügen, so soll auch der willkommen sein.

Machst Du einmal einen Ritt herüber und wirst Dich mit einem Glase Wein und einer Semmel begnügen, so bist Du willkommen. Schmalhans ist Küchenmeister und von ihm nichts zu erwarten, deshalb denn auch eine echte Jenaische Cervelatwurst, wenn Du solche dem Ueberbringer mitgäbest, sehr angenehm sein würde.

Weiter weiß ich für diesmal nichts zu sagen; innerlich gestimmt wie der Rand des Briefes aussieht, äußerlich den Zuständen mich fügend und zugleich die schönen hohen Zwecke unseres Verewigten, so lang ich lebe, wie jeder Getreue vor Augen behaltend.

Der alte Bekannte

J. W. v. Goethe.

Dornburg, den 10. July 1828.

---

[1] Goethes früherer Diener, der jetzt als Wegebau-Inspektor in Jena tätig war.

[2] Goethe hatte sich nach dem Tode des Großherzogs nach einem der großherzoglichen Schlösser bei dem stillen Städtchen Dornburg zurückgezogen, wo er zehn Wochen verweilte.

1759.*

An Zelter.

Dornburg, den 10. July.

Bey dem schmerzlichsten Zustand des Innern mußte ich wenigstens meine äußern Sinne schonen und ich begab mich (den 7. July) nach Dornburg, um jenen düstern Functionen zu entgehen wodurch man, wie billig und schicklich,[1] der Menge symbolisch darstellt was sie im Augenblick verloren hat, und was sie diesmal gewiß auch in jedem Sinne verloren hat . . .

Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen wo seine Thätigkeit auffallender anmutig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor.

Und wie es ist wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bey längerem und kürzerem Aufenthalt bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt woran ferner fortzuschreiten wäre.

[1] Beerdigungsfeier für Karl August.

Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen.

Damit du aber wissest wie Dein Freund, auf einem luftigen Schloß, von wo er ein hübsches Thal mit flachen Wiesen, steigenden Aeckern und einer bis an die unzugänglichen steilen Waldränder sich erstreckenden Vegetation übersieht, wie er daselbst diese langen Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zubringt, will ich Dir vertrauen: daß ich schon seit einiger Zeit vom Auslande her die Naturwissenschaften wieder aufzunehmen angeregt bin. Das liebe Deutschland hat etwas ganz eigentlich Wunderliches in seiner Art; ich habe redlich aufgepaßt: ob bey den nun seit drey Jahren eingeleiteten und durchgeführten naturwissenschaftlichen Zusammenkünften mich auch nur etwas berühre, anrühre, anrege, mich, der ich seit funfzig Jahren leidenschaftlich den Naturbetrachtungen ergeben bin; es ist mir aber — außer gewissen Einzelheiten, die mir eigentlich doch auch nur Kenntniß gaben — nichts zu Theil geworden, keine neue Forderung ist an mich gelangt, keine neue Gabe ward mir angeboten; ich mußte daher die Interessen zum Capital schlagen und will nun sehen wie das Summa Summarum im Auslande fruchtet. Verschweige das löblich, denn ich erinnere mich so eben daß bey Euch die Wissenschaft sich abermals in großer Breite versammelt. Allem Guten empfohlen. G.

1760. *

An Fr. Aug. v. Beulwitz.[1]

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! 1608.

Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehst Du als Wandrer vorbei, segne die Pfade Dir Gott!

Da gewiß höchsten Ortes, so wie von Ew. Hochwohlgeboren gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zustand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszusprechen wage, Dasjenige, was sich von selbst versteht, bescheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile, so eröffne mit obigen zwei lateinischen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand sie als Ueberschrift der Hauptpforte des Dornburger neu acquirirten Schlößchens, wo mir durch höchste Nachsicht in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfassung gedachter Thüre selbst ist, nach Weise jener Zeit, architektonisch-plastisch überreich verziert und giebt, zusammen mit der Inschrift, die Ueberzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menschen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hause gewesen, wogegen auch diese Wohnung durch so viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht bestehend erhalten worden.

---

[1] Die Nachricht vom Tode des Großherzogs hatte den Erbprinzen Karl Friedrich und seine Gemahlin Maria Paulowna in Petersburg erreicht. Am 28. Juni hatte Karl Friedrich an Goethe ein Schreiben gesandt, in dem er sich nach dem Befinden des alten Freundes seines verstorbenen Vaters teilnehmend erkundigte. Generaladjutant v. Beulwitz hatte dieses Schreiben an Goethe übermittelt.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir vor: gerade ein so einladend segnendes Motto sey durch eine Reihe von mehr als fünfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daseyn gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selbst, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als Derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden, oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunde ließ mich den Werth solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denenselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.

Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung. Es ruht auf starken Mauern, zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haushältischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.

Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer

Zeit zu anſtändigſter Hofhaltung und Genuß in günſtiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das ſüdlichſte Ende des ſteilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, daſſelbe welches mich ſo gaſtfreundlich einlud.

Auf dieſem Weg nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwiſchenräume, einer ſteil abgeſtuften Lage gemäß, durch Terraſſengänge zu einer Art von auf- und abſteigendem Labyrinthe architektoniſch auf das Schicklichſte verſchränkt worden, indeſſen ich zugleich die ſämmtlichen übereinander zurückweichenden Localitäten auf das Vollkommenſte grünen und blühen ſah. Weithingeſtreckt, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zuſagenden Traubenbüſcheln; hoch an Spalieren ſodann eine ſorgſam gepflegte, ſonſt ausländiſche Pflanzenart, das Auge nächſtens mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabſpielenden Glocken zu ergötzen verſprechend; ferner vollkommen geſchloſſen-gewölbte Laubwege, einige in dem lebhafteſten Flor durchaus blühender Roſen, höchlich reizend geſchmückt; Blumenbeete zwiſchen Geſträuch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünſchteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend und genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtändig bequemes Wohlbefinden emſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtätigten Daſeyns und genießenden Behagens einleiten und ſichern?

Dieſes mußte mir alſo zu einer eigenen Tröſtung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier ſprach vielmehr der Gegenſtand ſelbſt das Alles aus, was ein bekümmertes Gemüth ſo gern vernehmen mag:

Die vernünftige Welt sey von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an- und abtretend, so Freude als Schmerz, wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben, an Andern, wie an sich selbst, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgesetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zustandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von diesen würdigen landesherrlichen Höhen sehe ich ferner in einem anmuthigen Thal so Vieles, was, dem Bedürfniß des Menschen entsprechend, weit und breit in allen Landen sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert; einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen zieht, wo eben eine reichliche Heuerndte die Emsigen beschäftigt; Wehr, Mühle, Brücke folgen auf einander, die Wege verlinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweis auch den heitersten Anblick gewährend seh ich große Anlagen von Fruchtbäumen; sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge.

Das Alles zeigt sich mir wie vor fünfzig Jahren und zwar in gesteigertem Wohlseyn, wenn schon diese Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte hart auftretend gewaltsam über die Thäler. Dagegen deutet Alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns seyn, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt:

„Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt."

Nun aber sey vergönnt, mich von jenen äussern und allgemeinen Dingen zu meinem Eigensten und Innersten zu wenden, wo ich denn aufrichtigst bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Gesinnungen daselbst lebendig sey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wüßte, als wenn ich, selbiger Weise dem verehrten Eintretenden gewidmet, Alles, was noch an mir ist, diesem wie seinem hohen Hause und seinen Landen von Frischem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigsten Wohlwollens, fortgesetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachsicht mich beruhigend getrösten darf, indem ja das von Pawlowsk am 28. July d. J. erlassene huldverkündende

Schreiben mir ein so entschieden erfreuliches, fast beschämendes Zeugniß geworden.

Wie sehr dasselbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen muß solches von der Hand eines so werthen längst geschätzten, geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge nur die Bitte hinzu: Ew. Hochwohlgeboren mögen sich eifrigst verwenden, daß Vorstehendes, wenn auch seltsam scheinend, jedoch aus den eigensten Zuständen und treusten Gesinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unsern höchsten Herrschaften gnädigst nachsichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiedersehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichster Hochachtung.

J. W. von Goethe.

Dornburg den 18. July[1] 1828.

1761.*

An Zelter.

Schloß Dornburg, den 26/27. July.

. . . Daß ich in diesen zwanzig Tagen, aus Unruhe, Neigung, Trieb und Langerweile gar manches geleistet habe, wirst Du wohl glauben; leider ist es sehr vielerley, dergestalt daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen wird. Meine nahe Hoffnung Euch zu Michael die Fortsetzung

[1] Das Tagebuch vom 18. Juli notiert: Major von Beulwitz, reflexive Relation meines hiesigen Aufenthalts und Brief, eingeschlossen an Herrn Kanzler von Müller mit Schreiben.

von Faust zu geben, wird mir denn auch durch diese Ereignisse vereitelt. Wenn dies Ding nicht, fortgesetzt, auf einen übermüthigen Zustand hindeutet, wenn es den Leser nicht auch nöhtigt sich über sich selber hinauszumuthen; so ist es nichts werth. Bis jetzt, denk' ich, hat ein guter Kopf und Sinn schon zu thun wenn er sich will zum Herrn machen von allem dem was da hineingeheimnisset ist. Dazu bist Du denn gerade der rechte Mann, und es wird Dir auch deshalb die Zeit bis auf die erscheinende Folge nicht zu lange werden.

Der Anfang des zweyten Acts ist gelungen; wir wollen dies ganz bescheiden aussprechen, weil wir ihn, wenn er nicht dastünde, nicht machen würden. Es kommt nun darauf an den ersten Act zu schließen, der bis aufs letzte Detail erfunden ist, und ohne dieses Unheil auch schon im behaglichen Reinen ausgeführt stände. Das müssen wir denn auch der vorschwebenden Zeit überlassen.

Von der allgemeinen Gesinnung kann ich Dir soviel sagen: daß jeder Treugesinnte vorerst nur darauf denkt in den Wegen fortzuwandeln die der Abgeschiedene bezeichnet und eingeleitet hat; dadurch wird denn auch wohl das allenfalls sich Abändernde erträglich seyn, und in einigen Puncten vielleicht Beyfall verdienen. Allen Ankündigungen gemäß sollte der neuantretende Fürst heut in Wilhelmsthal eintreffen; nächstens seine Gemahlin. Daß sich unsre bisher so bewährte Fürstin auch immerfort gleichmäßig erweist, wirst Du Dir ohne meine Betheuerung selbst genugsam versichern . . .

Nun aber wend' ich mich zu menschlichen Dingen und freue mich daß Du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und Dich zu Molièren gewendet hast. Die lieben Deutschen glauben nur Geist zu haben wenn sie paradox d. h. ungerecht sind. Was Schlegel in seinen Vorlesungen über

Molière sagte hat mich tief gekränkt; ich schwieg viele Jahre, will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Trost mancher vor- und rückwärts denkenden Menschen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrsale aufzudecken.

Die Franzosen selbst sind über den Misanthrop nicht ganz klar; bald soll M. das Muster dazu von einem genannten, derbauftretenden Hofmann genommen, bald sich selber geschildert haben. Freylich mußte er das aus seinem eigenen Busen nehmen, er mußte seine eignen Beziehungen gegen die Welt schildern; aber was für Beziehungen! die allgemeinsten die es nur geben kann. Ich wollte wetten Du hast Dich auf mehr als einer Stelle auf der That ertappt. Und spielst Du nicht dieselbe Rolle gegen Deine Tagsgenossen? Ich bin alt genug geworden und hab' es doch noch nicht so weit gebracht mich an die Seite der epikurischen Götter zu setzen . . . G.

1762.

An Fr. J. Soret.[1]

Schloß Dornburg den 1. August 1828.

Vor allen Dingen wünscht ich, mein Theuerster, Sie überzeugten Sich wie großen Werth Ihre Briefe für mich haben müssen. Was kann mir angenehmer seyn als, gleichsam in einem magischen Spiegel, die Ereignisse in Wilhelmsthal zu sehen, wo die würdigsten und edelsten Personen, in so bedeutenden Augenblicken, wesen und wandeln, wo sich diejenigen auf die alle unsere Wünsche und Hoff-

[1] Soret (geb. in Petersburg 1795, gest. 1866 in Genf), seit 1822 Erzieher des 1818 geborenen Prinzen Karl Alexander.

nungen gerichtet sind wieder finden und so viele sonst sich begegnen, kreuzen und scheiden.

Lassen Sie mich aussprechen wieviel der Augenblick, auf diese Weise, durch ein bezeichnendes Wort festgehalten, für die Ferne sowie in der Folge werth sey. Ich fühle diese alte Wahrheit jetzt recht lebhaft und bitte Sie Sich von dieser Ueberzeugung zu durchdringen und ja auf das genauste und umständlichste fortzufahren, ich werde mich deshalb höflich verpflichtet erachten. Sich selbst, besonders auch Gönnern und Freunden sagen Sie: daß ich mich mit dem hiesigen, mir gleichsam dämonisch angewiesenen Aufenthalt auf eine wunderbare Weise in einem wünschenswerthen Zustand befinde. Sendungen und Briefe legen mir vielerley Pflichten auf, Studien aller Art, besonders unser Gemeinsames, beschäftigen mich dringend, ein ganzer, langer Tag geht durchaus genützt vorüber. Sodann fehlt es auch nicht an Gesellschaft, die Meinigen haben drey Stunden Wegs, die Jenaischen nur eine und so werd' ich denn zu rechter Stunde öfters heimgesucht. Der Anlaß wodurch ich eigentlich hier bin tritt denn auch wieder einmal aus diesen Zerstreuungen hervor, und indem ich den hohen Abgeschiedenen vermisse hat die Hoffnung, die Seinigen wieder zu sehen und mich gleichem Wohlwollen zu empfehlen, auch wieder etwas höchst Erquickendes und Tröstendes. Hier vergleichen Sie nun das Einfache aus Geist und Gemüth hervorgehende, gegen das Mannigfaltige wovon Sie mir so anmuthige Kenntniß geben.

Eben von dieser doppelten Betrachtung des Einfachen und Vielfachen werd ich in diesen Tagen durchaus hin und wieder, oder wenn Sie wollen im Kreise herum geführt, und es ist gerade das gemeinsame Geschäft das hier die Anregung gibt.

1763.*

An Friedrich v. Müller.

16. August 1828.

. . . Heut ist Dornburg fürchterlich und schon seit einigen Tagen. Ein wüthender Sturm saust nun schon seit 24 Stunden an meiner Ecke her, so daß man nicht zur Besinnung kommt. Das fest gegründete Haus ist noch ein Trost, wenn man an die Unglücklichen denkt, die Tag und Nächte lang gegenwärtig auf den Wellen geschaukelt werden . . .

Die vortreffliche Rede des Hn. v. Fritsch[1] erfüllt auch eine von meinen Weissagungen; daß sobald Geschäftsmänner öffentlich sprechen, wir auch Muster der Redekunst werden aufweisen können. Man muß etwas zu sagen haben, wenn man reden will. Ich bedaure immer unsre guten Kanzelmänner, welche sich eine seit fast zweytausend Jahren durchgedroschene Garbe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit wählen müssen . . .

Sie denken mein Theuerster, wie in solchen Sündfluthstagen das Dictiren überhand nimmt.

Nach wie vor

in treuer Beharrlichkeit

Goethe.

---

[1] Bei der Beisetzung Karl Augusts oder bei der Huldigungsfeier für den neuen Großherzog.

1764.*

An Zelter.

26. Auguſt.

. . . Von allem was gegen mich geſchieht[1] keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt ſeyn. Ich habe Breite genug mich in der Welt zu bewegen, und es darf mich nicht kümmern ob ſich irgend einer da oder dort in den Weg ſtellt den ich einmal gegangen bin. . . . G.

1765.

An Georg, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz.

Durchlauchtigſter Großherzog!

Gnädigſt regierender Landesfürſt und Herr!

Es war gewiß der liebenswürdigſte Originalgedanke, mich in ſo hohen Jahren durch einen altgewohnten Glockenton an die erſten Stunden kindlichen Bewußtſeins zu erinnern, wo das in gar manche Schalen eingewickelte Leben

[1] Zelter hatte ihm geſchrieben: „Ein Herr Wolfgang Menzel hat zwei Bände von ſich gegeben, worin er gegen Dich vom Leder zieht. Ich geſtehe, daß ich von Zeit zu Zeit mit Intereſſe vernehme, was gegen Dich geäußert wird, da denn doch von Dir immer die Rede iſt. Dieſer Menzel aber iſt ein rechter Lumpenkönig. Förſter hat ihn im Konverſations-Blatte derb zurechte gewieſen, wodurch denn die Angelegenheit im Gange bleibt, und begreiflich wird wie die ſchönſten Worte das dummſte Zeug ausſprechen und ſolche Leute ſich deutlicher ſignaliſieren als ihnen ſelber lieb wäre, wenn ſie nicht vernagelt wären.“ Die „zwei Bände, die Menzel von ſich gegeben“, ſind die „Geſchichte der deutſchen Literatur“ (1. Ausgabe, Stuttg. 1828).

unter wunderſamen Ahnungen des Zukünftigen harrte. Zugleich aber verleihen jene Töne den höchſt angenehmen Eindruck, daß Ew. Königliche Hoheit ſich auch jüngerer hoffnungsvoller Jahre dabei erfreuten; und ſo werd' ich nicht nur dadurch in jene Räume als in einen Familienaufenthalt verſetzt, ſondern bei jedem Stundenſchlage hab' ich mitzuempfinden, daß Höchſtdieſelben auch hiernach Morgende und Abende Ihrer Jugend gezählt.

Ew. Königliche Hoheit würden einen ſo ſchönen und ſchwer auszuführenden Gedanken nicht gefaßt haben, wenn Höchſtdieſelben nicht vorempfunden hätten, mit welchem Entzücken ich dadurch beſeligt werden müßte. Ebenmäßig wird auch mein Dank, in den wenigſten Worten ausgeſprochen, von Höchſtdenenſelben mit- und nachempfunden werden.

Fügt ſich nun zu Allem dieſem hinzu, daß eine ſo bedeutende Gabe mich in den traurigſten Tagen aufſucht und bei dem tiefempfundenen Verluſt mir auf das Klarſte beurkundet, wie viel Wohlwollen für mich noch auf der Erde lebt und welch ein herrlicher Antheil daran mir noch immer vorbehalten bleibt, ſo ſteigert ſich der Werth des Geſchenks ins Unendliche.

Hier ſei mir aber vergönnt zu ſchließen, in der Ueberzeugung, daß ſich Höchſtdieſelben den beſten und vollſtändigſten Kommentar zu dieſem wenigen Texte auszubilden im Falle ſind.

Möge ſich alles Gute um den verehrten, geliebten Fürſten verſammeln, und der reine Antheil, den er in Freud' und Leid den Seinigen zuwendet, ihm ſelbſt die vollkommenſte Belohnung ſein.

Verzeihung der fremden Hand! Die meine will nicht mehr fördern. Geſchloſſen an einem Tage, der uns bisher

ſo feſtlich geweſen und nunmehr trüb und freudlos erſcheint.

Verehrend, vertrauend,

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigſter, treu angehöriger Diener

J. W. v. Goethe.

Schloß Dornburg, den 3. September 1828.

1766.

An Cotta.

Ew. Hochwohlgeboren,

gefälliges Schreiben erreicht mich in dem Augenblick, da ein unerſetzlicher Verluſt mich anmahnt umherzuſchauen und zu beachten was nun ſchätzenswerthes für mich auf dieſer Erde übrig geblieben. Da tritt dann ohne Weiteres das Verhältniß zu Ew. Hochwohlgeb. bedeutend hervor und ich habe mir Glück zu wünſchen daß ich ein Geſchäft, woran mein und der Meinigen Wohlſtand geknüpft iſt, den Händen eines Mannes anvertraut ſehe, der mit entſchiedenſter Thätigkeit die edelſten Zwecke verfolgt und, ſowohl durch Klugheit und Redlichkeit, ſich allgemeines Anſehen und Zutrauen erworben hat.

Hiernach muß daher mein eifrigſter Wunſch bleiben, die wechſelſeitigen Bezüge klar und rein erhalten zu wiſſen, damit wir uns mit Zuverſicht jener ſchönen Tage erinnern mögen, wo wir, unter den Augen, mit treuer Theil-

nahme eines nur zu früh abgeschiedenen Freundes,[1] den Anfang einer Verbindung feyerten die so lange segensreich für uns dauern sollte.

Das Weitere mir auf die nächste Mittheilung vorbehaltend.

In vorzüglichster Hochachtung mich unterzeichnend

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

J. W. v. Goethe.

Schloß Dornburg, den 10. Sept. 1828.

1767.*

An Zelter.

Weimar 30. Oktober 1828.

. . . Da Du doch einmal das Theater nicht los wirst, so ergötze Dich daran wie es gehen will, aber werde ja nicht mild im Urtheil. Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen will, weil es für diesmal das Privilegium hat gegenwärtig und lebendig zu seyn!

Dieser gute Oehlenschläger hat mir persönlich viel Noth gemacht; er wollte mir ein und allemal, aus Italien zurückkehrend, diesen Correggio vorlesen; welches ich hartnäckig verweigerte, dagegen mich erbot das Stück für mich im Stillen vorzunehmen, worüber er so

[1] Schiller.

außer sich gerieth daß er sich am Schluß noch ganz verrückt betrug. Wie ich denn überhaupt von diesem Gezücht viel auszustehn hatte.

Er ist einer von den Halben die sich für ganz halten und für etwas drüber. Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringen's doch nicht weiter als ihren Bären auf die Hinterfüße zu stellen, und wenn er einigermaßen tanzen lernt, dann meynen sie es wär' das Rechte . . .

Von den zurückkehrenden Naturforschern habe ich manche bedeutende Unterhaltung genossen. Genau aber besehen bleibt es immer eine entschiedene Wahrheit: was ich recht weiß, weiß ich eigentlich nur mir selbst; sobald ich damit hervortrete, rückt mir sogleich Bedingung, Bestimmung, Widerrede auf den Hals. Dies begegnet Dir mehr als mir, da Du mit Menschen aller Art umgehst und in Verhältniß kommst; und doch besucht mich die Widerrede im eignen Hause eben so gewiß als wenn ich sie auf dem Markte aufsuchte. Das sicherste bleibt immer, daß wir alles was in und an uns ist in That zu verwandeln suchen; darüber mögen denn die andern wie sie wollen und können reden und verhandeln . . .

G.

1768. *

An Cotta.

. . . Der erste Band der Correspondenz, angenehm gedruckt ist nunmehr in meinen Händen; den zweyten erwarte zunächst, und das Uebrige wird, wie ein jedes Geschäft das Sie unternehmen, seine gemessene Folge haben.

Wie ich die Widmung dieser Briefsammlung an Ihro Majestät den König[1] verstehe, möchte ich mich gern deutlich ausdrücken. Es ist hier von keiner gewöhnlichen Dedication die Rede, sondern wenn die Sechs Bände vollendet vor uns liegen, soll mir hoffentlich etwas gelungen seyn was, darauf Bezug habend, das Allgemeine, Würdige und Schickliche ausspräche. Es klingt dieses freylich einigermaßen mystisch, mehr kann ich jedoch nicht sagen und wünsche nur indessen daß man das was ich mir vorsetzte als etwas Selbstständiges betrachten und erwarten möge . . .

Mich aber und abermals angelegentlichst empfehlend

Weimar 30. November.

J. W. v. Goethe.

1769.*

An Zelter.

2. Januar 1829.

. . . Sey Dir vielmals gedankt, mein Guter, daß Du mir durch Dein Schreiben Gelegenheit giebst, in leidlicher Stunde etwas Freundliches zu erwiedern . . .

Meine Mutter pflegte zu sagen, wenn ihr gar zu viel Freunde über den Hals kamen: sie lassen mich die Nase nicht putzen. Ich freue mich daß ich Dich in einer ähnlichen Verlegenheit sehe.

Dagegen sagen aber auch die Leute, daß Du keine der Gelegenheiten, über die Du Dich beklagst, zu versäumen pflegest, und das ergo bibamus durchaus wissest geltend zu machen.

[1] Ludwig von Bayern.

Ich bin seit länger als vier Wochen nicht aus dem Hause, fast nicht aus der Stube gekommen; meine Wanderden, die zu Ostern bey Euch einsprechen werden, wollen ausgestattet seyn. Das Beginnen, das ganze Werk umzuarbeiten, leichtsinnig unternommen, will sich nicht leichtfertig abthun lassen, und so hab' ich denn noch vier Wochen zu ächzen, um diesen Alp völlig wegzudrängen, ganz im Gegensatz von Deinem Wesen und Thun, da Du mit völlig Fertigem und Bereitem retardirt und bey Seite geschoben wirst . . .

Wenn ich meine Wandergesellen, redlich ausgestattet fortgeschickt habe, so mögt Ihr leichtsinniges Volk sie aufnehmen wie Ihr könnt; ich aber werde mich alsobald nach der Natur wenden und vor allen Dingen eine Französische Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen mit einigen Zuthaten zu befördern suchen. Die paar Monate in Dornburg haben die alten Anschauungen wieder aufs Anmuthigste angeregt und begünstigt.

Ueberhaupt muß ich nun versuchen Tag für Tag, Stunde für Stunde zu seyn was zu leisten ist, um das Gegründete rein aufzurichten und praktisch zu befestigen. Es giebt sehr vorzügliche junge Leute, aber die Hansnarren wollen alle von vorn anfangen und unabhängig, selbstständig, original, eigenmächtig, uneingreifend, gerade vor sich hin, und wie man die Thorheiten alle nennen möchte, wirken und dem Unerreichbaren genugthun. Ich sehe diesem Gange seit 1789 zu und weiß was hätte geschehen können, wenn irgend einer rein eingegriffen und nicht jeder ein Peculium für sich vorbehalten hätte. Mir ziemt jetzt 1829 über das Vorliegende klar zu werden, es vielleicht auszusprechen, und wenn mir das auch gelingt, wird's doch nicht helfen; denn das Wahre ist einfach und giebt wenig zu thun, das Falsche giebt Gelegenheit Zeit und Kräfte zu zersplittern.

Das nimm nun also hin was ich in gewonnener einsamer Stunde für Dich dictire, und gieb mir Anlaß auch an einem Deiner guten Worte mich wieder zu erbauen.

G.

1770.*

An Ch. F. L. Schultz.

. . . Die Freude, welche mir Ihr letzter Brief gebracht, verehrter geliebter Freund, möcht' ich gern so frisch als möglich, wieder zu Ihnen hinüber klingen lassen; darum Folgendes eilig ohne Vorbereitung, wie es mir in den Sinn kommt.

Ich habe Sie nie aus den Gedanken, wenn auch schon einige Zeit aus den Augen verloren, war aber immer dabei überzeugt, daß Sie sich derweilen sowohl selbst als auch zugleich anderen manches zu Liebe thun würden. Sie setzen mich nunmehr von Ihrer Thätigkeit in Kenntniß; nehmen Sie dafür meinen besten Dank.

Die critische Zwietracht, die Sie erregen werden, muß uns allen willkommen sein. Ich ehre und liebe das Positive, und ruhe selbst darauf, in sofern es nämlich von Uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich, nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein directer Angriff auf eine usurpirte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten — denn sie schadet einem düsteren, dummen Volk nicht, das ohne sie noch übler wäre dran gewesen —; aber zuletzt, wenn das Wahre nothwendig wird, um uns das entschieden Nutzende zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht ent-

ſetzen, ſondern nur auf's Genauſte aufmerken, welche Ausſicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zuſammenſtürzt. Manches der Art iſt mir in meinem langen Leben ſchon geworden . . .

Ich ſelbſt werde noch einige Zeit in der Mühſamkeit gehalten, die eine Redaction jeder Art, wenn man abſchließen ſoll, mit ſich führt; mögen die Wanderjahre in der neuen Form, wie ſie Oſtern erſcheinen werden, auch Ihnen irgend eine gute Stunde bereiten. Zu dieſem Unternehmen, aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlaſſung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, mußte mein Beſtes thun, was ich vielleicht beſſer hätte anwenden können.

Indeß gereicht es mir zur angenehmſten Empfindung, daß die Novelle freundlich aufgenommen wird; man fühlt es ihr an, daß ſie ſich vom tiefſten Grunde meines Weſens losgelöſt hat. Die Conception iſt über dreißig Jahre alt; es müſſen ſich Spuren davon in der Correſpondenz[1] finden.

Und eben dieſe Correſpondenz würdigen Sie vollkommen richtig. Man könnte ſagen, ich ſei ſehr naiv, dergleichen drucken zu laſſen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunct für den eigentlichen, jene Epoche wieder vorzuführen, da wo Sie, mein verehrter Freund, und ſo manche andere treffliche Menſchen jung waren und ſtrebten und ſich zu bilden ſuchten, da wo wir Aelteren aufſtrebten, uns auch zu bilden ſuchten und uns mitunter ungeſchickt genug benahmen; ſolchen damals Gleichzeitigen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer ſein, daß es beinahe komiſch wird, die Briefe mit der pompoſen Ankündigung der Horen anfangen zu ſehen, und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängſtlich um Manuſcript verlegen!

[1] Mit Schiller.

Das ist wirklich lustig anzuschauen, und doch wäre damals der Trieb und Drang nicht gewesen, den Augenblick auf's Papier zu bringen, so sähe in der deutschen Litteratur alles anders aus. Schiller's Geist mußte sich manifestiren; ich endigte eben die Lehrjahre, und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Litteratur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, sich wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan, z. B. in meinem Tasso des Herzensblutes vielleicht mehr, als billig ist, transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe.

Mit Wilhelm Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel giebt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller'n, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache

geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar manches anders geblieben. Die sechs Bändchen Briefe lassen hievon gar vieles durchblicken.

Indem Sie diesen Brief erhalten und lesen, so denken Sie sich, daß Ihr liebes Blatt auf einmal mir das Bedürfniß erregte, mich wieder mit Ihnen zu unterhalten. Ein stiller Abend gab die Gelegenheit, und so nehmen Sie freundlich, was ich eilig gebe. Gedenken Sie mein zu jeder guten Stunde, und lassen mich, wo möglich, von Ihren Hauptargumenten in dem wichtigen, so weit schon vorbereiteten Streite das Nöthigste wissen.

Hier aber will ich schließen, damit die nächste Post meinen Dank für Ihr liebwerthes Schreiben überbringe, und den Wunsch künftig kürzerer Pausen andringlich ausspreche. unwandelbar

Weimar, den 10. Januar 1829. J W v Goethe.

1771.*

An Gräfin v. Chassepot.[1]

Weimar, den 13. Januar 1829.

Erst mit den neuen Abenden des Jahres 1829 gewinne ich einigen Raum, meiner unvergeßlichen liebenswürdigen Freundin wenn auch nur wenige Worte zu sagen und zu versichern, daß ich seit dem Empfang Ihres liebwerthen

[1] Geb. Dorothea v. Knabenau, die Goethe 1808 als Hofdame der Herzogin von Kurland in Karlsbad kennen gelernt hatte — „ein wirklich merkwürdiges Wesen von großer Anmuth und Lebenslustigkeit", wie Goethe damals an Frau v. Eybenberg schrieb. Außer seinen beiden Briefen von 1808 sind nur der obige und der Brief vom 21. April 1830 an Dorothea bekannt geworden.

Briefes im ſtillen Zuſammenhange immer an Sie gedacht habe. Gewiß nahm ich den aufrichtigſten Antheil an Ihrem Glück, wie Sie es ſchildern; denn eben in meinen hohen Jahren gereicht es mir zur Erquickung, die Guten und Werthen, die mir im Laufe des Lebens begegneten, in erwünſchtem Zuſtande zu wiſſen, welcher der Anlage nach dauernd und menſchlicherweiſe ſicher ſcheint.

Sie haben mir in dem Augenblick eines großen Verluſtes,[1] der eine kaum erträgliche Entbehrung und fortdauernde Schmerzen zur Folge hat, ein freundliches theilnehmendes Wort zugeſprochen, weshalb Ihnen denn mein ſpäter Dank gleichfalls angenehm ſein möge! Sodann laſſen Sie mich vertraulich geſtehen, daß das Glück, mit ſo hohen Perſonen im Leben nah verbunden zu ſein, mir ſodann auch wieder zu größerem Unheil gereicht, indem, was mich ſonſt als Volks- und Weltgeſchick nur vorübergehend berühren, auf meine nächſten Zuſtände jedoch kaum einen Einfluß haben würde, mich nunmehr als einen in ſolche Verhältniſſe Verflochtenen zu unmittelbarer Theilnahme fordert und verhältnißmäßig unglücklich macht. Sie, meine Beſte, werden dies am Erſten mitempfinden, da Sie ſolche Zuſtände gleichfalls geteilt und daran nicht wenig gelitten haben . . . G.

1772.*

An J. K. Stieler.

26. Jan. 1829.

. . . Bleiben Sie überzeugt, daß ich gar oft meine Unterhaltung mit Ihnen zu erneuern wünſche. Mit dem praktiſchen Künſtler iſt am beſten ſprechen, denn das Wahre

[1] Tod von Karl Auguſt.

bewahrheitet sich sogleich an der That. Daß Sie meiner Farbenlehre fortgesetzte Aufmerksamkeit gönnen, freut mich sehr; sie enthält nichts als was Sie Ihre Lebzeit über gethan haben und thun; wenn Sie sich genau damit bekannt machen, so würden Sie finden wie leicht das Ganze zu fassen sey. Nehmen Sie, wie Sie thun, dasjenige zuerst auf, was Sie anmuthet, das Uebrige lassen Sie liegen, bis es Sie irgend einmal aufsucht und sich aufdringt.

Ich habe mich 40 Jahre mit dieser Angelegenheit beschäftigt und zwey Octavbände mit der größten Sorgfalt geschrieben, da ist es dann auch wohl billig, daß man diesen einige Zeit und Aufmerksamkeit schenke. Den Mathematiko-Optikern verzeih ich gern, daß sie nichts davon wissen wollen, ihr Geschäft ist in diesem Fache blos negativ; wenn sie die Farbe aus ihren schätzbaren objectiv Gläsern los sind so fragen sie weiter nicht darnach ob es einen Maler, Färber, einen die Atmosphäre und die bunte Welt mit Freyheit betrachtenden Physiker, ein hübsches Mädchen daß sich ihrem Teint gemäß putzen will, obs diese in der Welt giebt, darum bekümmern sie sich nicht; denn freylich die Ehre den Astronomen den Weg zu den Doppelsternen eröffnet zu haben ist bedeutend genug. Dagegen lassen wir uns das Recht nicht nehmen die Farbe in allen ihren Vorkommnissen und Bedeutungen zu bewundern zu lieben und womöglich zu erforschen.

Ist mir doch indem ich dieses diktire als wenn Sie mich wieder auf den Stuhl gebannt und mit freundlich künstlerischem Thun zu angenehmer Unterhaltung gefesselt hätten.

Hieraus können Sie sehen wie gern ich mich recht in die Mitte von München wünschte. Die Hoffnung von Ihro Majestät großer gesegneter und unermüdeter Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen mit den tiefdenkenden und froh-

wirkenden Männern mich zu unterhalten, mich und mein Bestreben gefördert und gesteigert zu sehen würde mir eine wahre Glückseligkeit bereiten . . .

treu gedenkend

J. W. v. Goethe.

1773.*

An Zelter.

26. Januar 1829.

Die Ankündigung daß Du zum Ritterfeste eingeladen seyst, hat mir freylich viel Freude gemacht; Dich sodann No. 17. in der Zeitung aufzufinden und in so guter Gesellschaft, vermehrte mein Behagen, und nun erzählst Du selbst das Nähere, dabey mag es denn sein freundliches Bewenden haben.

Was den Menschen auf irgend eine Weise aus der Menge hervorhebt, gereicht immer zu seinem Vortheil, wird er auch dadurch in eine neue Menge versenkt, worin er wieder schwimmen und waden muß. Diese Ehrenzeichen gereichen eigentlich nur zu gesteigerten Mühseligkeiten, wozu man aber sich und andern Glück wünschen darf, weil das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets kämpfend-überwindendes zu betrachten ist.

Verzeih diesen abstrusen Worten, ich weiß mich aber nicht anders auszudrücken; denn wie ich mich immer besser zu verstehn glaube, schein' ich andern undeutlich zu werden. Du bist ja aber auch ein so wunderlicher Kauz daß Dir von der Art nichts unerklärlich seyn kann.

Ich bin seit acht Wochen kaum aus dem Zimmer gekommen, doch hat es mir da nicht an Anregung gefehlt. Die nächsten Anforderungen macht das verrückte Volk das es aufs Wandern angelegt hat.[1] Bis ich sie ausstatte, die Mobilen einschiffe und die Zurückbleibenden unterbringe, hab' ich nicht mehr viel, aber Beschwerliches zu thun. Mehr darf ich nicht sagen, zu Ostern wird ein jeder sehn was er sich von meinem Krame zuzueignen beliebt . . .

Die neue Direktion ist bis jetzt auf guten Wegen, nicht negativ und ablehnend wie die vorige, und da ist schon alles gewonnen. Wenn man hübschen Frauen und Männern die Bretter gönnt, so ist schon viel gethan, und wenn man in Gastrollen von Zeit zu Zeit ein vorzügliches Talent auftreten läßt, so findet sich unser kleiner Kreis schon zufrieden. Dies scheint man zu verstehn. Mit neuen Stücken muß man's wagen; was auf dem Repertoire bleibt dankbar bewahren, alte Stücke, die an den Schauspieler starke Forderungen machen, auch wohl einmal als Aufgabe aufstellen, mehr braucht es nicht in unserm Verhältniß fortzuwirken, wovon doch jetzt nur die Rede seyn kann. Uebrigens steht die allgemein ästhetische Bildung so hoch daß es an Schauspielern nicht fehlen kann, weil sich so manches Talent schon in geselligen Kreisen entwickelt; wenn nur noch halbweg etwas von Handwerk übrig bleibt, so ist das Deutsche Theater schon geborgen. In Berlin muß man freylich schon so viel Knicke in die Karte machen, wenn man nur einigermaßen Gewinn hoffen und ziehen will.

Wenn ich nun Gegenwärtiges am stillen Abend an Dich dictire, ohne mich weiter zu bekümmern wie Schnee und Kälte draußen ihr Wesen treiben. Und so fort an!

G.

[1] Anspielung auf „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

1774.*

An Zelter.

12. Februar 1829.

. . . Deine Klagen, oder vielmehr Invectiven bey nicht gemäßer Ausführung längst vorbereiteter Ton-Exhibitionen, glaub' ich zu verstehn. Die Tendenz der Zeit alles ins Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen, geht immer mehr durch und durch. Ich habe ein halb Dutzend Gedichte vorzuweisen, mir zu Lob und Ehren, wo ich aber eigentlich schon als ein selig Abgeschiedner behandelt bin. Am Ende wird noch, der neusten Philosophie gemäß, alles in N i c h t s zerfallen eh' es noch zu seyn angefangen hat.

Gegenwärtiges dictir' ich Abends um acht Uhr, durch die anfrierenden Fensterscheiben in meinen schneebedeckten, mondbeschienenen Garten hinausblickend. Einsame Abende kann ich jetzt genug genießen, man spielt viermal in der Woche und meine sämmtlich lieben Kinder, Freunde und Genossen gingen, aus zunehmender Gewohnheit, wohl noch öfter hinein. Dagegen kann ich aber auch den jetzigen Theaterführern das Zeugniß geben, daß sie auf guten Wegen sind und die Sachen so zu stellen wissen, daß sich alles nach und nach noch besser bilden muß. Das ganze Geschäft steht unter dem Hofmarschall, dem es darum zu thun ist, etwas Anziehendes hervorzubringen, wohldenkende und gescheite Leute ins Interesse zieht, und was alles noch dazu gehört um ein Geschäft zu führen, welches nicht mehr Schwierigkeiten hat als ein anderes, wenn man es einfach nach seiner Art nehmen will. Ostern laß ich vorbey, dann sag ich Dir wohl das Besondere. Wünsche Du unsern Schauspielern und Hörlustigen einstweilen zu diesem Allgemeinen Glück.

Und so wie an diesem Theil können wir auch überhaupt zufrieden seyn. An meiner Lage hat sich nichts verändert. Hie und da werd' ich, durch die sehr zweckmäßigen Absichten unsrer regierenden Frau Großherzogin, zu ein und anderer Thätigkeit aufgerufen, die meinen Jahren und Kräften noch wohl ziemen mag. Nach wie vor der Deine.

G.

1775. *

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 1. März 1829.

Ihr werthes Schreiben, theuerer, verehrter Freund, ob es mich schon zu einem schmerzlichen Antheil aufrief, war mir höchst willkommen, indem es mich des wünschenswertheſten Antheils und fortdauernden herzlichen Zutrauens versicherte. Mir aber werden Sie nach so vieljährigen Verhältnissen auch ohne Betheuerung glauben, daß mein Andenken immer lebhaft und das Aufhorchen aus der Ferne immer thätig sei, im stillen hier und da zu vernehmen, wie es denjenigen ergehe, die ich nicht anders als an und in mein Leben gegliedert betrachten kann. Den gefährlichen Zustand Ihrer Frau Gemahlin habe ich schon seit einiger Zeit vernommen. Auch dieser habe ich ja unter meinen frühesten Verhältnissen zu gedenken und erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo ich in Erfurt das Gedicht: Geheimnisse, kaum als es geschrieben war, in ihrer Gegenwart vorlas und großen Antheil erweckte, wie ich denn auch des Malteserritters oft gedenken muß, der sich nach ihr so eifrig in Palermo erkundigte. Möge derselben nach meinem Wunsche noch manche gute Stunde gegönnt sein.

Bei dem ſtillen Lebenswandel, den ich gegenwärtig führe, iſt meine Beſchäftigung gleichſam nur teſtamentariſch. Das Original meiner Werke dergeſtalt zuzurichten, daß die vierzig Bände auf jeden Fall auch ohne mein Zuthun abgedruckt werden können, iſt gegenwärtig meine nächſte Sorge. Iſt nun dieſes zunächſt abgethan, ſo hat ſich ſo viel gehäuft, das auch reguliert und zurechte geſtellt ſein will, daß ich eigentlich auf mehr Jahre als billig Arbeit vor mir ſehe, und nur immer daran zu denken habe, wie ich jeden Tag das Nöthigſte vorwärts ſchiebe und beſeitige . . . G.

1776.*

An Zelter.

4. März 1829.

Eigentlich für ſolche alte Käuze wie Du biſt hab' ich, mein Theuerſter, die Schilleriſche Correſpondenz ſchon gegenwärtig drucken laſſen; die Jetzt- und Folgewelt mag ſie hinnehmen wie ſie kann, für ſie bleibt dies Weſen alles hiſtoriſch, und auch ſo wird es manchem Verſtändigen dienlich und heilſam werden; denen aber die damals ſchon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollſtändigkeit und Bequemlichkeit, wenn auch ſie das Facit ihres Lebens zu ziehen Luſt haben.

Im Allgemeinen aber bleibt es einem jeden Denkenden intereſſant, in das Spiel zu ſehen, wie damals die Karten vertheilt waren, und wie mit verſchiedenem Glück, Geſchick und Klugheit das Unternommene getrieben wurde.

Auf Oſtern kommen Euch die neuen Wanderjahre in die Hände, und da möcht' ich immer das alte Wort wieder ausrufen: „O, ihr Athenienſer!“

Die Uebertriebenheiten wozu die Theater des großen und weitläufigen Paris genöthigt werden, kommen auch uns zu Schaden, die wir noch lange nicht dahin sind dies Bedürfniß zu empfinden. Dies sind aber schon die Folgen der anmarschirenden Weltliteratur, und man kann sich hier ganz allein dadurch trösten, daß wenn auch das Allgemeine dabey übel fährt, gewiß Einzelne davon Heil und Segen gewinnen werden; wovon mir sehr schöne Zeugnisse zu Handen kommen. Ist doch eigentlich das wahrhaft Vernünftige und Auslangende das Erbtheil weniger im Stillen fortwirkenden Individuen . . .

Soviel für heute! Schreibe bald wieder, denn es giebt auch bey mir unter großem Drang, der manchmal in Verwirrung ausarten will, doch immer noch ein Stündchen ruhiger Fassung zu freundlichstem Erwiedern.

Und so fortan! G.

1777.

An Lazarus Bendavid.[1]

Wäre meine Farbenlehre nicht ein verbotenes Buch und deshalb schwer aufzufinden, so würde ich sagen: die unter dem Datum 2. Januar 1766 von dem wackeren Franklin als problematisch hinterlassenen Erscheinungen sind in obgedachtem meinem Büchlein, und zwar gleich zu Anfang in der ersten Abtheilung, überschrieben: physiologische Farben, mit allen ihren Seitenverwandten aufs deutlichste und vollständigste, wie mir scheinen darf, abgeleitet, ausgelegt und erklärt, wie man sagen möchte.

[1] Mathematiker und Philosoph in Berlin (1762—1832).

Dieſe meine Arbeit iſt nun bald zwanzig Jahre öffentlich; das Nützliche davon hat ſich aber noch nicht in die Maſſe verbreitet. Vielleicht ſchwirrt das laufende Jahrhundert vorüber und es bleibt beym Alten. Die Vortheile die ich mir dadurch ſelbſt verſchafft habe kenn' ich, andere mögen für ſich ſorgen. Die Herren vom Fach, denen es freylich ihr Fach zu zerſtören droht, haben alle Urſache ſich zu wehren und abzuwehren, daß niemand darüber ins Klare komme. Ich habe geſchwiegen und werde ſchweigen.

Gar vieles wäre noch zu ſagen, leider iſt dies ſchon zu viel.[1] G.

1778.*

An Ernſt Meyer.[2]

. . . Sonderbar iſt es, daß der Menſch nicht ſo leicht begreift, wie räthlich und nützlich es ſey, die einmal anerkannten Anfänge getroſt gelten zu laſſen, indem wir uns in der Anwendung doch immer unendlich abzumüden haben. Mäkelt man doch nicht am Einmal-Eins und rechnet in Gottes Namen lebenslänglich weiter.

Mir war dieſes wunderliche Beſtreben der Menſchen, immer auf ihre eigene Weiſe von vorn anfangen zu wollen, deſto auffallender, als ich für mich ſelbſt und

[1] Dieſe Zeilen ſandte Goethe als „Beilage" in einem Briefe an Zelter, der darauf erwiderte: „Der Bendavid hat ſchon die ganze Ladung in vernehmlicher Abſchrift auf ſeinem Zettelchen zurück in Händen, denn er bringt es weiter und iſt ein ehrlicher Kerl und behält auch wohl ſein Teil für ſich. Wenn ich mein Exemplar der Farbenlehre verleihen wollte, denn man weiß, daß ich's beſitze; ſo würde ich's wenig zu ſehen bekommen. Noch vor Kurzem ſagte ichs Einem: Kaufen Sie ſichs ſelber und leſen Sie den Index, da werden Sie Ihres Gleichen finden. Meine alte Schwägerin von 76 Jahren wird nicht ſatt und wenn ſie damit fertig iſt, fängt ſie von vorn an es wieder durchzugehen; ſie verſteht mehr davon als alle die Kerls und gibt wohl einmal einem eine Tachtel darüber, was einer alten Frau nicht gar übel genommen wird, die auch etwas Drachenblut hat."

[2] (1791—1858), ſeit 1826 Direktor des Botan. Gartens in Königsberg.

um mein selbst willen auf das erste hinzudringen strebte, und wo ich es auch finden mochte, in der Natur oder Ueberlieferung, nachher unbesorgt blieb, wie sich Leben aus und auf Leben enthüllen mochte. Anstatt aber das Einfachere sich und Andern fruchtbar zu entwickeln, dreht man sich um den Anfang herum, dem man doch eher nichts abgewinnt, als wenn man auf ein lebendiges Fortschreiten aufmerkt . . .

An der Mannigfaltigkeit der Welterscheinungen freut sich der Lebemensch, an der Einheit dieser Mannigfaltigkeit der höhere Forscher.

Auch die stockende Wirkung meiner Farbenlehre hat mich hierüber denken lassen. Wenn die Herren vom Fach sie ablehnen und verrufen, so ist es natürlich; sie müssen dem Vorstbesen fluchen, der ihre Gespinste bedroht. Daß aber vorzügliche, gute wohlsinnige Männer, jüngere und ältere, die mit Eifer und Ueberzeugung daran gingen, doch gar bald an gewissen Punkten stockten und stecken blieben, mußte mir auffallen. Ich seh's mit Bedauern. Weniges von solchem Bestreben ist ins Publicum gekommen. Ich habe mir im Stillen Mühe gegeben mit diesen schätzbaren Personen, und ich mußte doch zuletzt auf das alte Wort wieder zurückkommen:

Longe aliter utimur proriis quam alienis.

Sie sehen, daß ich mich nach einer langen Abwesenheit wieder ganz bey Ihnen zu Hause finde. Lassen Sie mich so fortfahren, und sagen mir auch Einiges was man gewöhnlich nicht sagt, von Zeit zu Zeit . . .

Gründlich theilnehmend

ergebenst

Weimar den 23 April 1829.

J. W. Goethe.

1779.

An K. E. Schubarth.

Sie sind, mein Wertheſter, beſchäftigt, ſich in dem weiten Kreiſe, der dem menſchlichen Geiſt eröffnet iſt, neben aller Philoſophie zu ergehen, und hie oder dort, wo es Ihnen gefallen möchte, ſich anzuſiedeln. Da ich auch kein anderes Beſtreben kenne, als mich ſelbſt, nach meiner Weiſe, ſo viel als möglich auszubilden, damit ich an dem Unendlichen, in das wir geſetzt ſind, immer reiner und froher Antheil nehmen möge, ſo kann ich nicht anders als den Weg billigen, den Sie auf gleiche Weiſe eingeſchlagen haben.

Da muß ich jedoch bekennen, daß die polemiſchen Richtungen bei mir immer ſchwächer werden, und ſich nach der inneren Einheit zuſammenziehen; denn die Gegenſtellungen ſind immer dergeſtalt unvermeidlich, daß wenn man den Menſchen ganz genau in zwei Hälften ſpaltete, die rechte Seite ſogleich mit der linken in Streit gerathen würde. In eben dem Sinne tadle ich jedoch die Jugend nicht, wenn ſie den Gegenſatz, den ſie in ſich gegen anders Denkende empfindet, polemiſch ausſpricht, ſich von dem Widerwärtigen trennt, und ſich in der Theilnahme Gleichgeſinnter höchlich erfreut.

Hierbei das früher Ueberſendete, worüber ich kein Urtheil habe, indem ſich meine Gedanken in dieſen Regionen nicht mehr umſehen. Gelinge Ihnen alles, was Sie zu eignem und Anderer Nutzen und Frommen treugeſinnt unternehmen. ergebenſt

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 10. May 1829.

1780.*

An Zelter.

17. May 1829.

. . . Die werthe alte Dame[1] welche meine Farbenlehre wie eine Art Bibel behandelt, mußte mich sehr freuen. Das Büchlein enthält freylich vieles was man sich zueignen kann, wenn man auch das Viele was uns nichts angeht auf sich beruhen läßt. Ein gar verständiger Aufsatz über das Colorit, in Bezug auf diese Farbenlehre, steht im Januar des Morgenblatts dieses Jahres. Es ist ein praktischer Künstler, welchem das ihm Nutzbare lebendig geworden ist; er konnte noch etwas weiter gehen; ich nehme zu meiner Beruhigung in diesem Sinne die Sache selbst noch einmal vor. Wenn eine Haupt- und Grundmaxime nur erst einmal eingreift, so kann man schon nachrücken. Glücklicherweise widersteht dem Künstler nichts in dem Meinigen und was er mir zugiebt kann er gleich brauchen. Daß aber ein Mathematiker aus dem Hexengewirre seiner Formeln heraus, zur Anschauung der Natur käme, und Sinn und Verstand, unabhängig wie ein gesunder Mensch brauchte, werd' ich wohl nicht erleben. Es wird allein dadurch möglich, daß ein junger frischer Mann, ehe er sich in jene Labyrinthe einläßt, den Faden aus den Händen der liebenswürdigen Natur empfange, der wahren Ariadne, die uns allein beseligt, welcher wir zeitlebens nicht untreu werden können . . . G.

[1] Vergl. Brief 1777, Anmerkung S. 258.

1781. *

An Reinhard.

Weimar den 18. Juni 1829.

. . . Es ist wirklich wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschließend zu seyn. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer, besser als die Nationen sich selbst; wie bestimmt schildert er in diesen die eigennützigen Weltmenschen, in jenen die gutmüthigen Privatleute. Auch der Globe, wenn schon seine special-politische Tendenz uns eine etwas unbehaglichere Ansicht gibt, bleibt mir gleichfalls lieb und werth. Man braucht ja mit vorzüglichen Menschen nicht durchaus einig zu seyn, um Neigung und Bewunderung für sie zu empfinden . . .

Victor Hugo ist entschiedenes praktisches Talent, nur geht er auf einem Wege, wo er den völligen reinen Gebrauch desselben wohl schwerlich finden wird. Andere vorzügliche Talente versuchen, wie er, auf dem romantischen Boden Fuß zu fassen, aber es schwärmen in dieser feuchten Region so viel Irrlichter, daß der bravste Wanderer in Gefahr kommt, seinen Pfad zu verlieren; dabei findet man am hellen Tage die freie Landschaft, in die man sich eingelassen, so mannigfaltig anmuthig, daß man sie wohl zu durchwandern gereizt, aber sich da oder dort anzubauen nicht leicht bestimmt wird. Indessen sind die französischen Talente noch daran, etwas ganz Treffliches, Haltbares zu leisten. Vor allen Dingen müssen sie suchen im höheren Sinn das für's Theater Brauchbare hervorzubringen, wie es Casimir de la Vigne mit seinem Marino Falieri gelungen zu seyn scheint. Doch kommen in diesen

Lagen so viele Betrachtungen zusammen, in die ich mich nicht einlassen darf; das Wunderlichste bleibt immer, daß die Nationen überhaupt gern etwas Vortreffliches wünschten und doch wohl wenn es sich ganz rein darstellte, es kaum genießen könnten, ein jedes Produkt muß wenigstens die Nationalkokarde aufstecken, um in den privelegirten Kreis gutwillig aufgenommen zu werden.

Sehr bewegt und wundersam wirkt freilich die Weltliteratur gegen einander; wenn ich nicht sehr irre, so ziehen die Franzosen in Um- und Uebersicht die größten Vortheile davon; auch haben sie schon ein gewisses selbst bewußtes Vorgefühl, daß ihre Literatur, und zwar noch in einem höheren Sinne, denselben Einfluß auf Europa haben werde, den sie in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich erworben. G.

1782.*

An Ch. F. L. Schultz.

Ihr Wertheftes, verehrter Freund, geschlossen am 17. Juni, trifft mich gerade in einem operosen Momente, wo ich an auswärtige Naturfreunde gar manches expedire, und da geht mir der, wie ich hoffe, glückliche Gedanke bei, Ihnen das allenfalls Willkommenste mundiren zu lassen, auch einiges davon unmittelbar an Sie zu richten. Sie sind zur Vielseitigkeit so geeignet als geneigt, und einiges weckt Sie gewiß zu erneuerter Theilnahme.

Unser Freund Hirt erfährt nun, was Napoleon erfahren mußte: „Wer den Menschen allzu unbequem wird, hat zu erwarten, daß sie sich doch zuletzt zusammenthun und ihn beseitigen.“ Dabei glaubt denn doch ein solcher mit festem Gefühl, man thue ihm durchaus Unrecht.

Ich hoffe, meine Wanderjahre sind nun in Ihren Händen, und haben Ihnen mancherlei zu denken gegeben; verschmähen Sie nicht, mir einiges mitzutheilen. Unser Leben gleicht denn doch zuletzt den Sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.

Die wunderliche verworrene Mannigfaltigkeit beikommender Blätter verzeihen Sie; sie sind eine treue Abbildung meiner noch wunderlicheren Zustände.

und so fortan!

Weimar, den 29. Juni 1829. G.

Mit der Metamorphose der Pflanzen ist es wunderlich gegangen; diese Idee, wie man sie wohl nennen darf, wirkt nun schon, im Stillen und Halbverborgenen, durch Deutschland seit beinahe funfzig Jahren, und die Franzosen glauben erst neuerlich a posteriori, wie man's heißt, darauf gekommen zu sein. Genau genommen, so haben sie solche eigentlich nur genutzt; sie ist in ihren Vorträgen wohl enthalten, aber nicht lebendig, welches mir zu wichtigen Betrachtungen Anlaß gegeben hat. Kann ich mich umständlicher und genauer hierüber erklären, so theile solches mit.

Was meiner Farbenlehre eigentlich ermangelt, war, daß nicht ein Mann wie Chladni (sie) ersonnen, oder sich ihrer bemächtigt hat; es mußte einer mit einem compendiosen Apparat Deutschland bereisen, durch das Hocuspocus der Versuche die Aufmerksamkeit erregen, einen methodischen Zusammenhang merken lassen, und das Practische unmittelbar mittheilen, das Theoretische einschwärzen, den

Professoren der Physik überlassen, ihrer verworrenen Borniertheit gemäß sich zu betragen, nach ihrer Weise die Sache zu läugnen und sich ihrer heimlich zu bedienen, und was dergleichen mehr ist. Auf solche Weise wäre die Sache lebendig geworden, irgend ein paar gute Köpfe hätten sich derselben bemächtigt und sie durchgeführt.

Ueberhaupt aber ist es das Schlimmste, daß Jeder auf seinem eigenen Weg in die Sache gekommen sein will; Niemand begreift, daß es irgendwo eine bequeme, vielleicht einzige Stelle gibt, wo auf dieser Insel zu landen sei. (Die Franzosen brauchen hier das hübsche Wort aborder une question.) Auch hierüber wäre ein fruchtbarer Lebenspunct von Betrachtungen zu entwickeln, wozu jetzo weder Fassung noch Zeit noch Sprache zu finden ist. Ueberlassen Sie sich solchen Gedanken im frei(en) Garten zu schöner Stunde, und dabei dem Andenken an mich! . . .

1783.

An Graf Sternberg.

Die Monatsschrift des vaterländischen Museums von Prag las ich immer mit wahrhaftem Antheil; hievon zeugt ein Aktenstückchen welches ich am Schluß des ersten Jahres zusammendiktirt hatte; es enthält Auszüge aus den zwölf Heften zum Zweck einer Rezension in den Berliner Jahrbüchern.[1] Ich beging hiebey meinen alten Fehler, ich holte zu weit aus, meine darstellenden Auszüge sind zwar vollständig, aber nicht gedrängt genug, und so kam ich im ersten Bestreben nicht zu Ende. Sodann, gleich hin und

[1] Varnhagens.

hergerissen von tausend Obliegenheiten, konnte ich nicht wie ich gewünscht hätte seit langer Zeit wieder dran gehen, und ich muß jenes Fascikel wirklich beylegen um meinen ins stocken geratenen guten Willen zu bethätigen.

Hiebey ist mir oft die Betrachtung vorüber gegangen, wie schroff das so nah liegende Böhmen von dem übrigen benachbarten Deutschland abgeschlossen ist. Mein Wunsch war daher die Zusammenkunft der Naturforscher möchte im Jahre 1829 in Prag gehalten werden, deshalb mir denn die Krankheit des verehrten Freundes doppelt und dreyfach schmerzlich ward.

Ich hielt es für wünschenswerth und höchst nöthig für das allgemeine Gute daß einmal eine Maße Nord- und westlicher gebildeter Deutschen sich überzeugte was in Osten vorzüglich ist, wie und auf welche Art solches daselbst besteht.

Ich getraute mir kaum zu sagen wie seltsam der protestantische Deutsche sich Böhmen und die kaiserlichen Erblande denkt. Jene sind in ihren Preß(frei)heits-Forderungen so leidenschaftlich daß sie einen jeden für dumm halten der nicht alles dumme Zeug lesen kann und darf. Als wenn das Leben im Lesen bestünde und als wenn eine reine durchgreifende Thätigkeit nicht ohne die Quängeleyen der durcheinander schwirrenden Zeitschreiberey irgend nur denklich wäre.

Desto angenehmer ist mir die Unterhaltung mit verständigen Reisenden, wie sie mir seit kurzer Zeit mit zwey einsichtigen erfahrenen Männern geworden, welche die Fülle und den Werth der dortigen Zustände gründlich zu würdigen verstanden.

Nach langem Zaudern und Zweifeln abgesendet

Weimar den 29. Juni 1829. G.

1784.*

An Zelter.

19. July 1829.

. . . Professor Rauch war einen Tag bey uns und nach seiner alten Weise anmuthig, heiter und thätig. Ein junger Mann, den er mit sich brachte,[1] der viel Talent haben mag, zeigte eine Art von Friese vor, lobenswürdig gedacht und gezeichnet, aber Christi Einzug in Jerusalem, wo wir andern geängstigt werden durch die Mühe die sich ein guter Kopf giebt da Motive zu suchen wo keine zu finden sind. Wenn man doch nur die Frömmigkeit, die im Leben so nothwendig und liebenswürdig ist, von der Kunst sondern wollte, wo sie, eben wegen ihrer Einfalt und Würde, die Energie niederhält und nur dem höchsten Geiste Freyheit läßt sich mit ihr zu vereinigen, wo nicht gar sie zu überwinden.

Daß Du auf den zweyten Faust zurückkehrst, thut mir sehr wohl; es wird mich das anregen manches andere zu beseitigen, und wenigstens das Allernächste was hieran stößt bald möglichst auszufertigen. Der Abschluß ist so gut wie ganz vollbracht, von den Zwischenstellen manches Bedeutende vollendet, und wenn man mich von Seiten höchster Gewalten auffangen und auf ein Vierteljahr einer hohen Festung anvertrauen wollte, so sollte nicht viel übrig seyn. Ich habe alles so deutlich in Herz und Sinn daß es mir oft unbequem fällt.

Und nun von dem Anmuthigsten zuletzt! Es gereicht mir zur innigen Freude, daß Prinzeß Auguste Dir mit Ihren Vorzügen so glücklich erschienen ist; sie verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine

[1] Ernst Rietschel (1804–61), seit 1826 Schüler Rauchs.

so vollkommene Weise daß man wirklich in Verwunderung geräth und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung in uns entsteht. Ich wünsche daß Du in der Folge noch öfters Gelegenheit haben mögest Dich davon zu überzeugen.

Soviel aus meinem stillen und, da die Heuernte vorüber ist, vollkommen grünen Thal. Die Ruhe ist so groß daß heute früh ein artiges Reh, aus den Büschen hervortretend, ganz gelassen sich weiden ging. Womit Dir im lebenslustigen, getümmelreichen Berlin auch ein froher genußreicher Morgen gegönnt sey. Treufleißig verharrend

G.

1785.

An J. K. Stieler.

28. Juli 1829.

Indem ich Nachstehendes absende, ergreife ich die Gelegenheit eine Bemerkung mitzutheilen, welche mir diese Tage gar freundlich entgegenkam; ich fand nämlich, daß man für eine bedeutende Gabe erst nach einiger Zeit würdig danken könne. Das Bild[1] welches Ihro Majestät Gnade und Ihrer Sorgfalt zu danken habe, wächst jetzo, da es in den Zimmern meiner Tochter aufgehängt ist, gleichsam an Werth, indem sich jedermann daran erfreut und die Meinigen es als ein Kapital ansehen können, von dem sie, für ewige Zeiten, für sich und andere die erfreulichsten Zinsen an Erinnerung Wohlbehagen und Dankbarkeit zu gewinnen im Fall seyn werden.

Das Bild der Frau von Heygendorf,[2] wie man Ihnen gewiß schon gemeldet hat, ist nicht mit geringerer

[1] Goethes.
[2] Jagemann.

Theilnahme empfangen worden. Ich behielt es einige Tage im Hause, zu meiner und der nächsten Freunde größter Vergnüglichkeit, doch wurden die Wallfahrten dazu in dem Grade häufig, daß ich das herrliche Kunstwerk, obwohl ungern, ins Museum senden und einer öffentlichen Beschauung widmen mußte. Wir wollen es wie es ist gerne gelten lassen, denn es bleibt eine glückliche Conception und eine vollkommen gleiche harmonische Ausführung. Auch für dieses Denkmal Ihres hiesigen erfolgreichen Aufenthaltes danke zum allerschönsten.

Die vielfachen Grüße von den Meinigen und Nächsten hab' ich zu entrichten; und bitte überall wie es sich schicken und ziemen will bestens zu empfehlen . . .

H. Rauch den Sie das Glück haben zu besitzen, lassen Sie nicht ohne das freundlichste Wort von mir

dem treu anhänglichen

J. W. v. Goethe.

1786. *

An Zelter.

20. August.

. . . Zu gleicher Zeit war ein Engländer[1] bey uns, der zu Anfang des Jahrhunderts in Jena studirt hatte und seit der Zeit der deutschen Literatur gefolgt war, auf eine Weise von der man sich gar keinen Begriff machen konnte. Er war so recht in die merita causae unserer Zustände initiirt, daß ich ihm, wenn ich auch gewollt hätte, und wie man wohl gegen Fremde zu thun pflegt, keinen blauen phraseologischen Dunst vor die Augen bringen

[1] Henry Crabb Robinson.

durfte. Aus seiner Unterhaltung ging hervor, daß seit diesen zwanzig Jahren und drüber, sehr gebildete Engländer nach Deutschland gekommen sind und sich von den Persönlichkeiten, ästhetischen und moralischen Verhältnissen unsrer, jetzt Vorfahren zu nennenden Männer genau unterrichteten. Von Klopstocks Verknöcherung erzählte er wundersame Dinge.

Sodann zeigte er sich als einen Missionär der englischen Literatur, las mir und meiner Tochter zusammen und einzeln Gedichte vor. Byrons Himmel und Erde war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweytes Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich noch auf Miltons Samson aufmerksam und las ihn mit mir. Es ist merkwürdig hier den Ahnherrn Byrons kennen zu lernen; er ist so grandios und umsichtig wie der Genannte, aber freylich geht der Enkel schon ins Gränzenlose, ins wunderlichst Mannigfaltige, wo jener einfach und stattlich erscheint . . .

Meinen zweyten Aufenthalt in Rom, dem ich den 29. Band widme, habe ich möglichst ausgestattet, und ich hätte das Doppelte thun können, ohne das unaufhörliche Hin- und Herzerren von guten lieben Fremden, die nichts bringend nichts holen . . .

Insofern Dir nun auch zunächst Thun und Leiden, Wirken und Genießen, Anstrengung und Zerstreuung, und wie das alles heißen mag was Dich, als Zelter und Berliner, hält und zieht, einigt und sondert ꝛc. es einigermaßen zuläßt; so fahre fort zu schreiben und bedenke daß ich Euch Band- und Alphabetweise von meinem Besten zuschicke, wogegen Ihr Euch denn doch wie der Leviathan verhaltet, von dem geschrieben steht: er verschlingt den Strom und achtet nicht sein! Am trüben und heitern Tag treu angehörig G.

1787.

An Frau v. Levetzow.

Es ist nun jährig daß Sie, als theure geprüfte Freundinn, mir Ihren Antheil zu erkennen gaben bey dem schweren Geschick[1] das mich betroffen, denjenigen vor mir hingehen zu sehen, dem ich, dem Laufe der Natur und meinen Wünschen gemäß, in jene Gegenden hätte vorantreten sollen.

Da ich wirklich seit jener Stunde nur zur Hälfte lebe, so ist es mir um so erfreulicher von Freunden und Gönnern zu erfahren: daß so mancher gute Geist, manches liebe Herz geneigt ist das Lückenhafte, was in meinem Zustande sich finden mag, durch Wohlwollen und Neigung zu hegen und auszufüllen. Haben Sie den herzlichsten Dank daß Sie Sich unter die Ersten, die dieses fromme Werk an mir ausübten stellen und so freundlich erweisen wollten.

Ein Gleiches geschieht nun auch durch die baldige frohe Nachricht, die Sie mir von dem glücklichen Ereigniß[2] geben, das Ihre, mir so werthe Familie nochmals erfreut hat. Möge diese kleine Nachkommenschaft wachsen, blühen und, unter liebevoller Sorge, sich zur Freude der nächsten Mitwelt heranbilden. Empfehlen Sie mich dem werthen Elternpaare; da ich denn zugleich aufrichtigst wünsche, daß Fräulein Ulrike sich aus diesen Zeilen den treulichsten Gruß herausnehmen möge! Wie ich denn nicht zweifle daß die Jüngste den Geschwistern in Liebenswürdigkeit werde nachgeeifert haben.

Meine lebhaftesten Wünsche und wiederholten Grüße zum Schluß, mit der hinzugefügten Bitte: Sie möchten

[1] Dem Tode Carl Augusts.

[2] Amélie, vermählt mit Herrn v. Rauch in Potsdam, hatte einen zweiten Sohn geboren.

mich von Zeit zu Zeit mit anmuthiger Nachricht, von Ihrem und der lieben Ihrigen Wohlbefinden, geneigteſt erfreuen und erquicken.

Und ſo fortan!

angeeignet

JWvGoethe.

Weimar, den 2. Septbr 1829.

1788.*

An Adele Schopenhauer.

. . . Noch etwas ſehr Wunderbares iſt mir in dieſen Tagen zu Haus und Hof gekommen. Ein junger kräftiger franzöſiſcher Bildhauer[1] kommt an und wünſcht meine Büſte zu machen; er ſcheint ſo wacker iſt ſo wohl empfohlen, geiſtreich und überredend daß ichs ihm nicht abſchlagen kann. Ich ſehe eine ungeheure Maſſe Thon zuſammengebracht und aufgethürmt und, zu meiner nicht geringen Verwunderung, mein Bildniß in coloſſalen Verhältniſſen herausſteigen. Glücklicherweiſe gelingt es ihm nach und nach dem Werke natürliches Anſehen zu geben, ſo daß jedermann damit zufrieden iſt. Ich werde Ottilien erſuchen das Nähere zu melden und hoffe ſie wird dieſen Auftrag gern übernehmen, wie ſie mir auch ſoeben verſpricht . . .

Mit den treuſten Wünſchen

anhänglichſt

J W v Goethe.

Weimar den 5. September 1829.

[1] Jeanne Pierre David (1789—1856) war am 23. Auguſt nach Weimar gekommen; er ſchuf dort ein Medaillon Goethes und machte Skizzen zu deſſen Koloſſalbüſte, die ſeit Juli 1831 in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar Aufſtellung gefunden hat.

1789.

An Ludwig Tieck.

Gar wohl erinnere ich mich, theuerſter Mann, der guten Abendſtunden in welchen Sie mir die neuentſtandene Genoveva[1] vorlaſen, die mich ſo ſehr hinriß daß ich die noch ertönende Thurmglocke überhörte und Mitternacht unvermuthet herbeykam. Die freundliche Theilnahme die Sie nachher dem Gelingen meiner Arbeiten gegönnt, wie Sie manche davon durch Vorleſen erſt anſchaulich und eindringlich gemacht, iſt mir nicht unbemerkt geblieben; ſo daß ein endliches Wiederſehen die früheſten wohlwollenden Geſinnungen freundlichſt erneuen müßte.

Nunmehr erhalte ich durch die Aufführung von Fauſt[2] und die demſelben vorgeſchickten gewogenen Worte die angenehmſte Verſicherung aufs Neue. Wenn ich nun zeither mich alles desjenigen zu erfreuen hatte, was Ihnen zum Aufbau und zur Ausbildung unſrer Literatur fortſchreitend beyzutragen gelungen iſt und ich manche Winke ſehr gut zu verſtehen glaubte um zu ſo löblichen Anſichten mitzuwirken; ſo bleibt mir, einen reinen Dank zu entrichten kaum mehr übrig als der Wunſch: es möge fernerhin ein ſo ſchönes und eignes Verhältniß, ſo früh geſtattet und ſo viele Jahre erhalten und bewährt mich auch noch meine übrigen Lebenstage begleiten.

Meine beſten Empfehlungen an die lieben Ihrigen, deren Erinnerung ich immer gegenwärtig zu ſeyn wünſche.

Hochachtungsvoll
in treuer Anhänglichkeit
J. W. v. Goethe.

Weimar den 9. Septbr. 1829.

[1] In Jena am 5. Dezember 1799.

[2] An Goethes 80. Geburtstag hatte Tieck im Dresdener Hoftheater Goethes Fauſt aufgeführt und dazu einen Prolog gedichtet.

1790.

An Caroline v. Wolzogen.

Weimar, den 29. September 1829.

Das mir geneigteſt anvertraute Manuſkript[1] liegt ſchon einige Tage neben mir, ich habe hinein geſehen und mache dabei eine Erfahrung, von der man ſich in jüngern Jahren nichts träumen läßt; ich finde ganz unmöglich es durchzuleſen und werd' es Ihnen leider ohne Weiteres zurückſchicken müſſen. Durch dieſe Empfindungen werd' ich nur aufmerkſamer auf das was mir ſchon einige Zeit begegnet, daß ich nehmlich in's längſt Vergangene nicht zurückſchauen mag. Mit dem Abgedruckten Briefwechſel geht es mir ebenſo, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich ſie mir verdeutlichen will, ſich ohngefähr dahin auflöſt, daß in hohen Jahren, wo man mit der Zeit ſo haushältig muß, man über ſich und Andre wegen vergeudeter Tage höchſt ärgerlich wird. Jenes Manuſkript laß ich daher noch kurze Tage bei mir liegen, theile Meyern obige Bemerkung mit und läßt ſich das Gefühl durch Reflexion nicht beſchwichtigen, ſo erhalten Sie die Hefte ungeſäumt zurück, mit höchſt dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereigniſſes, deſſen ich nicht Herr werden kann.

Erhalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unſchätzbares Wohlwollen und ſetzen Sie Ihre aufmunternde Theilnahme an demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte.

Mich angelegentlichſt empfehlend, treu angehörig

J. W. v. Goethe.

---

[1] Wahrſcheinlich „Schillers Leben" von C. v. Wolzogen.

1791.*

An F. v. Müller.

Weimar 11. Oktober 1829.

. . . Nach Ihrem Scheiden[1] bin ich in meine alte Geschäftigkeit eingetreten, erwarte die sechste Lieferung meiner Werke vor der Messe vollständig (die sechs Bände der Schiller'schen Correspondenz besitze ich auch schon wenigstens in Aushängebogen) und bereite mich die siebente Lieferung abzuschicken. Indessen schwärmt eine Masse von Engländern um unsre jungen Damen, und um hierzu bessere Gelegenheit zu finden, veranstallten sie zunächst einen Ball auf dem Stadthause. Dabei aber ist das Wunderlichste, daß unsre junge schöne Welt sich vereinigt hat, wöchentlich ein Druckblatt herauszugeben, wovon die Redaktion unter meinem Dache geschieht. Es sind schon drei Blätter herausgegeben; der Titel ist: „Chaos",[2] es darf nur noch die Nacht hinzutreten, so ist auch der Eros schon geboren. Ich behauptete, sie sollten diesem gemäß den Titel von Zeit zu Zeit verändern. Uebrigens darf ich dem Reisenden versichern, daß man stark auf seine Mitwirkung zählt, und es wäre sehr schön, wenn er bey seiner Rückkunft schon erwünschte Beiträge in seinem Taschenbuche mitbrächte, oder gar etwas vorausschickte, da er sich denn in guter Gesellschaft gedruckt bei seiner Wiederkehr ehrenvoll begrüßen könnte.

Und so will ich nun zum Schlusse noch vermelden, daß die beiden Preußischen Prinzen[3] mit ihren Ge-

[1] Kanzler Müller hatte eine Reise nach Italien unternommen.

[2] Eine handschriftliche Zeitschrift unter Leitung von Ottilie; sie erhielt von Goethe manche Beiträge. Auch Müller wurde Mitarbeiter.

[3] Wilhelm und Karl.

mahlinnen, Prinzessin Karl mit zwei Kindern glücklich angekommen sind, woraus denn große und wahrhafte Familienfreuden entspringen. Möge dies alles zum besten und schönsten bleiben und verharren, damit der ersehnte Freund allgemein von heitern Gesichtern empfangen werde.

Treu verpflichtet J. W. v. Goethe.

1792.

An König Ludwig von Bayern.[1]

Allerdurchlauchtigster, Allergnädigst regierender König und Herr,

In Bezug auf die von Ew. Königl. Majestät zu meinem unvergeßlichen Freunde gnädigst gefaßte Neigung mußte mir gar oft, bei abschließender Durchsicht des mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechsels, die Ueberzeugung beigehen: wie sehr demselben das Glück, Ew. Majestät anzugehören, wäre zu wünschen gewesen. Jetzt da ich nach beendigter Arbeit von ihm abermals zu scheiden genötigt bin, beschäftigen mich ganz eigene, jedoch dieser Lage nicht ungemäße Gedanken.

In Zeiten wenn uns eine wichtige, auf unser Leben einflußreiche Person verläßt, pflegen wir auf unser eigenes Selbst zurückzukehren, gewohnt nur dasjenige schmerzlich zu empfinden, was wir persönlich für die Folge zu entbehren haben. In meiner Lage war dieß von der größten Bedeutung: denn mir fehlte nunmehr eine innig vertraute Theilnahme, ich vermißte eine geistreiche Anregung und was

[1] Zuerst gedruckt an der Spitze des 6. Bandes der Ausgabe des Briefwechsels Schiller und Goethe.

nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte. Dieß empfand ich damals auf's schmerzlichste; aber der Gedanke, wie viel auch Er von Glück und Genuß verloren, drang sich mir erst lebhaft auf, seit ich Ew. Majestät höchster Gunst und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich frische Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet sah, mich zu erfreuen hatte.

Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorstellung geführt, daß auf Ew. Majestät ausgesprochene Gesinnungen dieses alles dem Freunde in hohem Maße wiederfahren wäre; um so erwünschter und förderlicher, als er das Glück in frischen vermögsamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchste Gunst wäre sein Daseyn durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.

Wäre nun das Leben des Dichters auf diese Weise Ew. Majestät gewidmet gewesen, so dürfen wohl auch diese Briefe, die einen wichtigen Theil des strebsamsten Daseyns darstellen, Allerhöchstdenenselben bescheiden vorgelegt werden. Sie geben ein treues unmittelbares Bild, und lassen erfreulich sehen: wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinnten, besonders auch mit mir, er unablässig gestrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen.

Seyen also diese sorgfältig erhaltenen Erinnerungen hiemit zur rechten Stelle gebracht, in der Ueberzeugung,

Ew. Majestät gewidmet gewesen, so dürfen wohl auch diese aus eigner höchster Bewegung, als auch um des abgeschiedenen Freundes willen, die bisher zugewandte Gnade fernerhin bewahren, damit, wenn es mir auch nicht verliehen war, in jene ausgebreitete königliche Thätigkeit eingeordnet mitzuwirken, mir doch das erhebende Gefühl fortdaure, mit dankbarem Herzen die großen Unternehmungen segnend, dem Geleisteten und dessen weitausgreifendem Einfluß nicht fremd geblieben zu seyn.

In reinster Verehrung mit unverbrüchlicher Dankbarkeit lebenswierig verharrend

Weimar den 18. Oktober 1829.

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Diener

Johann Wolfgang von Goethe.

1793. *

An Zelter.

1. November.

. . . Ein Wort von meiner Lectüre! Mit den Memoiren von Bourrienne[1] bin ich bis zum achten Bande gekommen. Erinnerung und Aufklärung gesellen sich für uns in diesem Werke. Merkwürdig ist zu lesen die neue Ansicht eines wichtigen Punctes der Geschichte: der Verfasser macht höchst wahrscheinlich, daß Napoleon nie den Vorsatz gehabt, nach England über zu setzen, vielmehr

[1] Bourrienne (1769—1834), Geheimsekretär Napoleons I. Seine „Mémoires sur Napoléon“ (10 Bände) erschienen 1829.

habe er unter dieser Vorspiegelung eigentlich nur die Absicht gehegt, den Kern einer großen, thätigen, zu allem bereiten Heeresmacht zu bilden, und um diese Mitte her eine Truppenmasse dergestalt disponirt und locirt, daß er sie in der kürzesten Zeit an und über den Rhein bringen könne; welches ihm denn auch auf den Grad gelungen, daß er, wider aller Menschen Denken und Vermuthen, Ulm eingeschlossen und in seine Gewalt bekommen habe. Von den Folgen dieses Zuges nicht weiter zu reden.

Aufgefordert, unsre Gedanken dorthin zurückzuwenden, fühlen wir uns von einem neuen Staunen angewandelt. Es ist ein Glück, daß zur Zeit, da wir dieses erlebten, das Ungeheure solcher Ereignisse uns nicht deutlich werden konnte.

Nun aber selbst von mir etwas zu sagen, so ist alles, was ich gegenwärtig persönlich leiste rein testamentlich. Das Manuscript der siebenten[1] Lieferung ist abgegangen, das der achten ist so gut wie beysammen und so wäre denn Ostern das Ziel erreicht, welches zu erleben kaum hoffen durfte.

Nun aber muß möglichst redigirt werden, was unter meinen übrigen Papieren von angefangenen und angedeuteten Sachen befindlich seyn möchte von einigem Werth; auch ist meine Correspondenz von einigen Jahren her durchzusehen; am meisten aber fordert mich auf dasjenige zu retten was ich für Naturkunde gethan habe. Von den dreyhundert Naturforschern, wie sie zusammengekommen, ist keiner der nur die mindeste Annäherung zu meiner Sinnesart hätte, und das mag ganz gut seyn. Annäherungen bringen nur Irrungen hervor. Wenn man der Nachwelt etwas Brauchbares hinterlassen will, so müssen

[1] Band 31—35 der Werke, Ausgabe letzter Hand; die achte Lieferung brachte Band 36—40.

es Confessionen seyn, man muß sich als Individuum hinstellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen sich heraussuchen, was ihnen gemäß ist und was im Allgemeinen gültig seyn mag. Dergleichen blieb uns viel von unsern Vorfahren.

Womit also für heute die Unterhaltung möge geschlossen seyn.

Paganini hörte gestern Abend.[1] G.

1794.*

An Zelter.

9. November 1829.

In Deine Zustände kann ich mich aufs Innigste hineindenken und fühlen, auch recht deutlich schauen, wie wunderlich Dein Verhältniß zu dem lieben Menschengeschlecht sich ausgebildet hat. Das liebe Volk (und so sind unsere charmanten Anglomanen Freundinnen auch) glauben, man sey dazu da ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihren Wünschen und Grillen Vorschub zu thun, und so sey es eben recht. Das wissen wir lange, aber es incommodirt doch jeden Tag wo es eintritt. Auf alle Fälle hab' ich es bequemer wie Du, mein Freund; denn wenn ich halbweg guten Humors bin, so geht denn doch ein Tag nach dem andern ganz leidlich hin; nur darauf muß man Verzicht thun, dasjenige gethan zu sehen was man sich vorsetzte. Ich bin zuletzt darauf gekommen nur zu schieben, da muß denn doch zuletzt das Reifste abfallen.

Paganini hab' ich denn auch gehört und sogleich an demselben Abend Deinen Brief aufgeschlagen, wodurch ich

[1] Laut Tagebuch am 30. Oktober.

mir denn einbilden konnte etwas Vernünftiges über dieſe Wunderlichkeiten zu denken. Mir fehlte zudem was man Genuß nennt und was bey mir immer zwiſchen Sinnlichkeit und Verſtand ſchwebt, eine Baſis zu dieſer Flammen- und Wolkenſäule . . .

Läugnen kann ich übrigens nicht daß die Franzoſen mich vorzüglich unterhalten; den Vorleſungen von Guizot, Villemain und Couſin folg' ich mit ruhiger Betrachtung. Le Globe, la Revue française und ſeit drey Wochen le Temps, führen mich in einen Kreis den man in Deutſchland vergebens ſuchen würde. Wenn ich ihnen aber in allem was unmittelbar auf das Sittlich-Praktiſche dringt das größte Lob ertheilen muß; ſo wollen mir ihre Naturbetrachtungen nicht gleichmäßig gefallen. Iſt auch ſchon ihre Erfahrungsweiſe ganz reſpectabel, ſo können ſie beym Ueberdenken ſich von mechaniſchen und atomiſtiſchen Vorſtellungen nicht losmachen, und werden ſie eine Idee gewahr, ſo wollen ſie ſolche zur Hinterthüre hereinbringen, welches ein für allemal nicht geht.

In allem demjenigen, was man Naturforſchung heißt, bleib' ich ernſt und aufmerkſam, Schritt vor Schritt auf meinem Wege. Leider ſind die Mitlebenden gar zu wunderlich. Zeigen mir doch die Mailänder ganz erſtaunt neuerlich an: Herr v. B. wolle ihnen augenfällig ſehen laſſen, das Euganeiſche Gebirg, welches ſie bisher als eine natürliche Vorlage der Alpen angeſehen, ſey plötzlich irgend einmal aus dem Erdboden aufgeſtiegen. Sie laſſen ſich das gefallen, wie ohngefähr die Wilden den Vortrag eines Miſſionairs. Nun meldet man neuerlichſt auch aus dem hohen Norden: der Altai ſey auch einmal gelegentlich aus dem Tiefgrund gequetſcht worden. Und Ihr könnt Gott danken, daß es dem Erdbauche nicht irgend einmal einfällt ſich zwiſchen Berlin und Potsdam auf gleiche Weiſe ſeiner Gährung zu

entledigen. Die Pariser Akademie sanctionirt die Vorstellung: der Mont blanc sey ganz zuletzt, nach völlig gebildeter Erdrinde, aus dem Abgrund hervorgestiegen. So steigert sich nach und nach der Unsinn und wird ein allgemeiner Volks- und Gelehrtenglaube, gerade wie im dunkelsten Zeitalter man Hexen, Teufel und ihre Werke so sicher glaubte, daß man sogar mit den gräßlichsten Peinen gegen sie vorschritt.

Hier hab' ich immer den großen König Matthias von Ungarn bewundert, welcher, bey Strafe, verbot von Hexen zu reden, weil es keine gäbe. Ohne König zu seyn, verhalte ich mich im Stillen eben so gegen jene Strudler, Sprudler und Quetscher, indem ich der Natur in ihrem großen Thun einfachere und grandiosere Mittel zutraue. Indessen ist es doch zu bedauern, wenn man von der Chinesischen Gränze her nichts melden darf als was in Paris gilt.

Verzeih' mir wenn ich fortfahre von Dingen zu reden die Dich direct nicht interessiren; irgend einen Anklang in Deinen Zuständen wirst Du wohl finden. Mich bringt nichts von meinem alten erprobten Wege: die Probleme sachte sachte wie Zwiebelhäute zu enthüllen und Respect zu behalten vor allen wahrhaft stilllebendigen Knospen.

Ich könnte noch viel sagen, wie die letzten Sendungen mich beschäftigen. Auch im Einzelnen ist es wohl heiter und artig, aber zuletzt erscheint es mir: es seyen Rosen, die abfallen, aber nicht ohne Nachkommenschaft und Keime. Je älter ich werde, je mehr vertrau' ich auf das Gesetz, wonach die Ros' und Lilie blüht.

Der vierte und fünfte Band der Correspondenz wird nun auch zu Dir gelangen und gelangt seyn; dabei wirst Du wohl meiner im Guten gedenken. Der sechste Band wird

bald folgen, mit meiner Widmung an den König von Bayern, und so erlebten wir denn auch noch den Abschluß dieses wundersamen Werkes. Und so fortan!

G.

1795. *

An die Gesellschaft für in- und ausländische Literatur in Berlin.[1]

Weimar, den 11. November 1829.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntnis zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer von dem übrigen deutschen Literatur- und Staatswesen im Allgemeinen und Besonderen unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften. Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer fremden Nation nicht erkannt und empfunden werden kann, ohne daß man den Komplex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtige! Dies geschieht nur zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Dies ist aber nicht hinlänglich, sondern man hat noch hinzuzufügen, was sie in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders

[1] Die Gesellschaft, die 1824 von Hitzig begründet worden und bis März 1856 bestanden hat, feierte seit 1825 regelmäßig Goethes Geburtstag und hatte seit 1826 für das beste Goethe feiernde Gedicht jährlich einen Preis ausgesetzt.

auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind . . .

Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht ins Allgemeine, Höhere; am Wenigsten merkt man einen häuslichen, städtischen, kaum einen ländlichen Zustand; von dem, was Staat und Kirche betrifft, ist gar nichts zu merken. Dies wollen wir nicht tadeln, sondern gelten lassen für das, was es ist. Ich spreche es nur deshalb aus, um zu sagen: daß die französische Poesie so wie die französische Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt, in der neuesten Zeit natürlich immer als Opposition erscheint und alles Talent aufbietet, sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher dann freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat, geistreich zu sein.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen, und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns denken macht. — Darf ich aufrichtig reden, so wird hierdurch ein größerer Vortheil erzielt, als wenn wir uns mit ausländischen Dichtern in Korrespondenz setzen wollten. Die besten bleiben immer in ihrem Kreis beschränkte Individuen, welche in solchem Falle gar nichts thun können als schönstens zu danken, wenn man ihre Sachen gut findet. Setzt man daran aus, so ist das Verhältniß sogleich aufgehoben. Befolgt man aber jenen vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von Allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich

nähert, unterrichtet. Bei dem jetzigen schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte.

Aus Allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die englische wie über die italienische müßte man wieder besonders reden; denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

Doch ich schließe hier, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe; erbiete mich, auch in der Folge über die Hilfsmittel mich bescheidentlich zu äußern. Danke zum Allerschönsten für die liebenswürdige Beachtung meines Andenkens und für jenes Schreiben, gezeichnet mit so vielen werthen Namen. Geben Sie mir manchmal Nachricht von dem Fortwalten Ihrer Bemühungen! Empfehlen Sie mich Herrn Geh. Rath Streckfuß[1] und der übrigen Gesellschaft zum Angelegentlichsten!

Treu angehörig

J. W. Goethe.

1796.*

An Johannes Müller.

... Lassen Sie mich hinzufügen, wenn auch nur zum Ueberflusse, daß es vor 40 Jahren einem Kampf galt, der zwar gewonnen, aber doch nicht geendigt ist. Ein Typus sollte anerkannt werden, ein Gesetz von dem in

[1] Adolf Fr. Streckfuß (1779–1844), Uebersetzer von Ariost, Dante und Tasso.

der Erscheinung nur Ausnahmen aufzuweisen sind: eben dies geheime und unbezwingliche Vorbild, in welchem sich alles Leben bewegen muß, während es die abgeschlossene Grenze immerfort zu durchbrechen strebt. Ohne dies zu bedenken, würde man kaum begreifen, wie ein solcher Aufwand von Zeit und Kräften auf diese Einzelheiten konnte gelenkt werden. Betrachten wir gegenwärtig, was in diesem Fache zeither geschehen und was unsere trefflichen Landsleute, die Herren Dalton und Carus geleistet, so gebe man wenigstens freundlich zu, daß damals schon ein Bestreben des Nachsinnens und Bearbeitens im Engen und Stillen obwaltete, welches wir jetzt in der größten Breite und Ausführlichkeit zu belehrender Freude glücklich gelungen sehen.

Gruß an Nees v. Esenbeck. G.

1797.*

An Zelter.

25. Dezember 1829.

Aus Deiner werthen Zuschrift vom 17. ersehe aufs Neue mit Vergnügen daß Du auf dem musikalischen Ocean glücklich schiffest und beherrschest; und so sey denn auch gesegnet, daß Deine Zimmer gleichmäßig geheizt sind und uns ferner die Berliner Zeitungen täglich von dem reizenden Markte unterrichten, welcher um Euch her von dem fremdesten Speisewaaren und Naschwerken aufgeschlagen ist; da kann es auch Euren Tafeln an nichts Gutem fehlen. Fürwahr der Bewohner

einer großen Stadt ist wie zu einem ununterbrochenen Feste eingeladen, wo er nur zu naschen braucht um satt zu werden, indessen wir andern am ernsten Kamine uns zur Noth erwärmen und von Zeit zu Zeit nachsehen, ob die selbstgezogenen Kartoffeln die wir beygesetzt, gar geworden, worauf die Enkel sehnsüchtig warten, sich und dem Ahnherrn die Ungeduld auf den Maultrommeln nicht ganz ungeschickt zu beschwichtigen suchend. An welchem Bilde Du denn den treuen Schüler des Doctor Primrose erkennen wirst.

Warum ich aber diesen werthen Namen gerade hier nenne und meinen Zustand nach dem Bilde seiner Familie symbolisire, will ich mit Wenigem erklären: In diesen Tagen kam mir von ungefähr der Landpriester von Wakefield zu Händen, ich mußte das Werklein vom Anfang bis zu Ende wieder durchlesen, nicht wenig gerührt von der lebhaften Erinnerung wieviel ich dem Verfasser in den siebziger Jahren schuldig geworden. Es wäre nicht nachzukommen, was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpuncte der Entwicklung auf mich gewirkt haben. Diese hohe wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bey aller Uebersicht, diese Sanftmuth bey aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bey allem Wechsel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen, erzogen mich aufs löblichste, und am Ende sind es denn doch diese Gesinnungen die uns von allen Irrschritten des Lebens endlich wieder zurückführen.

Merkwürdig ist noch hiebey daß Yorik sich mehr in das Formlose neigt und Goldsmith ganz Form ist, der ich mich denn auch ergab, indessen die werthen Deutschen sich überzeugt hatten die Eigenschaft des wahren Humors sey das Formlose . . . G.

1798.

An Knebel.

Weimar, den 6. Januar 1830.

Es ist zwar nicht recht und billig, mein theuerster Freund, daß man nach einem so lange, mit und neben einander geführten bedeutenden Lebenswandel zuletzt so ganz ohne Wechselwort und Wirkung verbleibe. Da ich aber von Dir vernehme und weiß, daß Du auf Deinem Gange redlich vorschreitest, Dich zu unterhalten und zu belehren treulich fortfährst, Du auch von mir manches mehr oder weniger Eingreifende von Zeit zu Zeit vernimmst; wie ich mich denn, indem ich dieses oder jenes ausfertige, auch Deiner stillen Theilnahme getrösten darf —: so wollen wir in unserm bisherigen Zustande freundlich verweilen, bis uns eine günstigere Jahreszeit wohl wieder, wenn auch nur auf Augenblicke, zusammenbringt.

An dem vergangenen Winter ist wenigstens die Gleichförmigkeit zu loben. Bey einer wohlerwärmten Stube giebt uns eine weiße Außenwelt ein früheres und längeres Licht, also daß die nächsten Wochen leichter zu überstehen sein werden. Möge Dir und den lieben Deinigen das mögliche Gute zukommen, wenn auch unseren Wünschen und Hoffnungen immer noch etwas zurückbleiben dürfte.

Und so fortan!

Der Deine

G.

1799.*

An Adele Schopenhauer.

. . . Wenn Sie mir nun freundlich melden von den günstigen Wirkungen des, nicht ohne Bedenklichkeit herausgegebenen Briefwechsels,[1] ist es mir höchst willkommen, denn es bestärkt mich im Glauben: gerade diese Mittheilung werde einen freien, wohldenkenden Geist, wenn er sie mit anderen gleichzeitigen Vertraulichkeiten, wie Freunde sich einander offenbarten vergleicht, ganz gewiß einen schönen Aufschluß über die innern ethischen Verhältnisse unseres Literar-Wesens, aus welchem so manches Löbliche hervorgegangen, sich zu gewinnen in den Stand setzen.

Daß etwas für unsern Freund von Schlegel Bedenkliches darin möchte enthalten seyn, wüßte ich mich nicht zu erinnern. Seit dem Druck hab' ich die Briefe nicht wieder angesehn, ja, seit der, vor Jahren durchgeführten Redaction, niemals ganz durchaus gelesen. So viel aber weis ich recht gut: daß ich Schillern oft zu beschwichtigen hatte, wenn von den talentvollen Brüdern die Rede war; er wollte leben und wirken, deshalb nahm er es vielleicht zu empfindlich wenn ihm etwas in den Weg gelegt wurde, woran es denn die geistreichen jungen Männer mitunter nicht fehlen ließen . . .

treu angehörig

Weimar den 16. Jan. JWvGoethe.

[1] Mit Schiller.

1800. *

An Zelter.

15. Februar 1830.

Was den freylich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: Wahrheit und Dichtung betrifft, so ward derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publicum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen bekannte ich mich zu einer Art von Fiction, gewissermaßen ohne Noth, durch einen gewissen Widerspruchs-Geist getrieben; denn es war mein ernstestes Bestreben das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrucken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben; so ist es klar daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangegene jetzt denken, als die Einzelnheiten wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde. Bringt ja selbst die gemeinste Chronik nothwendig etwas von dem Geiste der Zeit mit, in der sie geschrieben wurde. Wird das vierzehnte Jahrhundert einen Kometen nicht ahnungsvoller überliefern als das neunzehnte? Ja, ein bedeutendes Ereigniß wird man, in derselben Stadt, Abends anders als am Morgen erzählen hören.

Dieses alles was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte: Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können. Ob ich ihn

erreicht habe, überlaß' ich dem günstigen Leser zu entscheiden, da denn die Frage sich hervorthut: ob das Vorgetragene congruent sey? ob man daraus den Begriff stufenweiser Ausbildung einer, durch ihre Arbeiten schon bekannten, Persönlichkeit sich zu bilden vermöge? . . .

So weit waren wir gekommen als uns ein zwar gefürchtetes, aber durch Hoffnung abgelehntes Uebel überfiel; davon Dir die Nachricht schon zugekommen ist, welches mein schwarzes Siegel leider bekräftigt.[1] Hiebey wirst Du manches zu denken haben, als Mitgenosse unsres Denkens und Empfindens.

Versäume nicht zu schreiben wie es um Dich aussieht, wie es zugeht und auch wohl wie dieses und jenes gelingt. Auch ich verfehle nicht manches zu vermelden, wenngleich nicht in den ersten Tagen. Und somit fahren wir fort gemeinschaftlich zu handeln und einander davon Kenntniß zu geben, so lange es gegönnt. Und so fortan beharrlichst

G.

1801.*

An Pierre Jean David.

Weimar, den 8. März 1830.

Um baldmöglichst, mein werthgeschätzter Herr, Ihnen für die überraschende Sendung[2] schönstens zu danken, bedien' ich mich meiner Muttersprache, da ich mich in der

[1] Großherzogin Luise war in den Nachmittagsstunden des 14. Februar ohne jeden Todeskampf sanft entschlafen — im Alter von 73 Jahren.

[2] David hatte u. a. Gipsmedaillons von Victor Hugo, Alfred de Vigny Emile Deschamps, Delphine Gay (der späteren Madame de Girardin) und Sabine Tastu gesandt.

Ihrigen nicht so bequem auszudrücken fähig bin; Sie finden in Ihrer Nähe gewiß einen Freund, der Ihnen meine Gesinnungen treulich dolmetscht. Herr Deschamps, dem ich mich vorläufig bestens empfehle, übernimmt ja wol freundlich ein solches Geschäft.

Lassen Sie mich also ohne Uebertreibung sagen, daß Ihre Sendung wahrhaft Epoche in meinem häuslichen und Freundeskreise gemacht hat, doppelt und dreifach erfreulich, weil wir zugleich mit neuen Ansichten uns die schönen Zeiten vergegenwärtigt sehen, wo wir des Vorzugs genossen, Sie bei uns zu besitzen.

Wenn Sie sich, mein Geehrtester, lebhaft erinnern, wie sehr ich mich an den drei Profilen vorzüglicher Männer erfreute, die Sie mir dazumal mitbrachten, so werden Sie wol mit empfinden, welches hohe Interesse die nunmehr gesendete reichhaltige Sammlung für mich haben muß. Den physiologischen und kraniologischen Lehren Lavater's und Gall's nicht abgeneigt, fühl' ich das lebhafteste Bedürfniß, solche Personen, deren Verdienste mir auf irgend eine Weise bekannt geworden, auch individuell im Bilde näher kennen zu lernen und die Gestalt mit dem Werke, mit der That vergleichen zu können. Und wer kann einen solchen Wunsch eher befriedigen als der Bildhauer, der bei einem rein-lebendigen Blick in die Natur einer vollkommenen Technik Meister ist, um dasjenige, was er angeschaut und aufgenommen hat, unmittelbar wieder uns vor Augen zu stellen? Als einen solchen haben wir Sie kennen lernen, als einen solchen beweisen Sie sich in diesen vielfachen, durch mehrere Jahre hindurch gefertigten Bildnissen.

Hierbei scheint mir höchst merkwürdig, daß jedes Gesicht, gleichsam in seiner eigenen Art, durch eine andere Behandlung ausgesprochen worden; die kindlich glatte der

Delphine Gay und die mannichfaltig geschmackvoll umgebene M. Lescot scheinen von zwei verschiedenen Händen zu sein. Ein Gleiches würde von Alten und Jungen und von beiden unter sich wohl durchgeführt werden können.

Höchst angenehm war mir's, Poeten, Künstler, Schriftsteller, deren Arbeiten und Namen mir mehr oder weniger bekannt sind, hier im Bilde zu sehen und in ihren Zügen und Mienen das Complement ihrer Werke auszuführen. Gar Manches wäre hierüber zu sagen, und mehr wird zu sagen sein, wenn ich mit einer so ansehnlichen und trefflichen Gesellschaft mich näher werde bekannt gemacht und mich derselben näher befreundet haben . . .

G.

1802. *

An Zelter.

27. März.

Dem altgegründeten Musiker wie dem wohlfundirten Poeten geht es denn doch in der neueren Zeit wie dem Zauberlehrling:

„Die ich rief die Geister
Werd' ich nun nicht los."

Ich habe nun noch eine besondere Qual daß gute, wohlwollende, verständige Menschen meine Gedichte auslegen wollen und dazu die Specialissima, wobey und woran sie entstanden seyen, zu eigentlichster Einsicht unentbehrlich halten; anstatt daß sie zufrieden seyn sollten daß ihnen irgend einer das Speciale so ins Allgemeine emporgehoben, damit sie es wieder in ihre eigene Specialität ohne Weiteres aufnehmen können.

Doch fällt mir ein daß auch manchmal etwas Anmuthiges aus solchem Bestreben nach Particularitäten entspringen kann.

Eine geistreiche Dame sagte mir bey Gelegenheit jener leidenschaftlichen Elegie, die Du mir in meinen schlechten Zuständen[1] vorlasest: ich möchte dem Frauenzimmer das diese Elegie veranlaßt, irgend etwas zu Liebe thun, um meinen Antheil an einem so liebevollen Gedicht auszudrücken.

Dein reines eigenes Verhältniß zu Emilia Galotti soll Dir nicht verkümmert werden. Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weissischen u. s. w. Wasserfluth um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig.

Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirksam seyn. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor den Respect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß giebt . . . G.

1803. *

An Carlyle.

Das werthe Schatzkästlein,[2] nachdem es durch den strengsten Winter vom Continent lange abgehalten worden, ist endlich um die Hälfte März glücklich angelangt.

Um von seinem Gehalt zu sprechen, erwähne zuerst der unschätzbaren Locke, die man wohl mit dem theuren

[1] Siehe S. 49.

[2] Anfang Dezember von London abgesandt.

Haupte verbunden möchte gesehen haben, die aber hier einzeln erblickt, mich fast erschreckt hätte. Der Gegensatz war zu auffallend; denn ich brauchte meinen Schädel nicht zu berühren, um zu wissen daß daselbst nur Stoppeln sich hervorthun; es war nicht nöthig vor den Spiegel zu treten, um zu erfahren daß eine lange Zeitreihe ihnen ein mißfarbiges Ansehen gegeben. Die Unmöglichkeit der verlangten Erwiederung fiel mir aufs Herz, und nöthigte mich zu Gedanken deren man sich zu entschlagen pflegt. Am Ende aber blieb mir doch nichts übrig als mich an der Vorstellung zu begnügen: eine solche Gabe sey dankbarlichst ohne Hoffnung irgend einer genügenden Gegengift anzunehmen. Sie soll auch heilig in der ihrer würdigen Brieftasche aufbewahrt bleiben, und nur das Liebenswürdigste ihr zugestellt werden.

Der Schottische elegante Turban hat, wie ich versichern darf, zu manchem Vergnüglichen Gelegenheit gegeben. Seit vielen Jahren werden wir von den Einwohnern der drey Königreiche besucht, welche gern einige Zeit lang bey uns verweilen und guter Gesellschaft genießen mögen. Hierunter befinden sich zwar weniger Schotten, doch kann es nicht fehlen daß nicht noch das Andenken an einen solchen Landsmann sich in einem schönen Herzen so lebendig finde, um die National-Prachtmütze, die Distel mit eingeschlossen, als einen wünschenswerthesten Schmuck anzusehen, und die gütige Senderin hätte sich gewiß gefreut das lieblichste Gesicht von der Welt darunter hervorgucken zu sehen. Ottilie aber dankt zum allerverbindlichsten, und wird, sobald unsre Trauertage vorüber sind, damit glorreich aufzutreten nicht ermangeln.

Sagen Sie mir etwa zunächst wie Sie die deutsche Literatur bey den Ihrigen einleiten wollen; ich eröffne Ihnen gern meine Gedanken über die Folge der Epochen,

Man braucht nicht überall ausführlich zu seyn: gut aber ist's auf manches vorübergehende Interessante wenigstens hinzudeuten, um zu zeigen daß man es kennt. Dr. Eckermann macht mit meinem Sohne eine Reise gegen Süden[1] und bedauert, nicht wie er gewünscht hatte, diesmal beyhülflich seyn zu können. Ich werde gern wie obgesagt seine Rolle vertreten. Diesen Sommer bleib' ich zu Hause und sehe bis Michael Geschäfte genug vor mir.

Gedenken Sie mit Ihrer lieben Gattin unsrer zum besten und empfangen wiederholten herzlichen Dank für die schöne Sendung.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 13. Apr. 1830.

1804.

An Gräfin v. Chasseport.

Weimar, den 21. April 1830.

Ihr liebes Schreiben, meine theure Freundin, kam so ganz zu rechter Stunde. Das Gefühl, seine ältesten, ganz zunächst mitlebenden Gönner und Freunde verloren zu haben, tritt freilich manchmal hervor, und so fühlt man es um sich her gar zu hohl und zu leer, besonders wenn irgend ein Umstand eintritt, den man ihnen mitzutheilen, worüber man sich mit ihnen zu berathen viele Jahre gewohnt war.

[1] Augusts Reise nach Italien, von der er nicht mehr heimgekehrt ist.

Sieht man nun aus der weiten Welt ein freundliches Licht erſcheinen, nähert ſich's, und erkennt man eine gebildete, geprüfte Freundin, ſo iſt es gewiß ein glänzender Stern, der uns aus einer düſtern Wolkennacht entgegenleuchtet. Vernimmt man nun zu gleicher Zeit, daß es der Geliebten wohl geht, ſo iſt man in dieſem Sinne wieder aufgerichtet; denn gar oft drücken uns bei eigenen Uebeln auch noch die Uebel der Herzens- und Geiſtesverwandten noch mehr herunter.

In Erwiderung aber Ihren lieben guten Worten darf ich wol ſagen, daß in dieſer letzten Zeit unſere neu eintretenden jungen Herrſchaften Alles zu thun ſich geneigt erweiſen, was mir, wie in jenen früheren Zuſtänden, alles Behagen gewähren können.

Die Frau Herzogin[1] beſonders weiß die mir noch anvertrauten Geſchäfte, und was mich ſonſt berührt, auf die zarteſte und ſinnigſte Weiſe zu fördern und mich dadurch zu überzeugen, daß manches von mir geſtiftete Gute mich überleben ſoll. Hieran werden Sie ſich gewiß theilnehmend erfreuen, wie ich mich an der[2] Ihrer Umſtände erfreut gefühlt habe.

Die guten Reiſenden, die mich beſuchen, bringen mir Manches, wenn ſie mir ſchon die Stunde nehmen. Auch an der Stunde wäre nichts gelegen, wenn ich nicht gerade einen bedeutenden Faden, ich will nicht ſagen abſchneiden, aber doch müßte ſtocken laſſen, um zu vernehmen, wie es auf irgend einem Punkte der bewohnten Welt ausſieht, der mich nicht im geringſten angeht. Wollte man aber billig ſein, und könnte man zuletzt eine Bilance aufſtellen, ſo würde ich doch immer als der Gewinnende erſcheinen; denn es iſt doch keine Kleinigkeit, ſo viel Perſonen als

[1] Großherzogin Maria Paulowna.
[2] Das hier zu erwartende Wort Mitteilung fehlt.

Repräsentanten ihrer Völkerschaften an sich vorübergehen zu sehen und darunter sehr bedeutende Menschen gewahr zu werden.

In wie fern ich die französischen Ankömmlinge freundlich aufnehme, davon kann Herr David, der vorzügliche Bildhauer, ein Zeugniß geben. Er kam an mit dem Wunsch, meine Büste zu bilden; ich ließ mir's gefallen, weil das in drei, vier Tagen wol abgethan sein konnte. Da beliebte es aber dem werthen Manne, eine Masse Thon ins Haus zu schaffen, woraus Gott der Herr mit allen Bequemlichkeiten einen ganzen Adam herausgeknetet hätte. Wir widmeten daher einige Wochen diesem Geschäft; genug, dieses ungeheure Gebilde steht nun, wie ich höre, in Paris in der Werkstatt des genannten vortrefflichen Mannes, und ich wünschte nichts mehr, als daß die liebe Freundin sich dorthin verfügte. Findet sie Aehnlichkeit mit dem ihr schon längst Ergebenen, und spricht sie es aus, so wird es dem werthen Künstler gewiß zur Freude gereichen. Denn es kommt am Ende doch darauf an, ob ein solches Konterfei, das dauern soll dem entschwundenen vergänglichen Wesen einigermaßen zu vergleichen sein möchte.

G.

1805. *

An Varnhagen von Ense.

25. April 1830.

Unserer werthen vieljährigen Freundin, der Frau v. Kalb,[1] die besten Grüße und Versicherungen, daß ich

[1] Charlotte v. Kalb wohnte seit 1820 im Kgl. Schloß zu Berlin.

unſerer frühern, wahrhaft freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtets eingedenk bin. Die Verwirrung, welche der gute Jean Paul in die deutſchen Gemüter gebracht hat, konnte mich nie erreichen. Seine Briefe ſo wenig als ſeine Werke gelangten zu mir, und ſo kann man über das, was darin ſteht, inſofern es mich betrifft, ganz beruhigt ſein. Allerdings hätte ich von Herrn v. Henning mich auch für einen Augenblick gern in jene theologiſchen Unbilden verführen laſſen. In dieſem Punkte ſind wir Weimaraner überglücklich, indem wir in dem Lande Goſen des reinen rationellen Realismus, mit ungetrübter Gewiſſensruhe, verharren, und übrigens einen jeden nach Belieben und Fähigkeiten über Gott, Seele und Welt gern mögen denken laſſen . . .

So weit war ich gekommen, als eine zweite, ſo werthe Sendung[1] bei mir einging, und ich habe nur vor allen Dingen zu erſuchen, des Herrn Staatsminiſters v. Beyme Excellenz meinen verpflichteten Dank auszuſprechen: daß er mich von jener bedeutenden Eröffnung alſobald haben

[1] Varnhagen hatte an Goethe folgende als „Berichtigung" im Intelligenzblatt der Halliſchen „Allg. Lit. Ztg." erſchienene Erklärung überſandt: „Die Zueignungsſchrift des Herrn von Goethe an Se. Majeſtät den König von Bayern vor dem letzten Theil ſeines von ihm herausgegebenen Briefwechſels mit Schiller, enthält einen mittelbaren Vorwurf für die Fürſten Deutſchlands, welche Zeitgenoſſen Schillers waren: daß nämlich Letzterer keinen Beſchützer unter Ihnen gefunden habe, durch deſſen Gunſt ihm das Leben erheitert, dem Vaterlande aber ſeine Geiſtesthätigkeit länger erhalten worden wäre.

Um dieſen Vorwurf wenigſtens von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen, meinem allergnädigſten Herrn, abzuwenden, und in einem Gefühle, das alle meine Landsleute mit mir theilen werden, wage ich es, die amtlich nur mir bekannte Thatſache zu allgemeiner Kenntniß zu bringen: daß unſer allertheuerſter Kö ig Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert hatte, ſich in Berlin niederzulaſſen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus allerhöchſt eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 R hlr. nebſt freyem Gebrauch einer Hofequipage, zugeſichert hatte. Nur deſſen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den großmüthigen Monarchen und unſer engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen.

Berlin, den 27. März 1830. v. Beyme."

in Kenntniß setzen lassen. Freilich konnte der mit jener Erinnerung verbundene Schmerz dadurch nur gesteigert werden, indem ich erfuhr: gerade da, als ich den unschätzbaren Freund, nach einem strebsamen, leidensvollen Leben, in seinem 46. Jahre scheiden sah, eben in diesem Augenblick sei die größte Beruhigung für seine spätern Tage durch die Gunst eines großen Monarchen vorbereitet gewesen. Wie vielen andern Verdienten ist nicht zeither eine solche Beihülfe zu gute gekommen! . . .

G.

1806. *

An Zelter.

29. April 1830.

. . . Auf das Publicandum[1] habe nichts zu erwiedern. Leider erneuert sich dabey der alte Schmerz, daß man diesen vorzüglichsten Mann, bis in sein fünf und vierzigstes Jahr, sich selbst, dem Herzog von Weimar und seinem Verleger überließ, wodurch ihm eine zwar mäßige, aber doch immer beschränkte Existenz gesichert war, und ihm erst zuletzt einen breitern Zustand anzubieten dachte, der ihm früher nicht einmal gemäß gewesen wäre, nun aber gar nicht mehr in Erfüllung gehen konnte.

Hiebey werd' ich veranlaßt Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der

[1] Die Erklärung des Ministers v. Beyme, die inzwischen auch in den Berliner Blättern erschienen war.

größten Wichtigkeit: denn genau beſehen iſt es, von Privatleuten, doch nur eine Philiſterey wenn wir demjenigen zuviel Antheil ſchenken was uns nichts angeht.

Seit den ſechs Wochen daß ich die ſämmtlichen Franzöſiſchen und Deutſchen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen laſſe, iſt es unſäglich was ich für Zeit gewann und was ich alles wegſchaffte.

Die letzten Bände meiner Werke ſind nun in den Händen der Drucker, die nöthigſten Briefe und Antworten ſind faſt alle beſeitigt. Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr ſagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Alſo wollen wir uns, ſolange es Tag iſt, nicht mit Allotrien beſchäftigen . . .

G.

1807.

An Fr. v. Müller.

In dem zurückgehenden mir anvertrauten Brieflein unſeres werthen Niethammer's[1] finde ich, mein verehrter Freund, des wackeren Mannes treue Geſinnungen, die regſten Erinnerungen früher guter Zeiten, einen warmen

[1] Fr. J. Niethammer (1766—1848), der von 1792—1803 in Jena als Dozent tätig und mit Schiller befreundet geweſen, hatte in einem Schreiben an Kanzler Müller ſich gegen die „ſogenannte Berichtigung" Beymes entſchieden ausgeſprochen und u. a. ausgeführt: „Die Angabe, die ſich noch dazu eine amtliche nennt, daß Schiller deshalb nach Potsdamm gekommen ſey, um eine Anſtellung in Berlin zu erlangen, iſt ſo auffallend, daß ſie dem Berichtiger ſchwerlich ungeahndet hingehen wird . . . Einer ſolchen Untreue gegen ſeinen Fürſten, wie ſie in dieſer Berichtigung angedeutet iſt, war niemand weniger fähig als Schiller, das wiſſen all ſeine Freunde." Müller hatte Niethammers Brief Goethe übergeben, der ihm darauf Vorſtehendes antwortete; bis vor wenigen Jahren hat dieſer Brief als an Schelling gerichtet gegolten.

Antheil an der Vergangenheit, wie er ihn sonst an der Gegenwart nahm. Wird mir aber der Gute verzeihen, wenn ich ausspreche: daß ich zu der fraglichen Angelegenheit nicht ein gleiches Verhältniß habe?

In meinen hohen Jahren muß die unverbrüchliche Maxime seyn, durchaus und unter jeder Bedingung im Frieden zu leben; ich möchte um keinen Preis, bey irgend einer Contestation, sie habe einen politischen, literarischen, moralischen Anlaß, als thätig mitwirkend erscheinen.

Was sollte aus den schönen mir noch gegönnten Lebenstagen werden, wenn ich Notiz nehmen wollte von allem was in dem lieben Vaterlande gegen mich und meine Nächsten geschieht! Unserm werthen Freunde ist wahrscheinlich mehr wie wir bekannt, was für Neckereyen und Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten gegen mich ausgehen; ich weiß nur davon was manchmal ein gegenwärtiger theilnehmender Freund, oder wohlwollende Correspondenten erwähnen. Hör' ich doch, daß selbst aus dem Königreiche, dessen höchster Herrscher, wie ein Stern erster Größe, günstig über meinen Schicksalen waltet, das Widerwärtigste verlautet und zwar, was noch sonderbarer scheint, unter der Firma meines werthen Verlegers, mit dem ich seit vielen Jahren in freundlichster Verpflichtung stehe. Hat man jemals von mir eine Reklamation deshalb vernommen, auch nur einen Laut?

Möge Vorstehendes unsern hochgeschätzten Freund in München,[1] den ich schönstens grüße, einigermaßen geneigt machen, es für recht zu halten, wenn ich auf jene Berichtigung schweige, und dem Publicum überlasse, was es darüber denken und urtheilen will. Ich benütze diese Tage, was an mir noch zu berichtigen möglich ist, zu berichtigen,

[1] Wo Niethammer seit 1808 lebte.

und glaube ſo der mir durch mein ganzes Leben höchſt geneigten Vorſehung nach Abſicht und Willen zu handeln.

Alles Gute und Beruhigende!

Treulichſt

JWvGoethe.

Weimar, den 21. Mai 1830.

1808. *

An Auguſt v. Goethe.

. . . den 23. Juni, als am Tag vor Johanni war, mir unwiſſend, das fünfzigſte Jahr voll, gerechnet von meinem Eintritt in die Freymaurer Brüderſchaft; ſie haben dieſen Tag gar anmuthig und vorläufig geehrt, durch ein großes wohlbebuchſtabtes Pergament, durch ein Gedicht und freundliche Meldung. Am Johannistage war Tafelloge, der Saal von Coudray, auf eine eigene geſchmackvolle Weiſe decorirt; Ottilien führte man heute hinein und ſie belobte die Anlage ſehr.

Sodann iſt Holtei gekommen, mit einer allerliebſten jungen Frau, geht als Regiſſeur nach Darmſtadt, wo der Leipziger Hofrath Küſtner, als einmal dem Theaterteufel Verſchriebener, die Direction übernommen hat.

Nun ich auf den letzten Augenblick gekommen bin brauch ich wohl auch nicht zu erwähnen, daß die beiden Bürſchchen[1] gleichfalls ausgetreten ſind; der Eine nach Frankenhauſen, der Andere nach Deſſau, und ich kann

[1] Die beiden Enkel.

versichern daß ich die Gegenwart ihrer Arten und Unarten jeden Augenblick vermisse.

Wenn Eckermann, bey soviel Lockungen und Versicherungen noch beysammen und ein rückwärts blickender Mensch geblieben ist, so sag ihm: Die Walpurgisnacht sey völlig abgeschlossen, und wegen des fernerhin und weiter Nöthigen sey die beste Hoffnung.

Dein letzter Brief enthält den Abschied Mayland; wir werden nun bald etwas von Euren Wanderungen durch die Lombardey hören.

Eins aber hab' ich doch noch zu bemerken. Die Anforderungen von eigenen Handschriften, vermehren sich immer und wird mir immer unmöglicher sie zu befriedigen. Daher hab' ich mich entschlossen dergleichen mit lithographischer Tinte zu schreiben, da sie sich denn gar wohl vermehren lassen; dergl. erhälst Du hoffentlich in Rom, da sie dann immer noch brauchbar sein werden.

Nun wüßt' ich nichts als das Allerneuste, daß soeben der zweyte Bogen der Metamorphose der Pflanzen mit Freund Sorets Uebersetzung zu revidiren ist. Möge Dir dagegen in freyer Luft und schöner merkwürdiger Gegend eine angenehme Stunde beschieden sein.

Wie von je, so fortan,

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 25. Juni 1830.

Nachmittags um 4 Uhr.

1809. *

An Boisserée.

Weimar, 3. Juli 1830.

Mit langen Intervallen sich freundlich zu schreiben ist wohl recht und gut, ja es läßt sich fast nicht anders thun. Dießmal aber, in ruhiger Stunde Ihr liebes Blatt erhaltend, fühl' ich mich angeregt, einiges, wie sonst, sogleich behaglich zu erwiedern.

Ich will gestehen, daß bei meiner neuen Ausgabe für mich unter mancherlei Gutem der größte Gewinn dadurch entsteht, daß ich zu meinen Freunden unmittelbar hinzutrete. Bedenk ich manchmal, daß man gelegentlich ganze Strecken eines angenehm genutzten Lebens mit dem einen und den andern tagtäglich, stundstündlich zusammen war und recht gätliche[1] Fäden mit einander zwirnte, so will es fast seltsam erscheinen, wenn nachher ein jeder auf eigenem Weg, in besonderer Weise fortmühen und streben muß, ohne daß man sich auf irgend eine Weise berühre oder merke, daß man einander angehöre.

Daher denk' ich bei allem, was ich thue, treibe und dichte, wie das wieder einmal eben zu jenen Freunden gelangen möge; sagen sie mir's nun, daß dieß gelungen sey, so ist es ein freudiges Ereigniß, ein geistiges Händereichen über eine ungeheure Kluft. Ich empfehle Ihnen auch in diesem Sinne das 23. Bändchen der Recensionen; ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor, denn ich erinnere mich ja nicht mehr, daß ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine

[1] Thüringer Ausdruck: zusammen passend

entschiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen.

Sie fragen nach dem wöchentlichen Blatte, das Ottilie redigirt; es ist von mehr Bedeutung, als man glaubt für unsern Kreis; alles dichtet und will sich gedruckt sehen, auch haben wir manche Subjekte, auswärtige und einheimische, um uns her, die gar wohl Anspruch darauf machen dürfen. Dieß ist nun für einen geselligen Kreisel ein gar artiges Abschnurren, gibt mehrfaches Interesse, erregt auch manchmal kleine Differenzien und was man zum geselligen Leben verlangt. Ich habe weder an dem Vornehmen noch an der Ausführung im geringsten Theil, sehe es aber gerne, theile sowohl eigene Kleinigkeiten als Fremdes, was mir zur Hand kommt, mit, und so ist das neckische Volk mit schätzenswerther Beharrlichkeit schon bis zum 38. Blatte gelangt. Das Blatt führt den Titel Chaos. Dabei ist gesetzlich, daß die Societät wenigstens in drei Sprachen sich in jedem Blatte müsse hören lassen. Deutsch, französisch und englisch ist das Herkömmliche, doch haben sich auch schon italienisch und die älteren Sprachen blicken lassen . . . G.

1810. *

An Zelter.

8. Juli.

. . . Ferner hab' ich wohl schon gemeldet, daß mein Sohn mit Dr. Eckermann seit Ende Aprils eine Reise nach Süden unternommen. Seine Tagebücher unterwegs bis Mayland, von da bis Venedig, zeugen von seinen guten Einsichten in die irdischen Dinge, von besonnener Thätig-

keit sich mit Menschen und Gegenständen bekannt zu machen und zu befreunden. Der große Vortheil für ihn und uns wird daraus entstehen daß er sich selbst gewahr wird, daß er erfährt was an ihm ist, welches in unsern einfach beschränkten Verhältnissen nicht zur Klarheit kommen konnte. Zu allem diesem wirst Du Deinen Segen geben.

Und hiemit allen guten Geistern empfohlen!

G.

Und am 19. Juli

1811.*

An Zelter.

fügt er hinzu:

. . . Von meinem Sohne will ich noch soviel melden: daß er mit ruhiger Aufmerksamkeit sich umsieht und recht ausführliche Tagebücher schreibt, worauf doch alles ankommt; die Gegenstände schwinden und die Eindrücke verlöschen. Er ging von Mayland, nachdem er die Stadt so wie die Umgegend wirklich erschöpft hatte, über Brescia, Verona, Padua nach Venedig, welches er auch recht wacker durchstöberte; sodann über Mantua, Cremona, Lodi nach Mayland zurück. Hier nahm er noch alle Ueberbleibsel auf, machte Bekanntschaft mit Eurem Herrn Prof. Mauch; sie gefielen sich und gingen etwa den 5. July nach Genua. Eckermann begleitete ihn bisher und auch so weiter.[1] Mein Sohn ist wirklich als realistisch Reisender ganz musterhaft und fühlt erst jetzt wie viel Kenntnisse er eingesogen hat. Seine Einsicht bewies er auch dadurch daß er mir zu meiner Sammlung von Medaillen, besonders gegossenen,

[1] Eckermann trennte sich bereits in Genua von August.

aus dem 15. und 16. Säculum beynahe 100 Stück von der wichtigsten Sorte, um einen leidlichen Preis, eingekauft hate, welche auch schon zu meiner großen Ergötzniß glücklich angekommen sind. G.

1812.

An die Großherzogin Maria Paulowna.

(Weimar Auguſt 1830.[1])

Ew. Kaiſerlichen Hoheit fühle mich durch gnädigſte Mittheilung der hiebei zurückkommenden Bände aufs neue zu lebhafteſtem Dank verpflichtet, indem ich dadurch in den Stand geſetzt werde, im Einzelnen genau und ausführlich einzuſehen, was ich im Allgemeinen ſchon wiſſen und vermuthen konnte.

Sei mir vergönnt bei dieſer Gelegenheit ſchriftlich auszudrücken, was man, wenn es auch auf der Zunge ſchwebt, mündlich zu äußern Anſtand nimmt. Ueber 50 Jahre bin ich dem Fürſten, dem Hohen Hauſe, dem Lande angehörig und habe ſo manches gelingen und mißlingen geſehen durch Verdienſt und Schuld der Perſonen wie auch durch Einwirkung höherer Gewalten. Dabei hat es mir nie an treuem Einwirken und an ernſten Wünſchen gefehlt, deren Erfüllung ich nun mit inniger Freude vor mir ſehe. Einſicht und Ueberſicht, thätige Beſonnenheit, reine Beharrlichkeit und wie viele andere treffliche Eigenſchaften ſah ich nicht wirkſam zu klarſten edelſten Zwecken und

[1] Das Original des Briefes iſt nicht erhalten, im Tagebuche iſt der Brief nicht erwähnt; das Datum des Briefes iſt zwiſchen den 15. und 20. Auguſt zu ſetzen.

genieße auf solche Weise eines Glücks, welches wohl selten einem Menschen zu Theil wird.

Hierzu füge nur noch den Wunsch, Ew. K. Hoheit mögen einen ungestörten Genuß des glücklichen Gelingens Selbst empfinden, dessen sich alles Unternommene zunächst schon jetzt erfreut und sich in unausbleiblicher Steigerung auch zunächst erweisen wird; wobei mir die Hoffnung bleiben möge, nach Kräften in einem so herrlichen Kreise auch fernerhin mitwirken zu dürfen.

G.

1813.

An F. J. Soret.

Nicht goldene Aepfel, mein theuerster, kann ich Ihnen anbieten, wohl aber zarte, vergilbte Blätter, die, wenn sie, im Herbst, von hesperischen Bäumen abfallen, von sorgfältigen Gärtnern der reichen Gefilde nicht ungern aufgelesen werden. Nehmen Sie diese mit Freundlichkeit an, und lassen uns fernerhin den unsterblichen Wärterinnen des ewig keimenden, blühenden und fruchtenden Reiches treu und angehörig bleiben! Am heutigen Festtage[1] uns allen das Beste wünschend!

Weimar d. 30. Sept. 1830.

J. W. v. Goethe.

---

[1] Geburtstag der Prinzessin Auguste von Weimar, seit 11. Juni 1829 mit Prinz Wilhelm von Preußen vermählt. Das Tagebuch verzeichnet am gleichen Tage: „Prinzeß Auguste zu ihrem Geburtstag zwey Theile der neuen Auflage meiner Gedichte. Herrn Soret das schuldige Honorar."

1814.*

An Varnhagen v. Enſe.

3. October 1830.

. . . Die vom Hn. W. v. Humboldt zugegangene Auszeichnung und die Hoffnung ihn wieder in äußerer Thätigkeit zu ſehen, freut mich von Herzen. Seine Anzeige meines 29. Bandes hat mir viel Vergnügen gebracht. Sich wieder einmal in einem verwandten, ſo lange geprüft verbundenen Geiſte zu ſpiegeln iſt vollkommen behaglich fördernd.

Die bildende Kunſt iſt eine Aſträa, die einmal aus himmliſchen Regionen mit ihren Fußſpitzen auf den Erdball getippt, bald aber weiß man nicht, wo ſie hingekommen iſt. Mir hat zunächſt Eugen Neurenther[1] durch ſeine Randzeichnungen zu meinen Balladen und Romanzen und einigen Tyroler Liedern beſondere Freude gemacht. Kann ich in dieſen Tagen einige ruhige Stunden finden, ſo ſende Ihnen davon eine Anzeige. Bey dieſen Heften kann man wenigſtens ſagen: was es iſt, iſt vollkommen, Bewunderung erregend, überraſchend und zum Erſtaunen hinreißend. Hier liegt die Erklärung bedeutender Kunſtregeln ganz nah, ich werde mich wohl aber hüten, das Wort auszuſprechen, das den Menſchen oft noch räthſelhafter vorkommt als das Räthſel ſelbſt.

Soll ich aufrichtig geſtehen, ſo iſt mein Antheil an der neueren Kunſt jetzt ganz eigentlich ſymboliſch; ich ſehe immer mehr, worauf die Arbeiten hindeuten, als was ſie ſind. Ob auf Geiſt? (that is the question).

---

[1] 1806—1882; Schüler von Cornelius.

Verzeihung dieſen extemporirten Aeußerungen! Wer kann ſagen, daß er ſich in dieſen Augenblicken völlig rein zuſammenfaſſe? Und doch ſoll man nicht ſäumen freundliche Mittheilungen treulichſt zu erwidern, wie es der Augenblick geben will . . .

Und ſo fort an

Goethe.

1815. *

An Carlyle.

Das Gegenwärtige, gleichfalls der Sorgfalt Hn. Pariſh's überlaſſene, enthält denn endlich das ſo lange vorbereitete und immer verſpätete Leben Schillers, in deutſcher Ueberſetzung. Mögen Sie zufrieden ſeyn mit der Art wie ich wünſchte Sie und meine Berliner Freunde in lebhaftem und fruchtbarem Verhältniß zu ſehen. In meinen Jahren muß es mir angelegen ſeyn, die vielen Bezüge, die ſich bey mir zuſammenknüpften, ſich anderwärts wieder anknüpfen zu ſehen, und zu beſchleunigen was der Gute wünſcht und wünſchen muß: eine gewiſſe ſittlich freyſinnige Uebereinſtimmung durch die Welt, und wär' es auch nur im Stillen, ja oft gehindert, zu verbreiten; dergeſtalt damit ſich manches friedlich zurecht lege, um nicht erſt zerſtreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verluſt, geſetzt zu werden. Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vortheile der Deutſchen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort thätig erweiſen den unſrigen die Vorzüge der Fremden zu verdeutlichen.

Die Berliner Freunde[1] haben meine Widmung Ihres Schillerischen Lebens gar geneigt aufgenommen und sind zu allen wechselseitigen Mittheilungen erbötig. Sie haben mir ein Diplom zugeschickt, worin sie Herrn Thomas Carlyle zu Craigenputtock zum auswärtigen Ehrenmitglied ernennen . . .

Weimar, d. 5. October 1830. Goethe.

1816.

An Antoine Leonard de Chézy.[2]

Sie werden nicht zweifeln, verehrter Mann, daß ich mit dankbarem Herzen die schöne Gabe empfing, die Sie mir auf das Geneigteste zudachten. Unerwartet folgte jedoch gleich darauf die große Epoche, die uns für unsere werthen Freunde in Paris besorgt machen mußte. Jetzt aber, da sie den allgemeinen Wünschen gemäß vorübergegangen und ich mich vergewissern kann, daß sie keinen der Männer, die mir zunächst am Herzen liegen, schädlich berührt hat, kann ich mit desto freierem Geiste Gegenwärtiges entlassen und darf aussprechen, welch ein ganz vorzügliches Geschenk Sie mir durch die Uebersetzung der „Sakuntala" verliehen haben.

---

[1] Die „Gesellschaft für ausländische schöne Literatur in Berlin", an die Goethe in einem Schreiben vom 15. April Carlyle empfohlen hatte als einen Mann, „welchen ich unter diejenigen zähle, die in spätern Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben."

[2] Antoine Leonard de Chézy (1773–1832), der bekannte Pariser Orientalist, hatte Goethe seine Ausgabe und französische Uebersetzung der „Sakuntala" des Kalidasa gesandt.

Das erste Mal, als ich dieses unergründliche Werk gewahr wurde, erregte es in mir einen solchen Enthusiasmus, zog mich dergestalt an, daß ich es zu studiren nicht unterließ, ja sogar zu dem unmöglichen Unternehmen mich getrieben fühlte, es, wenn auch nur einigermaßen, der deutschen Bühne anzueignen. Durch diese, wenngleich fruchtlosen Bemühungen bin ich mit dem höchst schätzbaren Werke so genau bekannt geworden, es hat eine solche Epoche in meinem Lebensgange bestimmt, es ist mir so eigen geworden, daß ich seit dreißig Jahren weder das englische noch das deutsche je wieder angesehen habe.

Nun aber begrüßt Ihre unmittelbare durchstudirte Uebersetzung mich in hohen Jahren, wo der Stoff eines Kunstwerks, welcher sonst den Antheil eines Kunstwerks meistens bestimmt, für die Betrachtung fast Null wird und man der Behandlung allein, aber in desto höherem Grade, Ehre zu geben sich gefähigt fühlt.

Soll ich meine Betrachtungen hier in Kurzem zusammenfassen? Ich begreife erst jetzt den überschwänglichen Eindruck, den dieses Werk früher auf mich gewann. Hier erscheint uns der Dichter in seiner höchsten Funktion als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesbetrachtung; zugleich aber bleibt er dergestalt Herr und Meister seiner Schöpfung, daß er gemeine und lächerliche Gegensätze wagen darf, welche doch als nothwendige Verbindungsglieder der ganzen Organisation betrachtet werden müssen.

Dieses Alles wird nun erst recht eingänglich durch die anmuthige, in so hohem Grade gebildete französische Sprache, und es ist uns im Augenblick zu Muthe, als wenn wir alles Heitere, Schöne, Kräftige, was wir jemals in diesem Idiom vernommen, nochmals anklingend empfänden.

Ich könnte noch lange fortfahren und gar manches Bedeutende hier anknüpfen; aber ich will abbrechen und nur noch wiederholt versichern, daß Ihre „Sakuntala" unter die schönsten Sterne zu rechnen ist, die meine Nächte vorzüglicher machen als meinen Tag.

Dankbar, hochachtungsvoll

verpflichtet

Weimar, den 9. Oktober 1830. W. Goethe.

Je vous adresse cette lettre dans une langue où je suis sûr, d'exprimer avec justesse mes pensées et mes sentiments. Je l'aurais encore choisie pour vous écrire, quand même je n'aurais pas eu cette persuasion, que vous êtes entièrement pénétré de l'esprit de notre langue et du charactère de notre nation dans ces aimables relations avec une épouse chérie (Madame de Chézy), que nous comptons parmi nous, dont l'absence vous est si douloureuse et sur laquelle vous vous exprimez avec une sensibilité si touchante.

1817.*

An Zelter.

29. October 1830.

Du thust mir einen wahren Freundschaftsdienst, wenn Du mir manchmal das lebendige Berliner Treiben, als Schattenspiel, durch meine Einsiedeley führst; kaum daß ich mein kleines Hinterzimmer verlasse, das Du kennst, Tag

und Nacht beſchäftigt die Kräfte zu nutzen die mir geblieben ſind. Gar manche Forderungen von Innen und von Außen ſetzen ſich fort, erneuern ſich auch wohl, und ſo geht ein Tag, oft ein Theil der Nacht hin, wo ich Deiner viel gedenke und oft wünſchte mich mit Dir auszureden; wozu Deine Briefe gar löblichen Text enthalten. Und ſo will ich denn das Nächſtvergangene vornehmen.

Die werthe Milder habe einen Augenblick bey mir geſehen, leider aber nicht gehört; ins Theater komm ich nicht mehr und ein Concert bey mir einzurichten, wollte ſich nicht machen. Auch Deine früher empfohlene Frau von Wahl, die, wie mir Ottilie meldet, aus Italien munter und wohl zurückkehrt, konnt' ich diesmal nicht ſprechen. Laß mich entſchuldigt ſeyn. Fremde Zuſtände mir zu vergegenwärtigen, will mir nicht mehr gefallen; ich habe an meinen eignen zu richten und zu ſchlichten.

Mich freut daß Du Hrn. von Humboldt, wegen ſeiner Aeußerungen über meinen Römiſchen Aufenthalt, etwas freundlich-dankbares geſagt haſt, mir haben ſie zu Erinnerung und Nachdenken viel Gelegenheit gegeben. Es iſt merkwürdig wie er alles an- und aufregt, wie er ſich in die dortigen Zuſtände verſenkt hat und mich daſelbſt betrachtet. Ihm von Innen heraus entgegen zu gehen fand ich alle Urſache, und bin auf mancherley Betrachtungen über mich ſelbſt dadurch zurückgeführt worden.

Wie gern möcht' ich in Eurem unſchätzbaren Muſeum mein Erkennen und Wiſſen recapituliren, meine Unwiſſenheit geſtehen, meine Begriffe bereichern und vervollſtändigen, am meiſten aber einen freyen Genuß einmal, ohne Kritik und Geſchichte, mir gewinnen. Das Denken über ein Kunſtwerk iſt eine ſchöne Sache; der Beyfall aber muß vorausgehen und das Urtheil folgen . . .

G.

1818.

An Zelter.

6. November 1830.[1]

Von dem Zweige Deiner Liedertafel zu sprechen, mit dem Du nicht unzufrieden bist, möchte ich sagen: daß diese guten jungen Leute, der fortschreitenden Zeit gemäß, natürlicherweise auch vorwärts wollen; aber wohin? das ist die Frage. Wir andern, wie alle unsre Lieder zeugen, verlangten eine gesellig-abgegränzte Heiterkeit und setzten uns in die unschuldige Opposition mit den Philistern. Diese sind zwar weder überwunden noch vertilgt, aber sie kommen nicht mehr in Betracht. Nun suchen sich die neuern Muntern auf einer höhern Stufe ihre Gegner, und es sollte mich wundern, wenn Deine Schüler nicht auf die Sprünge von Béranger kämen. Das ist freylich ein Feld wo noch was zu thun ist und wo sie uns überbieten können, vorausgesetzt daß sie so viel Talent haben als der Genannte. Dieses aber so wie manches Andere sey den Dämonen empfohlen, die ihre Pfoten in all dem Spiele haben.

Daß Bürgers Talent wieder zur Sprache kommt, wundert mich nicht; es war ein entschiedenes Deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publicum. Ich habe gewiß, als junger Enthusiast, zu seinem Gelingen vor der Welt viel beygetragen, zuletzt aber war mir's doch gräßlich zu Muthe wenn eine wohlerzogene Hofdame, im galantesten Négligé, die Frau Fips oder Faps wie sie heißt, mit Entzücken vordeclamirte. Es ward bedenklich den Hof den man ihr zu machen ange-

[1] Von Goethe als Fortsetzung des vorigen Briefes bezeichnet.

fangen hatte, weiter fortzuſetzen, wenn ſie auch übrigens ganz reizend und appetitlich ausſah.

Schiller hielt ihm freylich den ideelgeſchliffenen Spiegel ſchroff entgegen und in dieſem Sinne kann man ſich Bürgers annehmen; indeſſen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben ſich leiden, da er etwas anderes wollte, was er auch erreicht hat.

Bürgers Talent anzuerkennen koſtete mich nichts, es war immer zu ſeiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer, und wird in der Geſchichte der Deutſchen Literatur mit Ehren genannt werden.

Daß unſre ſechs Bändchen, die Du nun verſchlungen haſt, Dich im Innern zugleich erfreuen und peinigen, liegt in der Natur der Sache. Wenn Du nun überlegſt daß Schiller gerade in der rechten Zeit von hinnen ging und uns die Epoche von 1806 u. ſ. w. auf dem Halſe ließ; ſo kannſt Du allerley denken, da Dir dieſe auch genugſam gelaſtet hat.

Meine Farbenlehre war bis etwa in den 10 ten Bogen abgedruckt, die dazu gehörigen Papiere waren das erſte was ich rettete. Wunderſam genug fand ſich daß irgend jemand anders auch dieſes Aſyl für bedeutende Dinge geſucht, und mein Geflüchtetes beſeitigt hatte. Es war auch ſo gerettet. Ich fand mich in Stand geſetzt das ganze Werk, nach beſter Ueberzeugung, vier Jahre hernach herauszugeben, ich wüßte noch jetzt nicht viel daran zu ändern. Was zu ſuppliren war hab' ich anderwärts gethan, und noch weiß vielleicht niemand vollkommen was er damit machen ſoll.

Mit dieſem Beſondern ſprach ich aus: daß wir ſeit Schillers Ableben nicht aufgehört haben uns tauſendfach zu bemühen, bis auf den heutigen Tag, der nach ſeiner Art gleichfalls auf uns laſtet.

Erlaube mir dieſe wunderbar hin- und herſpringende Manier, es gibt ſonſt kein Geſpräch und keine Unterhaltung; ich erlaube Dir das Gleiche ohne viel Beſinnen. Es gilt am Ende doch nur Vorwärts!

G.

* * *

Am 19. November verzeichnet Goethes Tagebuch:

Gegen Abend Herr Geh. Rath von Müller und Hofrath Vogel, mir mit möglichſter Schonung das in der Nacht vom 26. bis 27. October erfolgte Ableben meines Sohnes in Rom zur Kenntniß zu bringen.

Wie die Todesbotſchaft auf Goethe wirkte, wird aus einem Briefe von Alwine Frommann an Marianne v. Willemer vom 16. November erſichtlich: „Vielleicht kann es Ihnen eine Beruhigung geben, verehrte Freundin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Goethe am Sonnabend ſelbſt geſehen und ihn körperlich leidlich wohl gefunden — am Mittwoch Abend hat er die Nachricht erfahren durch den Geheimerath v. Müller, dem ſie Keſtner und ein Maler Preller aus Rom geſchrieben; Letzterer hat Auguſt die drei Tage, wo er krank lag, gepflegt. Auch ſind noch mehrere Briefe aus Rom angekommen, die beſtätigen, daß Scharlach und zuletzt ein Nervenſchlag ſein ſchnelles Ende herbeigeführt. Goethe ſpricht faſt mit niemand darüber: mit ſeinem Arzt, Geheimerath Müller, Röhr und vielleicht noch Wenigen, mit Ottilien faſt gar nichts, welches eine große Qual für ſie iſt, da ſie aufs heftigſte erſchüttert iſt, doch iſt er ſehr freundlich gegen ſie und hat ſie viel um ſich; Mittags ißt ſie mit den Kindern bei ihm, ſeit Auguſt weg iſt, und auch Abends läßt er ſie jetzt meiſtens einige Stunden zu ſich kommen; ſie beklagt ſehr, nicht über Kunſtſachen mit ihm ſprechen zu können, da er ſich auch jetzt damit am meiſten beſchäftigt; alles hofft für ihn, daß Zelter kommt. Mich hat ſein Anblick tief erſchüttert und während er an ſeinem Geburtstag, wo ich auch bei ihm zu Mittag war, ſo heiter und liebenswürdig war wie ſeit Jahren, ſaß er jetzt oft ganz verſunken da; dann wollte er wieder freundlich mit uns ſprechen, man fühlte aber die

Anstrengung. Oft sah er die Kinder wehmüthig an und sagte ‚Ihr armen Kinder‘ — es schnitt mir durchs Herz, auch schien er mir unwohl, Ottilie sagte aber, sie finde ihn wieder besser als vor einigen Wochen. Er sieht ziemlich viel Besuch — das traurigste ist, daß alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater, selbst wenn er auch nicht alles wußte, fühlen müssen, daß dies das mildeste war, was geschehen konnte.“

Am 21. November schreibt Goethe:

1819.

An Zelter.

Nemo ante obitum beatus, ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: „Prüfungen erwarte bis zuletzt.“

Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt; mir auch nicht, und es scheint als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sehe nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Drath zusammengeflochten.

Dank für Deinen lieben Brief! hatt' ich Dir doch auch einmal eine solche Hiobsbotschaft als gastlichen Gruß einzureichen. Dabey wollen wir es denn bewenden lassen.

Das eigentliche wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe.

Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt

sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.

Weiter will ich nicht gehen, behalte mir aber doch vor von diesem Puncte gelegentlich fortzuschreiten. Meine herzlichsten dankbaren Grüße an alle so treulich Theilnehmende.

Treu angehörig

G.

„Der Körper muß", hatte der mehr als Achtzigjährige geschrieben; wenige Tage darauf aber, in der Nacht zum 26. (Freitag) überfiel ihn ein Blutsturz. Eckermann berichtet am 30.: „Goethe setzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut, welches bei seinem achtzigjährigen Alter viel sagen will. Die große Geschicklichkeit seines Arztes, des Hofrats Vogel, verbunden mit seiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal gesiegt, so daß er mit raschen Schritten seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten, doch sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten. Diesen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet das er mit der Bleifeder im Bette geschrieben:

„Haben Sie die Güte, mein bester Doktor, beikommende schon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. ‚Faust' folgt hierauf.

Ein frohes Wiedersehen!

W. d. 30. Nov. 1830.

Goethe."

Am 1. Dezember bereits ſchrieb Goethe, die Eingangs- und die Schlußzeilen eigenhändig mit Bleiſtift:

1820.

An Marianne v. Willemer.[1]

Daß ich noch lebe und liebe kann ich vermelten! Mit der Krankheits-Geſchichte verſchon ich die Freunde. Hier! was mein trefflicher Arzt von der löblichen Geneſung meldet.

Man kann behaupten, daß jetzt alle Functionen in Ordnung ſind. Der Schlaf iſt gut, der Appetit nicht unbedeutend, die Verdauung regelmäßig. Die Kräfte ſind bey weitem nicht ſo geringe, als man bey ſolchen Vorgängen fürchten müſſen. Die vortreffliche Conſtitution des verehrten Kranken läßt eine baldige Wiederherſtellung mit gutem Grunde hoffen.

W. d. 29. Nov. 1830.

Dr. Vogel.

Lebhaften Dank für ſo manches Angenehme Geſendete. Auch bis heute d. 1. Dec. geht es erwünſcht.

Herzlichſt

Goethe.

1821.

An Willemer und Frau.

Aus Beygehendem, theuerſte Freunde, erſehen Sie daß uns nichts anders übrig bleibt als, nach Meiden, Scheiden,

[1] Einen im Uebrigen wörtlich gleichen Brief erhielt Zelter, nur lautet der erſte Satz: „Noch iſt das Individuum beyſammen und bey Sinnen.“

Leiden, wieder an Freuden zu denken, wenn auch nicht für uns, doch für andere.

Hier iſt es nun zu thun, das Weihnachtsfeſt den Enkeln, nach ihrem Sinne, möglichſt auszuſchmücken, welche, ſo froh, als läge nichts hinter ihnen, dieſer erſehnten Epoche, lernend, muſicirend, ſpielend entgegen leben.

Zu Beruhigung der geliebten Freunde darf ich vermelden: daß, verhältnißmäßig zu der Lage, ich mich nicht beſſer befinden könnte.

Nochmals für alles freundlich Geſendete dankend, zeige an: daß die zugeſagten Feſtbilder nächſtens ankommen werden. Eingepackt in die Teppichmuſter, welche ich dankbar, ohne weitere Beſtellung, zurückſende. Das grüne würde ich gewählt haben wenn es Zeit wäre das Haus zu ſchmücken.

Und ſo fortan!

treu angehörig

Weimar den 2. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

1822.*

An Zelter.

6. December 1830.

Es wird ſich wohl einleiten laſſen daß unſere Mittheilungen nicht unterbrochen werden. Ich ſchreibe manches mit Bleyſtift welches mundirt wird. Alles kommt darauf an, daß die Kräfte, die mir geblieben ſind und die ſich allmählig vermehren, wohl genutzt werden; denn es bedarf

deren. Die mir auferlegten Laſten vermindern ſich nicht, doch vertheil' ich ſie auf Wohlgeſinnte, die ſich an dieſem Falle doppelt erproben. Nach und nach hörſt Du das Weitere. Schon ſeit einiger Zeit trau' ich dem Landfrieden nicht und befleißige mich das Haus zu beſtellen; das geht nun fort, rein und ſtetig, zu meiner großen Beruhigung.

Wegen unſerer Correſpondenz iſt Vorſorge getroffen. Willſt Du, wie ich denke, den künftigen nicht unbedeutenden Betrag des Erlöſes auch für Doris beſtimmen, ſo drücke es in einem legalen Document gegen mich aus, damit es ſich an die andern Verfügungen geſetzlich anſchließe, wodurch ich möglichſt die wunderliche Complication der Zuſtände für die nächſte Zukunft zu ſichern für Pflicht halte . . . G.

1823. *

An Zelter.

Weimar 10.—14. Dezember.

Du haſt vollkommen recht, mein Beſter! wenn ich das Uhrwerk meiner Lebensbetriebe nicht gehörig in Ordnung hielte, ſo könnte ich in einem dergleichen leidigen Falle kaum weiter exiſtieren. Diesmal aber hat der Zeiger nur einige Stunden retardirt und nun iſt alles wieder im alten, mäßigen Gange.

Jedoch hab' ich Dir vom Verlauf des Novembers noch Einiges zu bekennen. Das Außenbleiben meines Sohnes drückte mich, auf mehr als eine Weiſe, ſehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu einer Arbeit die mich ganz abſorbiren ſollte. Der vierte Band meines Lebens lag, über zehn Jahre, in Schematen und theilweiſer Aus-

führung, ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an und es gelang so weit, daß der Band, wie er liegt, gedruckt werden könnte, wenn ich nicht Hoffnung hätte den Inhalt noch reicher und bedeutender, die Behandlung aber noch vollendeter darzustellen.

So weit nun bracht' ich's in vierzehn Tagen, und es möchte wohl kein Zweifel seyn, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponirt finden mochte, dürften verursacht haben. Plötzlich, nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, riß ein Gefäß in der Lunge und der Blutauswurf war so stark, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben. Nächstens noch von andern Dingen, worauf ich den vergangenen sonnenlosen Sommer aufmerksamen Fleiß gewendet, zu vorläufiger und, wie ich hoffe, zu künftiger Zufriedenheit.

Schon manchmal hab' ich bedacht, wie wir beide gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, giebst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hiezu noch der Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da giebt es denn schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie Merlin vom leuchtenden Grabe her, mein eignes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in die Ferne vernehmen lasse . . .

G.

1824.*

An Marianne v. Willemer.

. . . Von meinen Zuſtänden kann ich das Beſte verſichern. Da die Kriſis einmal glücklich vorüber iſt, läßt ſich denken, daß ich mich beſſer befinde als vorher, wo doch immer etwas unbeſtimmt Bedrohliches im Körper lag. Doch iſt mir nicht beſchieden, ein meinem Alter und Kräften gemäßes behagliches Leben zu führen. Die äußere Welt fragt nicht wo man die Kräfte hernimmt, ihre Forderungen bleiben gleich; es thäte Noth man wäre immer dreyßig Jahre alt. Doch ſuche ich mit Mäßigung und Gleichheit über die Verſchränkungen und Beſchränkungen hinauszukommen, die mich ſeit zwei Monaten umfangen und feſthalten. Bleiben Sie mir liebend und gewogen jetzt und künftig. Dr. Eckermann iſt angekommen, empfiehlt ſich zum Schönſten und iſt mir von bedeutender Beyhülfe.

treu angehörig

Weimar den 19. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

1825.*

An Auguſt Keſtner.[1]

Je länger ich aufſchiebe, theuerſter Mann, Ihnen zu ſchreiben, deſto ſchwerer wird es mir und es möchte mir

[1] Vierter Sohn von Charlotte Keſtner (Lotte Buff). Er war damals hannöverſcher Miniſterreſident in Rom.

zuletzt ganz unmöglich werden, wenn ich nicht entschlösse gerade hin auszusprechen, wie es mir eben zu Sinne kömmt. Es bleibt eine schwere Aufgabe, nach bedeutenden Unfällen sich wieder zu fassen und zu sammeln, da man denn erst später zur Besinnung kömmt, wenn man dabey eigentlich den größten Dank schuldig ist. Es tritt dann zugleich die Ueberzeugung ein, daß Worte nicht hinreichen denselben abzustatten.

Wenn ich mich zu Ihnen nach Rom denke, so muß ich mir den bänglich zweifelhaften Zustand wieder vor die Seele führen, in welchem ich die acht vergangenen Monate verlebte. Mein[1] Sohn reiste, um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich; er hatte Mayland, die Lombardey, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen, mit tüchtigem frohem Antheil bereist und beschaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mayland wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für Natur und Kunst; er war behaglich bey Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Eben so setzte sichs fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde vergnüglich zusammentraf und sich darauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbeins, der zwischen gedachtem Ort und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an 4 Wochen fest; aber auch dieses Unheil, so wie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beydes in der großen Hitze sehr beschwerlich, übertrug er mit männlich gutem

[1] Von hier ab bis auf Seite 327, Zeile 23 übereinstimmend mit der Mittellung „Freundlich zu gedenken“, die Goethe dann am 28. Februar 1831 an Zelter und wohl auch an andere Freunde sandte.

Humor; seine Tagebücher blieben vollständig und er verließ gedachten Ort nicht eher, bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längeren in Florenz benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit; sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen.

Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler Herrn Zahn, der bey seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegenkam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beystand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen; sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben, ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig.

Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen.[1]

Leider schließen sich hier Ihre freundschaftlichen Behandlungen, Ihre Förderniſse, Ihre Sorgfalt, Ihre Beyhülfe, Ihr Schmerz an meine Briefschaften schmerzlich an, und ich fahre nicht weiter fort als um zu sagen, was

[1] Indem Schreiben an Zelter heißt es dann weiter: „Die schöne und liebevolle Aufnahme der dortigen Deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht giebt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus seinen Reiseblättern, das Gedächtniß dieses eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen. Und so, über Gräber, vorwärts!"

sich von selbst versteht, daß, nachdem ich die gehegte Hoffnung verloren, ihn bey seiner Rückkehr gesund und munter zu begrüßen, ihm seinen Theil an gemeinsamen Geschäften, die Führung des Haushalts, die Unterstützung seiner Gattin, die Erziehung seiner Kinder für die Zukunft zu übergeben, dieses alles nunmehr lastend auf mir zurückbleibt und ich täglich und stündlich einsam veranstalten muß, was ich im Ganzen, jüngeren Thätigkeiten zu übertragen gedachte.

Fügen Sie hinzu, daß ich an meinen dichterischen und wissenschaftlichen und sonstigen geistigen Arbeiten noch gar Manches zu ergänzen, zu ordnen habe, manches redigiren und zurechtstellen, für die Zukunft der Meinigen sorgen muß, auch gegen die gesellige Außenwelt mich gewissen Verhältnissen nicht entziehen kann; so werden Sie sich überzeugen, daß ich ein operoseres Leben führe, als meinen hohen Jahren zuzumuthen billig ist. Da uns Erdebewohnern aber Kampf und Strauß bis ans Ende zu bestehen nicht erlassen wird, so überfiel mich am Schluß des vorigen Monats sogar eine bedenkliche Krankheit, von der ich mich schnell möglichst zu erholen das Glück hatte, und nun in dem Falle bin, am Ende meiner Tage noch als wie zu einem neuen Anfang mich einzurichten.

Hier muß ich schließen, indem ich nochmals versichere, daß ich alles dasjenige, was von römischen Gönnern und Freunden meinem Sohn in den wenigen Tagen Ergötzliches und Hülfreiches geschehen, sowie das, was nach seinem Ableben veranstaltet worden, in seinem gründlichen Werthe vollkommen anerkenne. Denen Herren von Bunsen, Plattner, Riccardi, Thorwaldsen und allen und jeden meine dankbarsten Empfehlungen; den guten und geschickten Preller mit eingeschlossen, der, wie ich höre, auch von einer Krankheit angefallen worden. Haben Sie die Güte, einem so schönen Talente mit einsichtigem Rathe beizustehen,

welchen zu beherzigen freylich unsere Jugend selten ein Ohr hat . . .

treu geeignet

J. W. v. Goethe.

Weimar den 27. Decbr. 1830.

1826.*

An Zelter.

Weimar 4. Januar 1831.

. . . Die zwey ersten Acte von Faust sind fertig. Die Exclamation des Cardinals von Este,[1] womit er den Ariost zu ehren glaubte, möchte wohl hier am Orte seyn. Genug! Helena tritt zu Anfang des dritten Acts, nicht als Zwischenspielerin sondern als Heroine, ohne Weiteres auf. Der Decurs[2] dieser dritten Abteilung ist bekannt; in wiefern mir die Götter zum vierten Acte helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes steht auch schon auf dem Papiere. Ich möchte diesen zweyten Theil des Faust, von Anfang bis zum Bachanal, wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen und sie werden etwas aufzurathen finden.

Noch ein bedeutendes Wörtchen zum Schluß. Ottilie sagt: unsre Correspondenz sey für den Leser noch unterhaltender als die Schillerische. Wie sie das meynt und sich's auslegt, wo möglich nächstens zu guter Stunde.

Und so fernerhin G.

[1] Der nach der Lektüre des „Rasenden Roland" ausrief: „Messer Lodovico, wie kommt Ihr nur zu all den Torheiten".

[2] Hier im Sinne von „Ende".

1827.*

An Adele Schopenhauer.

. . . Unser August ist nicht wieder gekommen. Wenn Geist und Character der Hinterbliebenen wie man fordert, solchen Fällen gewachsen seyn sollen, so muß der Körper sich dabey ganz natürlich betragen und bey einer sittlichen Krise zu seiner Erhaltung eine physische erfolgen lassen. Und so war ich denn, meine Gute, dem äußern Anschein nach, schon mit den Fußzehen im Flusse des Vergessens, sollte aber diesmal doch die Barke nicht erreichen. Hierauf denn bleibt mir nichts übrig als von vorn anzufangen und die mißliche Rolle eines deutschen Hausvaters zu spielen; zwar, wie ich dankbar anerkennen muß, unter den günstigsten äußeren Umständen.

Eben als ich schließen will stockt mir die Rede. Ich kann nicht ausdrucken wie mich das Hinscheiden unsres Niebuhrs[1] angegriffen hat. Eben wollt ich Ihnen die freundlichsten Grüße an denselben auftragen. Vor drey Wochen erhielt ich einen treuen, verständig-wohlwollenden, belehrenden Brief von ihn und habe mich tagtäglich mit dem zweyten Theil römischer Geschichte neuster Ausgabe beschäftigt, und, in anhaltendem geistigen Gespräch mit ihm, einen Brief, den ich an ihn senden wollte, vorbereitet. Nun muß ich das für mich allein durcharbeiten und das ist eine leidige Zugabe, die mir eben jetzt sehr ungelegen kommt.

Möge es unter uns noch lange beym Alten bleiben.

Weimar den 10. Jan. 1831.

JW v Goethe.

[1] Am 2. Januar.

1828. *

An Zelter.

... Deine Einleitung zu Händels Te Deum ist höchst wacker und brav und Deiner würdig. — Das liebe, allerliebste gegenwärtige Publicum meynt immer: das was man ihm vorsetzt müßten jedesmal warme Kräppel aus der Pfanne seyn. Es hat keinen Begriff daß man sich zu jedem Neuen und wahrhaft Altneuen erst wieder zu bilden habe. Doch wie sollten sie dazu kommen? Werden sie doch immer neu geboren.

In den Wissenschaften hör' ich schon mein liebes langes Leben lang, bey Gelegenheit mancher bedeutenden Productionen: was wahr daran sey, sey nicht neu und das Neue nicht wahr; d. h. doch weiter nichts als: was wir gelernt haben, glauben wir zu verstehen; und was wir lernen sollen, verstehen wir nicht.

Hätt' ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt' ich die Menschen nie kennen lernen. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernsten, Redlichen gar bald deutlich was das für Personnagen sind, die der Natur Unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht und sogar wenn sie von Menschen schon ausgesprochen ist.

Nun will ich aber bekennen daß ich neulich[1] gefrevelt habe, wenn ich, im Unmuth über Niebuhrs Tod, zu sagen mich vermaß: nur Niebuhr sey es, und nicht das von ihm so glücklich behandelte alt-Römische Wesen, was mich interessire; das ist keineswegs richtig. Denn der Ver-

[1] In einem vom 17. Januar datierten Briefe an Zelter.

ständige, der irgend eine Angelegenheit liebevoll und gründlich behandelt, giebt uns Theil an seiner Theilnahme und nöthigt uns in seine Angelegenheiten hinein. So find' ich es jetzt, da die Römisch-antiquarische Societät fortfährt mir ihre Bemühungen mitzutheilen, die ganz im Sinne Niebuhrs, von ihm angeregt und nun auf seine eigentlichste Weise fortgeführt, ihn nach seinem Abscheiden wirklich wieder beleben. Er geht noch umher und wirkt . . .

29. Januar. G.

1829.

An J. H. Meyer.

In Erwartung Ihrer freundlichen Zusprache send' ich die Anfrage voraus: ob Sie mir mit etwa Dreyhundert Thalern auf kurze Zeit aushelfen mögen? und können. Mein ökonomisches Wesen erlebt eine wunderliche Krise.

W. 8. Febr. 1831. G.

1830. *

An Wilhelm Zahn.

Weimar, den 24. Februar 1831.

Das Schreiben meines Sohnes, datirt den 13. September von Neapel, war eins der angenehmsten seiner bisherigen Wallfahrt. Nach manchen Unbilden einer sonst glücklichen Reise, nach überstandenen harten Meeresstürmen, war er endlich im herrlichsten Hafen angelangt, an einem bedeutenden Festtage, welches gute Vorbedeutungen aufzu-

fordern ſchien. Sein Glück hielt ich für ganz vollkommen, da er Sie gleich antraf,[1] und es ihm ſodann an Leitung Führung und allen möglichen Förderniſſen nicht fehlen konnte. Wenn das durch Ihre Vermittlung möglich gewordene Ereigniß einer beſonders gewidmeten Ausgrabung[2] auch fernerhin die Folge haben kann, daß unſer Name heiter in Pompeji von Zeit zu Zeit ausgeſprochen werde, ſo iſt das einer von den Gedanken, mit denen unſere über der Vergangenheit ſpielende Einbildungskraft ſich angenehm zu beſchäftigen, Schmerzen zu lindern und an die Stelle des Entflohenen das Künftige ſich vorzubilden Gelegenheit nimmt. Empfangen Sie meinen beſten Dank für dieſe höchſt freundliche Einleitung . . .

Mit den treuſten Wünſchen

J. W. v. Goethe.

1831.*

An Boiſſerée.

Weimar, 20. März.

. . . Von mir ſelbſt kann ich nur ſagen, daß ich die geneigte Manifeſtation der moraliſchen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte mich körperlich und

[1] Prof. Wilhelm Zahn (1800—1871) war 1825 nach Neapel gegangen; 1828 begann er ſein 1859 abgeſchloſſenes Hauptwerk: „Die ſchönſten Ornamente und merkwürdigſten Gemälde aus Pompeji, Herkulanum und Stabia". Bei ſeiner zweiten italieniſchen Reiſe hatte er Gelegenheit, ſich Auguſt nützlich zu erweiſen. Goethe, für die Ausgrabungen in Pompeji, ſowie für die kunſtwiſſenſchaftlichen Arbeiten Zahns intereſſiert, ſtand mit ihm ſeit 1828 in Briefwechſel.

[2] Zahn hatte veranlaßt, daß eines der in Pompeji ausgegrabenen Häuſer nach Goethe benannt wurde.

geistig auf eine Weise wieder herzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug thut. Denn daß die großen Unbilden, die mich in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mußten, werden Sie denken. Wenn ich auch innerlich gleich blieb, so war es doch eine schwere Aufgabe in Bezügen zu wirken, die ich längst Andern übertragen hatte. Aus der Stellung des Großvaters zum Hausvater, aus dem Herrn zum Verwalter überzugehen, war eine bedeutende Forderung. Sie ist gelöst, und wenn ich sage, daß Tochter und Enkel sich so betragen, daß man sich über ihre Fügsamkeit, Zucht und Anmuth, über alles unabsichtliche Zuvorkommen und harmonisches Uebereinseyn nicht genug erfreuen kann, so ist noch nicht alles gesagt. Wollte man dieses Behaben und Behagen nach der Wirklichkeit schildern so würde es zwischen die Idylle und das Mährchen hineinfallen.

Die letzte Seite bin ich nun veranlaßt, in Ernst und Scherz mit etwas Wunderlichem zu schließen.

Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deßwegen sucht er oder macht sich Proselyten.

Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier,[1] welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und in sofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse,

[1] Eine kappadokische Glaubensgenossenschaft des 4. Jahrhunderts.

anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualificiren; das ist aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beschränkung seiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichste gewahr zu werden?

In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen lassen.

J. W. v. Goethe.

1832.*

An Zelter.

1. Juny 1831.

Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen äußern Erndte in die Du gesendet bist, mir von Zeit zu Zeit einige Büschel zuzuschicken, indeß ich ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausspreche, den zweyten Theil meines Faust zu vollenden. Es ist keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweyundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache . . .

1833.*

An August Kestner.

... Doch ich will noch etwas anschließen: sollte es thunlich und schicklich seyn, daß man die Stelle, wo mein Sohn niedergelegt worden, auf irgend eine Weise bescheidentlichst bezeichnete. Haben Sie die Güte, mir Ihren Gedanken darüber zu eröffnen; da der Vater, wie jene Elegie[1] bezeugt, jenen Weg zu nehmen gewünscht, so ist es doch ganz eigen, daß der Sohn denselben eingeschlagen und der Vorfall verdiente wohl ein Merkzeichen ...

Dankbar verpflichtet

J. W. v. Goethe.

Weimar, 9. Juny 1831.

1834.*

An Zelter.

28. Juny 1831.

... Das ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Daseyn findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich daran sich erfreuen muß.

Bey manchen innern stillen Arbeiten, wobei ich Dein immerfort gedenke, bin ich auch in das neuere Französische mitunter hineingezogen worden und habe bei solcher Ver-

[1] Römische Elegie 7 (Schluß).

anlassung über die Religion Simonienne nachzudenken gehabt. An der Spitze dieser Secte stehen sehr gescheite Leute; sie kennen die Mängel unserer Zeit sehr genau und verstehen auch das Wünschenswerthe vorzutragen. Wie sie sich aber anmaßen wollen das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerthe zu befördern, so hinkt es überall. Die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar, an sie anschließt und sich mit ihnen vereinigt.

Welcher Mensch, welche Gesellschaft dürfte dergleichen aussprechen! da man ja von Jugend auf nicht leicht jemand kennen und die Steigerung seiner Thätigkeit beurtheilen wird. Wodurch bethätigt sich denn zuletzt der Charakter als daß er sich in der Tagesbewegung, im Hin- und Wiederwirken bildet? Wer unterstünde sich den Werth der Zufälligkeiten, der Anstöße, der Nachklänge zu bestimmen? wer getraute sich die Wahlverwandtschaften zu würdigen? Genug, wer sich untersteht zu schätzen was der Mensch ist, er müsse in Anschlag bringen, was er war und wie er's geworden ist. Solche allgemeine Unverschämtheiten haben wir gar oft schon erlebt, sie kehren immer zurück und müssen geduldet werden.

Dies hab' ich bey Gelegenheit jener Unternehmungen gedacht und ich zweifle nicht daß dabey noch gar manches andere zu denken seyn möchte.

Von der neusten Französischen Romanlectüre und ihrem nächsten Kreise will ich nur so viel sagen: es ist eine Literatur der Verzweiflung, woraus nach und nach alles Wahre, Aesthetische sich von selbst verbannt. Notre dame de Paris von Victor Hugo besticht durch das Verdienst fleißiger, wohlgenutzter Studien der alten Locali-

täten, Sitten und Ereigniſſe; aber in den handelnden Figuren iſt durchaus keine Spur von Naturlebendigkeit. Es ſind lebensuntheilhafte Gliedermänner und Weiber, nach ganz geſchickten Proportionen aufgebaut, aber außer dem hölzernen und ſtählernen Knochengerüſte durchaus nur ausgeſtopfte Puppen, mit welchen der Verfaſſer aufs unbarmherzigſte umgeht, ſie in die ſeltſamſten Poſituren renkt und verrenkt, ſie foltert und durchpeitſcht, geiſtig und leiblich zerfleiſcht — freylich ein Nichtfleiſch ohne Barmherzigkeit zerfetzt und in Lappen zerreißt; doch das alles geſchieht mit dem entſchiedenen hiſtoriſch-rhetoriſchen Talent dem man eine lebhafte Einbildungskraft nicht abſprechen kann, ohne die er ſolche Abominationen gar nicht hervorbringen könnte . . .

1835. *

An Auguſt Keſtner.

29. Juli.

. . . Was die wenige Verlaſſenſchaft meines Sohnes betrifft, ſo ſey die Abſendung derſelben ganz in Ihre Hände gegeben. An Herrn Mylius in Mayland geſendet, kommen ſie mir zu Handen. Meine wiederholte dankbare Empfehlung an Herrn von Platner.

Um nunmehr von dem Monument zu ſprechen, darf ich wohl meine Rührung bekennen, die mich ergreift, als ich die freundliche Vorſorge der dortigen geneigten Wohlwollenden und das Anerbieten des Herrn Thorwaldſen vernehme, welches ich nicht anders als höchſt dankbar anzuerkennen habe, wie ich in Worten kaum auszuſprechen wage. Mit der Abſicht, den Cippus auf zwölf Palmen zu ſetzen, bin ich völlig einverſtanden, wie denn durch

einen in der Zeichnung verſuchten Einbug, eine rechte angenehme Proportion hervortritt. Auch eine Inſchrift iſt beygelegt, welcher ich der dortigen Kenner Beyfall gleichfalls wünſche. G.

(Goethe, Fil. Patri. Antevertens.
Obit.
Annorum. XL.
MDCCCXXX).

1836.

An L. D. v. Henning.

Weimar, den 20. Auguſt 1831.

Wie ſehr freue ich mich, mein Theuerſter, zu erfahren, daß Sie nicht unterlaſſen, die einmal gegründete und gebilligte Farbenlehre durch Ihre Vorträge anſchaulich zu machen! Genau beſehen, geſtehen wir uns ſelbſt nicht recht, welche verwilderte Aufgabe wir zu löſen unternommen haben. Nichts iſt ſchwerer, als daß der Menſch, dem man das eine Fruchtbare überliefert, es bei ſich auch fruchtbar werden laſſe. Die Forderung wird immer größer, je länger man ſich in dieſen Geſchäften ernſt und treu, leidenſchaftlich und doch umſichtig fortwirkend bemüht.

Wie gern ſpräch' ich weiter! Doch verliert man ſich, will man ſo wichtigen Betrachtungen nachgehen, gar zu ſchnell ins Abſtruſe; deshalb die Hoffnung mir höchſt willkommen iſt, Sie im Laufe dieſer Monate wiederzuſehen. Einer Quittung über die erhaltenen Gelder widme ich das folgende Blatt.

Mich ſchönſtens und beſtens empfehlend

treu theilnehmend

J. W. v. Goethe.

Dreizehn Thaler 5 Sgr. als Honorar für die beiden zum vorjährigen Septemberheft der „Berliner Jahrbücher" gelieferten Rezensionen richtig erhalten zu haben, bescheinige hiermit.

Weimar, den 21. August 1831.

J. W. v. Goethe.

1837. *

An Zelter.

20. August 1831.

. . . Wenn ich nun diese Deine reiche Gabe[1] auf meinen nächsten Geburtstag beziehe, so darf ich wohl vermelden von dem merkwürdigen Geschenk das ich über den Canal erhalten habe. Funfzehn Englische Freunde wie sie sich selbst unterzeichnen, ließen bey ihren berühmtesten Goldschmieden ein Siegel verfertigen, welches bequem in der hohlen Hand zu fassen, einer länglichen Vase sich allenfalls vergleichen läßt. Alles was der Goldschmied verbunden mit dem Emaillirer leisten kann, ist hier zu schauen. Man wird an die Beschreibungen erinnert, mit welchen Cellini seine Arbeiten zu rühmen pflegt und die Absicht ist offenbar sich dem sechzehnten Jahrhundert zu nähern. Den Spruch:

„Ohne Rast, doch ohne Hast"

scheinen die Engländer bedeutend genug gefunden zu haben, da er im Grunde ihr eignes Thun sehr gut ausdrückt. Diese Worte sind um einen Stern, innerhalb des bekannten Schlangenkreises eingeschrieben, leider mit altdeutschen Versalien, welche den Sinn nicht ganz zur Klarheit bringen. In jeder Rücksicht ist diese Gabe dankenswerth, und ich hab' ihnen einige freundliche Reime dagegen geschrieben.

[1] Eine Sendung Kupferstiche.

Da es die guten lieben Weimaraner nicht laſſen können dieſes Feſt, wie ſo manches andere, durch ein Ergo bibamus zu feyern, auch ſonſt noch verſchiedene, durch die Umſtände herbeygeführte Incidenzien zu nutzen gedenken; ſo werd' ich mich wohl in dieſen Tagen, wenn auch nicht weit, entfernen. Dergleichen wohlgemeynte Huldigung perſönlich abzuwarten, wird mir immer unmöglicher. Je älter ich werde ſeh' ich mein Leben immer lückenhafter, indem es Andere als ein Ganzes zu behandeln belieben und ſich daran ergötzen . . .

G.

1838.

An Frau v. Levetzow.[1]

Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranſtalteten Feſtlichkeiten ausweichend, ſtelle ich jenes Glas vor mich, das auf ſo manche Jahre zurückdeutet, und mir die ſchönſten Stunden vergegenwärtigt.

Nach ſo wunderſam unerfreulichen Schickſalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Antheil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Verſicherung ausſprechend: Daß meine Geſinnungen unwandelbar bleiben.

(Ilmenau) am 28. Aug. 1831.

treu angehörig

JWvGoethe.

[1] Goethes letzter Brief an Levetzows.

1839.*

An Zelter.

4. September 1831.

Sechs Tage, und zwar die heiterſten des ganzen Sommers, war ich von Weimar abweſend und hatte meinen Weg nach Ilmenau genommen, wo ich in früheren Jahren viel gewirkt und eine lange Pauſe des Wiederſehens gemacht hatte. Auf einem einſamen Bretterhäuschen, des höchſten Gipfels der Tannenwälder, recognoscirte ich die Inſchrift vom 7. September 1783 des Liedes das Du auf den Fittichen der Muſik ſo lieblich beruhigend in alle Welt getragen haſt:

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh' ꝛc."

Nach ſo vielen Jahren war denn zu überſehen: das Dauernde, das Verſchwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergeſſen und verſchmerzt. Die Menſchen lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eiſen ward geſchmolzen, Braunſtein aus den Klüften gefördert, wenn auch in dem Augenblick nicht ſo geſucht wie ſonſt. Pech ward geſotten, der Ruß aufgefangen, die Rußbüttchen künſtlichſt und kümmerlichſt verfertigt. Steinkohlen mit unglaublicher Mühe zu Tage gebracht, koloſſale Urſtämme, in der Grube unter dem Arbeiten entdeckt (einen davon Dir vorzuzeigen hatte ich vergeſſen, er ſteht im Gartenhauſe); und ſo ging's denn weiter, vom alten Granit, durch die angränzenden Epochen, wobey immer neue Probleme ſich entwickeln, welche die neuſten Weltſchöpfer mit der größten Bequemlichkeit aus der Erde aufſteigen laſſen.

Im Ganzen herrſcht ein wundernswürdiges Benutzen der mannigfaltigſten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen.

Wenn ich mich von da zu Dir verſetze, wünſcht' ich nichts mehr als Dich den großen Contraſt zwiſchen Deinen äußern Zuſtänden und dieſem empfinden zu ſehen . . .

G.

1840. *

An Reinhard.

Weimar d. 7. September 1831.[1]

. . . Daß wir nun auch die lieben Ihrigen nicht ſehen ſollen, iſt ein wahrhaftes Mißgeſchick; denn ein heiteres Anknüpfen in Gegenwart hat doch gar zu großen Werth beſonders für unſre Zuſtände, wo von dem Drang des Augenblicks das Vergangene zu verſchwinden ſcheint.

Doch dergleichen umnebelnde hypochondriſche Dünſte zu entfernen, bedien' ich mich aller ſittlich-realiſtiſchen Mittel. Die dießmal ſehr geſteigerte Feier des 28. Auguſt, welche ich zu dämpfen kein Recht hatte, glaubte ich nicht in der Nähe beſtehen zu können. Deshalb verfügte ich mich mit meinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um die Geiſter der Vergangenheit durch die Gegenwart des herankommenden auf eine geſetzte und gefaßte Weiſe zu begrüßen.

Die jungen Weſen, worunter ſich der liebe Pathe beſonders hervorthat, drangen ohne poetiſches Vehikel in die erſten unmittelbarſten Zuſtände der Natur. Sie ſahen die Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr weder Brod, noch Butter, noch Bier zu ſehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläſer, ſind in ähnlichem Falle, aber alle

[1] Goethes letzter Brief an Reinhard.

heiterer als Unsereiner, dessen Kahn sich so vollgepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen.

Indessen muß man nicht versäumen, Ruder und Segel und sonstige Griffe des Handwerks zu benutzen, um über die Welle des Augenblicks wegzukommen.

Als Poet denk' ich immer, daß auf's stranden sich landen reime und somit Gott befohlen. Doch warum sag' ich Ihnen das? Da Sie hierin erfahrener und gewandter sind, als wir Sedentarier alle.

Bekräftigen muß ich aber doch vertraulich, daß es mir gelungen ist, den zweiten Theil des Faust in sich selbst abzuschließen. Ich wußte schon lange her, was, ja sogar wie ich's wollte, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit anlachten. Nun bedurft es zuletzt einen recht tüchtigen Entschluß das Ganze zusammenzuarbeiten, ich bestimmte fest in mir: es müsse vor meinem Geburtstage geschehen seyn. Und es war in der Hälfte des Augusts, daß ich nichts mehr daran zu thun wußte, das Manuskript einsiegelte, damit es mir aus den Augen und aus allem Antheil sich entfernte. Nun mag es dereinst die specifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren, wie und wann es damit auch werde. Mein Wunsch ist, daß es Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen möge. Aufschluß erwarten Sie nicht; der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulösendes.

Möge Gegenwärtiges im besten Sinne, aber hie und da nicht mit wünschenswerther Deutlichkeit Geschriebenes, freundlich aufgenommen und seiner Zeit geneigt erwiedert werden. Goethe.

1841.*

An Felix Mendelssohn-Bartholdy.

. . . Daß Du die erste Walpurgisnacht[1] Dir so ernstlich zugeeignet hast, freut mich sehr, da Niemand, selbst unser trefflicher Zelter, diesem Gedicht nichts abgewinnen können. Es ist im eigentlichen Sinne hoch symbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht werde. Die Mittelzeit, wo der Held noch gegen wirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt, und ein freudiger unzerstörbarer Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinauf. Diesem Allem hast Du gewiß Leben und Bedeutung verliehen und so möge es denn auch mir zu freudigem Genuß gedeihen . . .

Weimar den 9. Septbr. 1831.

1842.*

An Adele Schopenhauer.

. . . Erzählen Sie mir viel von Sich und der Frau Mutter, hiezu will ich Sie aufmuntern, indem ich von mir vermelde: daß ich sechs Tage auswärts war, in Ilmenau, bey einem außerordentlich schönen, dieses Jahr

[1] Felix hatte im März aus Rom geschrieben, er wolle die erste Walpurgisnacht „mit Orchesterbegleitung als eine Art großer Cantate componieren, und der heitere Frühlingsanfang, dann die Hexerei und der Teufelsspuk, und die feierlichen Opferchöre mitten durch könnten zur schönsten Musik Gelegenheit geben". Am 28. August schreibt er aus Luzern, daß er die Musik in Mailand vollendet habe: „Es ist eine Art Cantate für Chor und Orchester geworden, länger und ausgedehnter, als ich zuerst gedacht habe, weil die Aufgabe sich ausdehnte und größer ward und mir mehr sagte, je länger ich sie mit mir herumtrug."

seltenen Wetter. Dort befuhr ich auf neuerrichteten Chausseen, die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bey deren Pflanzungen ich vor 50 Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen hatten gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden, anderes, weder zu Erwartendes, noch zu Ahnendes hatte sich entfaltet. Genug! das alles war, durch einen leidlichen Wettlauf, von gescheiten und klugen Menschen, recht hübsch geordnet ins Leben geführt und wohlerhalten. Besonders erfreuen die hundertjährigen Fichtenwände, schwarz grün und düster, von der heitersten Mittagssonne kaum Notiz nehmend. In einiger Entfernung, junge, von allen Jahren heranwachsende Reviere, welche ihr helles Gelbgrün, auch bey trüben Himmel, unsern Augen entgegen zu schicken nicht versagen.

Hab' ich Sie nun einen Augenblick in das mittelländischte Mittelland gerufen, so besuche ich Sie nunmehr in Gedanken am hellen Rhein, wo Sie gewiß mit einigen Zwiespalt in sich selbst sind: ob es wohl räthlich sey gegen Nordosten zu ziehen? wo die asiatische Hyäne[1] uns täglich näher die gräßlichen Zähne weist.

Hier kann niemand dem Andern rathen; beschließe was zu thun ist jeder bey sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Muth machen.

Mir geht es ganz gut; Ottilie und die Kinder sind allerliebst und die vielen Fremden die bey mir vorbeygehen, machen mir den umgekehrten optischen Betrug als wenn ich mich selbst vom Platz bewegte . . .

und so fortan!

treulichst

Goethe.

Weimar den 19. Sept. 1831.

[1] Cholera.

1843.

An Graf Brühl.

Weimar, 15. Oktober 1831.

Im hohen Alter, wo uns die Jahre nach und nach wieder entziehen, was sie uns früher so freundlich und reichlich gebracht haben, halte ich für die erste Pflicht gegen uns selbst und gegen die Welt, genau zu bemerken, was uns noch übrig bleibt. Und was ist schätzenswerther als geprüfter Freunde Dasein, mit denen man viele Jahre einverstanden gehandelt und mit welchen man sich in geistiger Gemeinschaft immerfort näher und ferner bildete?

Dankbarlichst erkenne ich daher Ihre lieben Zeilen, theuerster Herr und Freund, so wie das beigefügte Heft.

Bei Gelegenheit desselben möchte ich Ihnen nun recht stark ins Gewissen reden und Sie beschwören: lassen Sie sich ja nicht reuen, was Sie gethan und geleistet haben, und verkümmern Sie sich's in der Erinnerung nicht selbst! Scheint auch ein redliches Bemühen nicht von solcher Wirkung, wie man gewünscht, wie man gehofft hatte, so hat es auf eine andere, uns vielleicht unbekannte Weise genützt, gefördert und gebessert.

Und mich dünkt, Sie sind gerade in dem Falle, daß Sie talentvolle Künstler zu eigenen Gedanken auf einen besseren Weg geleitet haben. Ja, man ist Ihnen schuldig, daß die Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Innern nicht allein mit Worten gelehrt, sondern durch lebendigen Vorgang ein kongruenterer Geschmack möglich geworden.

In irdischen Dingen ist Alles folgenreich, aber durch Sprünge. Glaubt man, irgend ein Eindruck sei verloren, so tritt die Wirkung da oder dort hervor. Vielleicht ver-

nehmen wir es nicht, oder es giebt uns auch wol keine Zufriedenheit, weil es nicht in unserm Sinne, nicht nach unsern Absichten sich äußert.

Verzeihen Sie diese Allgemeinheiten! Es sind die Früchte des Alters, an denen wir uns wiederherstellen müssen; sie passen aber gerade auch diesmal zu dem Fache, in welchem wir Beide arbeiteten, und so darf ich wol, was ich mir selbst gelegentlich zu Nutze mache, auch einem werthen Freunde mittheilen und empfehlen. Ein Blick in die frühere Zeit kann uns Beiden wohlthun; Sie aber genießen mit Behaglichkeit der schönen Stellung, die Ihnen jetzt zu der bildenden Kunst gegönnt ist. Von einer Fülle sind Sie umgeben, an derem letztem gedämpften Abglanz wir unsere einsiedlerischen Tage zu erquicken und zu fristen haben. Möge das Beste Ihre Stunden begleiten!

G.

1844.*

An Zelter.

20. Oktober 1831.

... Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bey so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen als ihnen von Natur gegeben war und mehr wirken als sie vermochten; daher haben sie in Kunst und Literatur viel Unheil angerichtet. Von ihren falschen Lehren in der bildenden Kunst, welche den Egoismus, mit Schwäche verbunden, präconisirten lehrten und ausbreiteten, haben sich die Deutschen Künstler und Liebhaber noch nicht erholt; sogar muß man diesen

den Irrthum auf eine Weile gönnen, sie würden verzweifeln wenn ihnen die Augen aufgingen. Indessen haben wir Andern die Noth, die wir Künstlern forthelfen sollen deren Werke doch am Ende niemand will, weil sie niemanden zusagen. Deswegen haben die liebenswürdigen Vereine das Publicum redlich zum Besten, indem sie verloosen was niemand kaufen würde, und woran derjenige der's gewinnt sich kaum erfreuen kann.

Ich würde sogar das Falsche lieben und fördern, wenn es nur gesucht und gut bezahlt würde. Und da mag es denn so hingehen.

Um zu jenen Dioskuren zurückzukehren, so erstickte doch Friedrich Schlegel am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, die er, auf seinem unbehaglichen Lebensgange, gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte; deshalb er sich in den Katholicismus flüchtete und, bey seinem Untergang, ein recht hübsches aber falsch gesteigertes Talent, Adam Müller, nach sich zog.

Genau besehen war die Richtung nach dem Indischen auch nur ein pis-aller. Sie waren klug genug zu sehen, daß weder im Deutschen noch Lateinischen und Griechischen Felde etwas Brillantes für sie zu thun sey; nun warfen sie sich in den ferneren Osten und hier manifestirt sich das Talent von August Wilhelm auf eine ehrenvolle Weise. Alles das — und + wird die Folgezeit reiner in Evidenz setzen. Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bey der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, nothdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte delirt haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andere.

Schiller war mit Recht auf sie erboßt; wie er ihnen im Wege stand, konnt' er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Förderniß dessen was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respectabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht."

Daß August Schlegel so lange lebt um jene Mißhelligkeiten wieder zur Sprache zu bringen, muß man ihm gönnen. Der Neid, so viele wirksamere Talente auftauchen zu sehen, und der Verdruß als junger Ehemann [1] so schlecht bestanden zu haben, können unmöglich das Innere dieses guten Mannes ins Wohlwollen gelangen lassen.

Wir wollen das alles, wie seit so vielen Jahren, vorübergehen lassen und immer nur auf das hinarbeiten was wirksam ist und bleibt. Ich habe gar manche hübsche Faden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, die mir niemand abreißen kann . . .

G.

1845. *

An Savigny.

. . . Mit meinem Bezug zu Niebuhrs letzter Arbeit verhält es sich folgendermaßen: den dritten Band seiner Römischen Geschichte erhielt ich, glücklicherweise zu einer Zeit, wo es von mir abhing mir irgend ein Interesse zu wählen; ich ergab mich daher diesem Werke und zog nach

[1] Er hatte jüngst Karoline Paulus geheiratet; die Ehe wurde sehr bald getrennt.

meiner Art viel Vortheil und Auferbauung daraus. Was ich mir zu Nutze gemacht, war mir deutlich, was ich noch ferner zu nutzen wünschte, wohl ebenfalls, und da ich das Ganze als Conversation mit dem Verfasser gelesen und mir ihn möglichst zu vergegenwärtigen gesucht hatte, so wären meine ersten Aeußerungen gegen ihn lebhaft und einem Dialog ähnlich geworden. Auch war schon alles mit Heiterkeit im Kopfe zu rechte gerichtet, und ich freute mich auf eine unmittelbare Ausführung eines für mich so bedeutenden Geschäftes.

Nun aber versetze man sich in meinen Schmerz, als die unerwartete Nachricht seines Todes mich ereilte. Ich fand mich ganz ohne Hülfe, ohne Rettung; denn nur mit dem Autor selbst könnte ich auf diese Weise sprechen, es konnte kein Dritter seyn. Und wie sollte auch jemand zu ebenderselben Zeit sich in das Buch dergestalt versenkt haben? Sogar, wenn er auch wäre aufzufinden gewesen, so war es doch nur ein Leser wie ich, der, nach dem Maße seiner Neigung und Erkenntniß, sich dasjenige zugeeignet hatte, was ihn am meisten ansprach. Ich versuchte daher auch nicht einmal eine Zeile aufs Papier zu bringen, verarbeitete das Gelesene eine Zeitlang in mir selbst. Doch fühlte ich bald, daß ich mich ablenken, mein Interesse nach einer andern Seite hinrichten müsse, um die schmerzlich verwirrenden Gefühle nicht immerfort wieder aufzuregen. So ist denn, außer dem wirklichen Nutzen den ich aus dem Buche gezogen, alles weggeschwunden was durch Mittheilung und gegenseitige Theilnahme eigentlich erst ein anmuthiges Leben im Wissen bewirken wollte.

Diese weitläuftige Darstellung nehmen Sie gewiß freundlich auf; sie hatte für mich etwas traulich Tröstliches, indem es mich zugleich schmerzt nicht ein gründlicheres Zeugniß meiner Theilnahme an einem so nahverwandten

Manne ablegen und indem ich es zu so schönen Zwecken in Ihre Hände gab, auch Ihnen gefällig seyn und ein dauerndes bedeutendes Verhältniß bethätigen zu können. Und so fortan!

Weimar, den 21. October 1831.

Treulichst Goethe.

1846.

An Gottfried Hermann.[1]

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich so oft aus düstern kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tagland gerufen und versetzt, daß ich Ihnen die angenehmsten Augenblicke meines Lebens schuldig geworden. Phaeton, Philoktet, die Urmythologie und so manches Andere haben mich vielfältig beschäftigt, und mir möglich gemacht, das nach Zeit und Ort, Gesinnung und Talent Entfernteste an mich heranzurufen.

Wollen Sie mir nun gar auf die ehrenvollste Weise zugestehen, daß ich als ein gedämpftes aber doch treues Echo jene Klänge unserm gemeinsamen Vaterland zugelenkt, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen übrig. Die glücklichsten Augenblicke hab' ich dabei gelebt; hat sich nun zugleich etwas erfreulich Förderndes für meine Landes- und Zeitgenossen entwickelt, so dient dieß zur Stärkung und Belebung meines Glaubens, den ich während eines langen Lebens festgehalten habe.

---

[1] Hermann (1772—1848), der große Philologe, hatte Goethe seine Ausgabe der „Iphigenie auf Tauris" gewidmet. Er hatte früher bereits einmal Goethe als einen unter den Deutschen wandelnden Griechen bezeichnet, und nun lautete seine Widmung: „Goethio Taurica Iphigenia spiritum Grajae tenuem Camenae Germanis monstratori d. G. H."

Der Hauptgedanke, nach welchem Sie uns ein so herrliches Stück wiederherstellen, ist bewundernswürdig, die Ausbildung im Einzelnen unschätzbar. Soviel darf ich wol im Allgemeinen sagen, wenn ich auch schon, weder jetzt noch künftig, das eigentliche Verdienst gründlich anzuerkennen mir einbilden darf.

Doch freu' ich mich gerade in solchen Fällen eines lebendigen Ahnungsvermögens, welches durch Ihre Behandlungsweise, soweit sie auch im Besonderen von mir abliegen möchte, im Ganzen mich immer befähigt und fördert.

Eine höchst angenehme schon eingeleitete sowie belehrende Unterhaltung mit Freund Riemer seh' ich über diese neuste Mittheilung vor mir. In diesen sich immer mehr verlängernden Abenden werden Sie also einen stetigen Dank von theilnehmenden Bewunderern zunächst sich immer vergegenwärtigen können.

In aufrichtigster Anerkennung und Hochachtung

treu verpflichtet

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 12. Nov. 1831.

1847.*

An Zelter.

23. November 1831.

. . . Zuvörderst aber hab' ich zu melden daß ich in meine Klosterzelle mich zurückgezogen, wo die Sonne, gerade jetzt bey ihrem Aufgehn, mir horizontal in meine Stube

ſcheint und mich bis zum Untergange nicht verläßt, ſo daß ſie mir durch ihre Zudringlichkeit oft unbequem wird, auf den Grad daß ich ſie wirklich auf einige Zeit ausſchließen muß. Dabey kommt mir ein altes Verslein in den Sinn, welches, überſetzt, ohngefähr alſo lauten würde:

Mit Liebe nicht, nur mit Reſpect
Können wir uns mit Dir vereinen:
O Sonne! thäteſt Du Deinen Effect
Ohne zu ſcheinen.

... Uebrigens begreifſt Du, daß ich ein teſtamentariſches und codicillariſches Leben führe, damit der Körper des Beſitzthums, der mich umgiebt, nicht allzuſchnell in die niederträchtigſten Elemente, nach Art des Individuums ſelbſt, ſich eiligſt auflöſe. Doch haben Könige ſelbſt nicht ein Quer-Fingerbreit über ihr irdiſches Daſeyn hinaus wirken können; was wollen wir andern armen Teufel für Umſtände machen!

Ich ſehe nur wenige Menſchen zu beſtimmten Zeiten, deswegen mir manche ſchöne Stunde in salvo bleibt, wo ich denn in der Ferne auch wohl ein gutes Wort abzulaſſen im Stande bin. Schreibe fleißig, vermelde und vertraue wie bisher, damit ich, wenn ich zaudern ſollte, zum Erwiedern angeregt werde.

G.

1848.*

An Boiſſerée.

24. November.

... Seitdem ich das Glück hatte, meinen Fauſt abzuſchließen und zu verſiegeln, damit er, wie er auch ſey, noch einige Jahre in Ruhe bleiben möge, hab' ich mich

wieder in die naturwissenschaftlichen Dinge geworfen, um sie so zu redigiren, zu stellen und zu ordnen, daß sie sich dereinst an die Ausgabe meiner Werke schicklich anschließen mögen. Auf diesem Wege such' ich gerade jetzt aus meiner Farbenlehre zwar nicht ein Lesebuch, aber doch ein lesbares Buch zu machen. Ohnerachtet des grimmig-hassenden Widerstrebens der Physiko-Mathematiker, wirkt sie im Stillen, wovon mir anmuthige Beweise zugekommen sind. Freilich lasten die Schulnebel zu schwer auf den Ueberliefernden, von denen man nicht verlangen kann, daß sie sich entschließen sollen von vorn anzufangen; wer weiß aber ob das Barometer der Vernunft nicht so hoch steigen kann um jenen dichten Dunstkreis auf einmal zu zerreißen, damit die beschmutzte Sonne sich in ihrer ewig reinen Klarheit zeige und die reine Materie dagegen das ihr anheim gegebene Farbenspiel auch vor dem geistigen Auge der Menschen beginne . . .

Als ich meinen abgeschlossenen Faust einsiegelte, war mir denn doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe; denn es mußte mir einfallen, daß meine wertheſten, im allgemeinen mit mir übereinstimmenden Freunde nicht alsobald den Spaß haben sollten, sich an diesen ernst gemeinten Scherzen einige Stunden zu ergötzen, und dabei gewahr zu werden, was sich viele Jahre im Kopf und Sinn herum bewegte, bis es endlich diese Gestalt angenommen. Sogar als Dichter, der sein Licht unter den Scheffel setzen will, mußt' ich verzweifeln, indem ich auf die nächste unmittelbare Theilnahme Verzicht that. Mein Trost ist jedoch, daß gerade die an denen mir gelegen seyn muß, alle jünger sind als ich, und seiner Zeit das für sie Bereitete und Aufgesparte zu meinem Andenken genießen werden . . .

Und so fortan! Von der ersten zur letzten Zeile

J. W. v. Goethe.

1849.*

An Wilhelm v. Humboldt.

1. Dez. 1831.

. . . Darf ich mich, mein Verehrteſter, in altem Zutrauen ausdrücken, ſo geſteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren mir alles mehr und mehr hiſtoriſch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nahräumlich, iſt ganz eins, ja ich erſcheine mir ſelbſt immer mehr und mehr geſchichtlich; und da man mir abends den Plutarch vorlieſt, ſo komme ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieſer Art und Sinn erzählen ſollte.

Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redſelig und da ich dictire, kann mich dieſe Naturbeſtimmung gar wohl überraſchen.

Von meinem Fauſt iſt viel und wenig zu ſagen; gerade zu einer günſtigen Zeit fiel mir das Dictum ein:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.

Und durch eine geheime pſychologiſche Wendung, welche vielleicht ſtudirt zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Production erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtſein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch ſelbſt billige, ohne vielleicht jemals in dieſem Fluſſe wieder ſchwimmen zu können, ja was Ariſtoteles und andere Proſaiſten einer Art von Wahnſinn zuſchreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens beſtand darin, daß der zweite Theil des Fauſt, deſſen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, ſeit funfzig Jahren in ſeinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentariſch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb.

Nun hat der Verstand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Uebergängen zu suppliren genug übrigblieb. Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowol für historische als ästhetische Stetigkeit nöthig, welches ich so lange fortsetzte, bis ich endlich für räthlich hielt auszurufen:

Schließet den Wäss'rungskanal, genugsam tranken die Wiesen.

Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln, damit ich nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme; wobei ich freilich bedauere, daß ich es — was der Dichter doch so gern thut — meinen wertheſten Freunden nicht mittheilen kann . . .

Lassen Sie uns beiderseits von Zeit zu Zeit einen Anklang fortwährenden Daseins nicht vermissen.

G.

1850.

An Fürst Pückler-Muskau.[1]

Weimar, den 5. Januar 1832.

Wenn der edle Scheintodte auf seinen zurückgelegten Reisewegen freudig von mir begleitet ward, so muß der ins

[1] Pückler-Muskau (1785—1871) hatte sein erstes Werk „Briefe eines Verstorbenen" 1830/31 erscheinen lassen; Goethe hatte die ersten beiden Bände in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" besprochen, worauf ihm Pückler den 3. und 4. Teil gesandt und ihm u. a. geschrieben hatte: „Nicht ohne Zagen wage ich dem hochverehrten Gönner hiebei die beendete Arbeit zu überreichen. Einige Freunde haben überdies noch die Besorgniß geäußert, daß Ew. Excellenz es vielleicht ungern sehen möchten, sich selbst darin redend aufgeführt zu finden. Mir war dies in meiner, wie soll ich sagen, naiven Verehrung, die ich für Sie hege, gar nicht eingefallen. Ich hatte ganz vergessen, daß es noch Irdisches um Sie her giebt, alltägliche Rücksichten, die doch vielleicht der Besorgniß meiner Sie übrigens persönlich kennenden Freunde einigen Grund geben könnten."

Leben Zurückkehrende mich gewiß auf Schritten und Tritten theilnehmend an seine Seite ziehen.

Leider begegnete ich auf den ersten Schritten mir selbst, und wie man weiß, hat jedes Doppelsehen, vom Schielen und Schwindel an bis zum double sight, immer etwas Apprehensives, ja Sinneverwirrendes.

Davon mich wieder herzustellen so eiligst als möglich, halte als Langelebender für Pflicht, um einen freien Dank für die mir übersendeten höchst willkommenen Bände desto heiterer abstatten zu können. Als treusten und bequemsten Reisegefährten indessen hochachtungsvoll sich unterzeichnend, allerbestens empfohlen zu sein wünscht

J. W. Goethe.

1851.

An Marianne v. Willemer.

Das vorübergehende Jahr wollen wir wenigstens bey seiner Sylvesterschleppe fassen, um unsre theuersten Freunde noch eilig zu begrüßen.

Herzlich leid war es mir zu erfahren, daß Sie einen Theil der letzten Monate in krankhaften Zuständen verbracht haben, denn gar zu gern denke ich mir Sie in den Augenblicken, in welchen Sie immer gleich heiter, liebenswürdig und wohlthuend die Gegenwart ergriffen.

Wir in diesen Gegenden sind wie aus einem widerwärtigen Traum erwacht. Das asiatische Ungeheuer entfaltete immer mehr Hälse, Köpfe und Rachen, je näher es heranrückte; man machte, was ich sehr billige, fürchterliche Anstalten dagegen, um die Furcht zu balanciren. Wir aber, auf der Allerweltslandstraße, wurden durch scheue,

flüchtende, aufgeregte Durchreisende in der Apprehension eines Uebels fort und fortzuleben genöthigt, das endlich auf die bewundernswürdigste Weise sich im Norden dämpfte, und gleichsam erlischt. Jetzt, ohngeachtet alle Sperren aufgehoben sind, wir keine durchstochenen Briefe und Pakete mehr erhalten, ruhig fortleben, auch bey uns nicht die mindeste Andeutung davon sich spüren ließ; jetzt, da alles leidlich ablief, triumphiren die Aerzte, welche es für nicht ansteckend erklärten, obgleich es durch Ansteckung verbreitet worden war. Wir wollen den freundlichen Wesen die in der Luft herrschen zutrauen, daß sie im Frühling die Wiederkehr des Ungeheuers abhalten, damit nicht der Spectakel, von vorn angehend, die Menschen in Furcht setze, welcher niemand entgeht und die größer ist, als das Uebel, dem doch nur ein Theil unterliegt.

Daß meine treusten Wünsche, meine wahrhafte Theilnahme Sie immer umgeben und berühren, davon sind Sie überzeugt und so bin ich wirklich wegen unsres trefflichen Willemers in einiger Sorge. Seiner thätigen Sinnes- und Handelsweise muß freylich die Hemmung späterer Tage höchst widerwärtig seyn. Ich will nicht läugnen, daß ich es für ein Kunststück halte, als entbehrlich anzusehen was die Jahre uns nehmen; dagegen aber hoch und höher zu schätzen, was sie uns lassen, am höchsten aber wenn sie so artig sind uns mit neuer Gabe zu erfreuen, welche meistens von den guten Menschen kaum bemerkt und selten dankbar aufgenommen wird.

Wenn Sie, meine Beste, wie im Sommer, so auch im Winter, für meine Tafel und Haushaltung sorgen wollten, deren persönliche genaue Behandlung Sie komisch finden würden, wenn Sie mich dieses Geschäft nothwendig consequent durchführen sähen: so vermelde ich nächstens einige Wünsche durch deren Erfüllung ich meinen Gästen wohl

ein besonderes Lächeln abgewinnen möchte. Wollen Sie mir indeß freundliche Gesichter von meinen Enkeln erwecken, so erbitte mir, etwa im Februar, etwas Offenbacher Pfeffernüsse; bis dahin werden die magenverderblichen Weihnachtsgaben wohl schon aufgespeist sein. Die Menschheit, merke ich, mag noch so sehr zu ihrem höchsten Ziele vorschreiten, die Zuckerbecker rücken immer nach; indem sich Geist und Herz immerfort reinigt, wird, wie ich fürchte, der Magen immer weiter seiner Verderbniß entgegengeführt.

Damit dieses lange zaudernde Blatt endlich seinen Weg antrete.

eiligst unwandelbar

Weimar den 13. Januar 1832.

J. W. v. Goethe.

1852.*

An Zelter.

Weimar, 4. Februar.

... Schon vor einiger Zeit hast Du mir gemeldet: daß einige gebildete Berliner sich freuten, außer Deinem Exemplar meiner Farbenlehre, vielleicht kein anderes in Berlin zu wissen. Ist etwa eins auf der königl. Bibliothek, so wird man es dort secretiren und als ein verbotnes Werk verläugnen. Zwey Octav-Bände und ein Quart-Heft sind seit dreyundzwanzig Jahren gedruckt, und es gehört zu den wichtigsten Erfahrungen meines hohen Alters, daß seit

jener Zeit die Gilden und Societäten sich dagegen immer wehren und in gräulicher Furcht davor begriffen sind. Sie haben Recht! und ich lobe sie darum. Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen der ihre Spinneweben früher oder später zu zerstören Miene macht. Damals schwieg ich, jetzt will ich doch einige Worte nicht sparen.

Es sind alles ehrenhafte, wohldenkende Männer in der Gesellschaft von der Du erzählst; aber freylich gehören sie einer Gilde, einer Confession, einer Partey an, welche durchaus wohl thut alles widerwärtig Eingreifende, das sie nicht vernichten können, zu beseitigen.

Was ist ein Minister anders als das Haupt einer Partey, die er zu beschützen hat und von der er abhängt? Was ist der Akademiker anders als ein eingelerntes und angeeignetes Glied einer großen Vereinigung? Hinge er mit dieser nicht zusammen, so wär' er nichts; sie aber muß das Ueberlieferte, Angenommene weiter führen und nur eine gewisse Art neuer, einzelner Beobachtungen und Entdeckungen herein lassen und sich assimiliren, Alles andere muß beseitigt werden als Ketzerey . . .

G.

1853. *

An Marianne v. Willemer.

Weimar, 10. Februar 1832.

. . . Indem ich die mir gegönnte Zeit ernstlich anwende, die gränzenlosen Papiere die sich um mich versammelt haben, um sie zu sichten und darüber zu bestimmen; so leuchten mir besonders gewisse Blätter entgegen, die auf die schönsten Tage meines Lebens hindeuten; dergl.

sind manche von jeher abgesondert nunmehr aber eingepackt und versiegelt.

Ein solches Packet liegt nun, mit Ihrer Adresse, vor mir und ich möchte es Ihnen gleich jetzt, allen Zufälligkeiten vorzubeugen, zusenden; nur würde mir das einzige Versprechen ausbitten, daß Sie es uneröffnet bey sich, bis zu unbestimmter Stunde, liegen lassen. Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl daß wir gelebt haben; dieß sind die schönsten Documente auf denen man ruhen darf . . .

Dieses Paket waren Mariannens Briefe, die Goethe bereits am 3. März 1830 zusammengelegt und mit folgendem Begleitvers versehen hatte:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geschrieben, —
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust der sie entquollen
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

J. W. v. Goethe.

1854.*

An Wilhelm Zahn.

Weimar, den 10. März 1832.

. . . Kaum, ich will es wohl gestehen, konnt' ich bei mir festsetzen und vertrauen: jene ehrenvolle Widmung[1]

[1] Die Bezeichnung eines in Pompeji ausgegrabenen Hauses mit Goethes Namen.

werde sich auch für die Folge aufrecht erhalten, mein Name könnte dort bewahrt, Freunden zum Versammlungspunkt dienen. Wie sehr weiß ich deshalb zu schätzen, wenn meine werthen Landsleute, vereint mit den dortigen Behörden, geneigt sind, den Ausdruck jener verehrlichen Gesinnungen lebendig fortwirken zu lassen.

Freilich, Sonderbares mußte hier zusammentreffen! Es war in den Sternen geschrieben (ich bediene mich dieses tropischen Ausdrucks für eins der Ereignisse, wofür kein Wort zu finden ist) daß mein Sohn, an dem ich soviel Freude, Sorge und Hoffnung erlebt, auf seiner parabolischen Bahn durch Italien ehe er sein Ziel in der Nähe der Pyramide des Cestius erreichte, soviel theilnehmende Freunde fand, und auch dort erwarb um seinem Vater für alle liebevolle Mühe, treue Sorgfalt und bedeutende Aufopferungen, unter einem eigenen Zusammenwirken so mancher von einander unabhängiger Ereignisse, das würdigste Denkmal zu gewinnen. Ich weiß recht wohl, daß wir Ihrem Einfluß dieses Gute schuldig sind, und erkenne nicht allein, wie immer, Ihre rastlose zweckmäßige Thätigkeit, sondern auch zugleich das Beharren in dem Wohlwollen gegen die, denen Sie eine gründliche Neigung gewidmet haben . . .

. . . Wie sehr es sich auch von selbst versteht, so darf ich doch nicht unausgesprochen lassen, ja ich muß wiederholen, daß es mir ein durchdringend würdiges Gefühl in meinen hohen Jahren giebt, jüngere Heranwirkende zu sehen, die nicht allein was ich bisher allenfalls geleistet billigen, sondern zugleich empfinden, daß der Weg, auf dem ich unverrückt gewandelt auch derjenige sei, auf welchem sie prosperieren. Ich war stets aufmerksam auf diejenigen Punkte der Weltkunst und Kulturgeschichte, wo ich mich immer mehr vergewissern konnte, hier sei eine hohe wahre menschliche Bildung zu gewinnen . . .

Sollte Herr Walter Scott noch in Ihrer Nähe sein, so versichern Sie demselben, daß er sich bei uns durchaus einheimisch finden werde, und nicht nur als Verfasser so vieler und bedeutender Werke, sondern zugleich als ein Wohl- und Edeldenkender, der allgemeinen Ausbildung sich widmend. Und ich für meine Person darf wohl sagen, daß diese durchgängige Anerkennung bei mir durch eine gewisse Zärtlichkeit einer vieljährigen Verwandtschaft noch erhöht wird.

Meine gute Tochter, die ihr freundliches Andenken zum besten erwidert, wünscht, wenn es Gelegenheit giebt, der unverheirateten Tochter des Sir Walter Scott, die, wie man sagt, ihren Herrn Vater begleitet, bestens empfohlen zu sein und versichert von ihrer Seite den lebhaften Empfang . . . J. W. v. Goethe.

1855.

An Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es

eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mislingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, sodaß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über 60 Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, sodaß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig

nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wol wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

Ganz ohne Frage würd' es mir unendliche Freude machen, meinen werthen, durchaus dankbar anerkannten, weitvertheilten Freunden auch bey Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzutheilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich zu absurd und confus, daß ich mich überzeuge meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigenthümlichkeiten zu cohibiren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen. G.

* * *

Dieser letzte Brief Goethes, diktiert am Morgen des Tages seiner tödlichen Erkrankung, ist zuerst abgedruckt im Schlußheft von „Kunst und Altertum", VI, 622 ff., dann in Bratraneck's Ausgabe von Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt (1876). Beidemal aber ist der Schlußabsatz des Briefes, dieses wichtige, aufschlußreiche letzte Bekenntnis Goethes, fortgeblieben; nach dem im Goethe-Archiv befindlichen Original hat Pniower in seinem vortrefflichen Faustbuch (1899) dieses Finale mitgeteilt.

Am 22. März, um halb zwölf mittags, ist Goethe im Alter von 82 Jahren und sieben Monaten in seinem Lehnstuhl entschlafen. Es währte lange — berichtet sein Arzt Dr. Vogel — ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entrissen sei.

Register.

I. Nummern der Briefe an:

d'Alton 1692a.

Bendavid, L., 1777.
Benecke, G., 1700, 1705.
Bernstorff, Auguste v., 1614.
Beulwitz, F. A. v., 1760.
Boisserée 1612, 1629, 1670, 1681, 1682, 1697, 1712, 1714, 1716, 1734, 1757, 1809, 1831, 1841, 1848.
Brühl, Graf, 1663.
Borchardt, N., 1750, 1843.

Carl August, Großherzog, 1630.
Carlyle 1657, 1729, 1748, 1755, 1803, 1815.
Carus, 1692a.
Chasseport, Gräfin v., 1771, 1804.
Chézy, A. L. de, 1816.
Cotta, 1646, 1717, 1766, 1768.
Cuvier, Baronesse v., 1708.

Danz, J., 1704.
David, P. J., 1801.
Deutsche Bundes-Versammlung 1662.

Eckermann 1622.
Eißl, Therese v., 1751.

Fritsch, Freiherr v., 1694.

Georg, Großherzog v. Mecklenburg-Strelitz 1765.
Geselliger Kreis Nonnenwerth 1693.
Gesellschaft für in- und ausländische Literatur in Berlin 1795.
Goethe, August v., 1808.
Goethe, Ottilie v., 1637, 1652, 1756.
Göttling, K. W., 1699.
Götze, J., 1758.

Hegel 1643, 1720.
Henning, L. D. v., 1836.
Hermann, G., 1846, 1855.
Humboldt, A. v., 1636.
Humboldt, W. v., 1619, 1713, 1775, 1849.

Jacobi, Auguste, 1647.

Kestner, August, 1825, 1833, 1835.
Klinger 1653.
Knebel 1661, 1692, 1728, 1740, 1798.
Küstner, F. H., 1689.

Levetzow, Frau v., 1626, 1628, 1631, 1642, 1655, 1665, 1676, 1683, 1731, 1787, 1838.
Levetzow, Ulrike von, 1607/8, 1623, 1627.
Ludwig, König v. Bayern 1792.

Maria Paulowna, Großherzogin 1812.
Mendelssohn, Felix, 1678, 1842.
Mendelssohn, Lea, 1672.
Meyer, Ernst, 1778.
Meyer, J. H., 1679, 1829.

Müller, Kanzler Fr. v., 1666, 1667, 1753, 1763, 1791, 1807.
Müller, Joh., 1698, 1796.

Nees v. Esenbeck 1610, 1616, 1617, 1638, 1660.
Nicolovius, Alfred, 1736.
Niebuhr 1724.

Pückler-Muskau, Fürst 1850.
Philosophische Fakultät, Jena 1685.

Rauch 1737.
Reinhard, C. F. v., 1613, 1615, 1650, 1662, 1690, 1701, 1709, 1719, 1723, 1746, 1781, 1840.
Riemer 1635, 1651, 1668.
Rochlitz 1645.

Savigny 1845.
Schelling 1739.
Schlegel, A. v., 1659.
Schopenhauer, Adele, 1741, 1788, 1799, 1827, 1845.
Schubarth 1779.
Schultz, Staatsrat, 1618, 1620, 1625, 1633, 1639, 1644, 1674, 1688, 1770, 1782.
Scott, Walter, 1715.
Senat der Universität Jena 1684.
Soret, Fr., 1762, 1813.
Stapfer 1725.
Stein, Charlotte v., 1707.
Sternberg, Graf, 1710, 1754, 1783.
Stieler 1772, 1785.

Tieck, L., 1632, 1789.

Varnhagen v. Ense, 1720, 1805, 1814.

Weygandsche Buchhandl., 1654.
Willemer, Marianne v., 1644, 1677, 1744, 1820, 1821, 1824, 1851, 1853.
Wolzogen, Caroline v., 1641, 1790.

Zahn, Wilh., 1830, 1854.
Zauper 1611.
Zelter 1609, 1621, 1624, 1634, 1640, 1648, 1652a, 1656, 1658, 1669, 1671, 1675, 1680, 1686, 1691, 1695—1696, 1702—1703, 1706, 1711, 1718, 1721—1722, 1726—1727, 1730, 1732—1733, 1735, 1738, 1742—1743, 1745, 1747, 1749, 1752, 1759, 1761, 1764, 1767. 1769, 1773, 1774, 1776, 1780, 1784, 1786, 1793, 1794, 1797, 1800, 1802, 1806, 1810—1811, 1817—1819, 1822 bis 1823, 1826, 1828, 1832, 1834, 1837, 1839, 1844, 1847, 1852.

2. Nummern der Briefe aus:

Dornburg, Schloß, 1758—1766.
Eger 1623—1627.
Ilmenau 1838.
Marienbad 1620—22.
Weimar 1607—19, 1628—1757, 1767—1837, 1839—1855.

3. Goethes Schriften.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Annalen (Tag- und Jahreshefte) 64, 69, 102.

Benvenuto Cellini 248.

Briefwechsel Schiller-Goethe 20, 48, 51, 57, 69, 74, 79, 85, 98, 101, 156, 162, 167, 200, 243, 247, 256, 274, 275, 276 ff., 282, 289, 317, 329.

Briefwechsel mit Zelter 101 f., 110, 120, 148, 155, 170, 323, 329.

Campagne in Frankreich 69.

Dichtung u. Wahrheit 290 f., 323.

Elegien 249.

Farbenlehre 190, 251, 257 f., 259, 261, 264, 317, 339, 360.

Faust 94, 144, 154, 156, 162, 164, 174, 177, 204, 207, 209, 214, 217, 235, 267, 304, 320, 329, 335, 354—357, 365—366.
—, „Helena", 94, 144, 154, 156 f., 162, 177, 199, 207, 214, 217, 235, 329.
—, „Walpurgisnacht" 304, 345.

Gedichte:
An Werther 59, 63.
Bei Betrachtung von Schillers Schädel 161, 197.
Chinesisch-deutsche Tag- und Jahreszeiten 197.
Des Menschen Tage sind verflossen 149.
Die Jagd 157.
Elegie, Marienbader 30 f., 49, 294.
Elegie, Siebente Römische 336.
Geheimnisse 255.
Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden 61.
Paria 47, 74.
Trilogie der Leidenschaften 30, 59, 79.
Ueber allen Gipfeln ist Ruh' 342.
Weltseele 143.
Vor die Augen meiner Lieben 362.
Zauberlehrling 216, 293.

Hermann und Dorothea 22.

Iphigenie 167.

Kunst und Altertum 3, 24, 38, 40, 44, 46, 47, 57, 98, 164, 167, 208.

Metamorphose der Pflanzen 218, 245, 265.

Natur 217.
Novelle 197.

Paläophron und Neoterpe 18.
Phaeton 144.

Rezensionen 305.

Schriften. Ausgabe letzter Hand 4, 48, 89, 95, 97, 101, 107, 110 f., 112, 122, 124 f., 164, 167, 256, 270, 273, 275, 279, 301, 305, 310.

Tasso 167, 248.

Unterhaltungen der Ausgewanderten 248.

Wahlverwandtschaften 204.
Werthers Leiden 62 f., 76, 248.
Wilhelm Meisters Lehrjahre 248.
Wilhelm Meisters Wanderjahre 177, 191, 197, 245, 247, 253, 256, 264.

Xenien 249.

Zur Morphologie 38, 98.

4. Personen- und Sachregister.

Adrian, Prof., 18.
d'Alton 286.
Angely, L., 127.
Anglomanen 203.
Aristoteles 170.
Arnim, Bettina v., 67 f.

Bach, Seb., 187.
Bayern, König Ludwig von 161, 189, 193, 198, 223.
Beer, Michael 47.
Begas, Karl 56, 83, 84, 182 f., 187, 202.
Béranger 316.
Berliner 126.
Bernstorff, Auguste v. 10 ff.
Beyme, v. 299 f.
Bibel 216.
Bourrienne 278.
Bowring, J., 213.
Brösigke, v., 25, 35.
Bundestag, Deutscher 95, 99, 112.
Bürger, G. Aug., 42 ff., 316 f.
Byron, 5, 109, 140, 146, 159 f., 171, 270.

Carlyle 191.
Carus, 219, 286.
Cestius, Pyramide des 327, 339.
Cotta 48, 57, 112, 114.
Coudray 98, 161.
Cousin, 281.
Cuvier 148, 150, 151.

Dalberg 175.
David, J. P., 272.
Delacroix, 162, 165.
Diderot 40.
Dupin 190.

Eckermann, 18, 19, 48, 53, 54, 61, 64, 71, 72, 119, 222, 306 f., 320, 324.
Egloffstein, Gräfin C., 75.
Ehrenzeichen 252.
England 209.
Engländer in Weimar 203.
Epimenides 152.
Euripides 74.

Fischer, B. G. 22.
Fouqué 191.
Franklin 257.
Frankreich 209.
Französische Literatur 99, 262, 337 f.
Fries, Prof. 170.
Fritsch, Gräfin C. 198.
Fritsch, Herr v. 238.
Frommann, Alwine 318.

Gellert 211.
Gentz 91.
Germar, v. 128.
Glover 75.
Goethes Mutter 49, 244.
Goethes Sohn August 7 f., 112, 113, 125, 306 f., 318 ff., 323, 326 ff., 330, 362.
—, dessen Gattin Ottilie 50, 54, 56, 61, 70, 125, 171, 193, 202, 208, 210, 317, 318 ff., 323, 326 ff., 329, 364.
— —, deren Söhne Walter und Wolfgang 14, 125, 343.
— —, Tochter Alma 202, 210.
Goethes Jubiläum 116 ff.
Goethes Krankheiten 7 f., 41 f., 81, 320 f., 324.
Goldsmith 287.
Griesebach, Prof. 117.
Grillparzer 153.
Guizot 281.

Hardenberg (Novalis) 349.
Hegel 197, 201.
Hensel, Maler 27.
Heygendorf, Frau v. (Caroline Jagemann) 268.
Hirt, Prof. 263.
Holtei 210.
Homer 74.
Hoock 201.

Hugo, Victor 262, 337.
Humboldt, W. v. 39, 51, 310, 315.
Hummel 27, 28.
Hypfistarier 334.

Jacobi, Max 219.
Iffland 55.
Ilmenau 342, 343.
Immermann 17, 54.
John 30.
Islam 346.

Kalb, Charl. v. 298.
Klebelsberg, Graf 35.
Klopstock 270.
Köchy 75.
Koran 181.
Kotzebue 55, 350.
Krüger, Schauspieler 167, 168.

Laroche, Schauspieler 182.
Lawrence 203.
Leipzig 123.
Levetzow, Ulrike v. 1 ff., 28, 30 ff., 106, 115, 116, 185, 271.
—, Frau u. Töchter v., 23, 25, 32 f., 185.
—, Briefe der Familie L. 77, 105, 115, 183 f.
Leu, Graf St. 106.
Luther 181.

Manzoni 167.
Mathisson 143.
Mendelssohn, Felix (M.-Bartholdy) 55, 101 f., 183.
Menzel, Wolfgang 239.
Merlin 324.
Metternich 91.
Meyer, J. H. 20, 41, 66, 103.
Milder, Sängerin 26, 31, 315.
Milton 270.
Moir, G. 221.
Molière 235.
Moskau 214.
Müller, F. v. (Kanzler) 161, 236, 318.
Münch-Bellinghausen, Freih. 91.
Musäus 191.
Musik 188.

Näke, Prof. 5.
Napoleon 203, 205, 209 f., 263, 278.
Naturforscher 243, 266.
Naturwissenschaft 129, 285 f., 331.
Neureuther, Maler 310.
Nicolovius 119.
Niebuhr 330, 331, 350 f.

Oehlenschläger 242.

Parthey, Lili 26.
Paganini 280.
Pompeji 333, 362.
Poussin 83.
Preußen, Kronprinz Friedrich Wilhelm von 163.
—, Prinz Wilhelm von 163, 191, 275, 309.
—, Prinz Karl von 163, 191, 275.

Rauch 67, 96, 267.
Reinhard, Graf 59, 193, 197.
Riemer 41, 148, 157, 353, 366.
Riese 107, 206.
Rietschel 267.
Robinson, H. C. 269.
Rossini 82.
Rußland, Kaiser Alexander von 122, 126, 129.

Sachsen-Weimar.
—, Anna Amalia von 217.
—, Carl August, Großherzog von 21, 22, 37, 58, 95, 114, 115, 161, 168, 189, 222 f., 224, 227 ff., 250, 271.
—, Luise, Großherzogin von 224.
—, Carl Friedrich, Großherzog von 235.
—, Maria Paulowna, Großherzogin von 235, 297.
— —, ihre Töchter Augusta 224, 303.
— —, Marie 163, 191.
— —, ihr Sohn Alexander 224.
Sakuntala 312 f.
Schiller 20, 65, 101, 158, 161, 165, 178, 192, 197, 221, 242, 277 ff., 311, 317, 349.

Schiller, Sohn Ernst 161.
Schlegel, A. W. v. 188, 235, 348 f.
—, Fr. v. 348 f., 350.
Schubarth 18.
Schultz, Staatsrat 39.
Scott, Walter 203, 205, 209 f., 364.
Selbstbiographie 139.
Selbstigkeitslust, deutsche 190.
Shakespeare, 65, 74, 127, 133, 221.
Shukowsky 214.
Singakademie, Berliner 95.
Spieker 148.
Stadelmann 23, 30.
Stapfer, A., 147, 162.
Sternberg, Graf C., 192.
Stieler 225.
Stolberg, Gebrüder v, 11 ff.
Struve 134.
Szymanowska, Frau v., 26, 31, 39, 51.

Taufkirchen, Graf 33.
Theater, Weimarer 93, 95, 96, 107, 109, 254.
Theaterwesen 87.
Thorwaldsen 328, 339.
Tieck, Ludwig 17, 191.
Trzibitz, 36, 59.

Villemain, 281,
Vogel, Dr., 223, 318, 320.
Varnhagen, Rahel v., 72.

Weltliteratur 216, 220.
Welsh, Miß 81.
Weyland, Prof., 147.
Wieland 212.
Wolzogen, Caroline v., 274.

Yorik (L. Sterne) 287.

Zauper 18.
Zeitschriften:
Allg. Literatur-Ztg. (Neue) 84.
Allg. Literatur-Ztg. (Hallesche) 299.
Chaos 275.
Haude- u. Spenersche Ztg., 56, 133 f.
Edinburgh, Review 75.
Le Globe 141, 148, 151, 281.
Horen 20, 65, 248.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 165, 265, 340.
Merkur, Deutscher 43.
Revue française 281.
Le Temps 281.
Tiefurter Journal 217.

Zelter 39, 52, 108, 147, 155, 201, 318.
— Tochter Doris 147, 323.
— Sohn Georg 166.
Zwischenknochen 218.

5. Literatur.

Goethes Tagebücher. Sophienausgabe, Weimar.
Goethe-Jahrbuch. 26 Bde. Herausgeber L. Geiger, Frankfurt.
Goethe-Briefe. Herausgeber F. Strehlke. 3 Bde. Berlin 1884.
Goethes Briefe. Herausgeber Döring. Leipzig 1837.
Goethes Briefe an G. F. Benecke („Im neuen Reich", hrsg. v. A. Dove, Jahrg. 1875, Leipz.).
Sulpiz Boisserées Briefwechsel mit Goethe. Stuttg. 1862.
Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Bd. II. Weimar 1863.
Goethes und Carlyles Briefwechsel. Berlin 1887.
Briefe von und an Hegel. Leipzig 1887 (auch „Vermischte Schriften", Bd. II).

Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt. Herausgeber Bratraneck. Leipzig 1876.
Briefwechsel zwischen Auguſt Keſtner und ſeiner Schweſter Charlotte. Herausgeber H. Keſtner-Köchlin. Straßburg 1904.
Briefwechsel zwiſchen Goethe und Knebel. Bd. II. Leipzig 1851.
Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Herausgeber Jahn. Leipzig 1867.
Goethe und Maria Paulowna. Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernſt von Sachſen. Weimar 1898.
Aus Briefen Goethes an Alfred Nicolovius. Ohne O. und J. (Bonn 1879).
Goethe und Oeſterreich. Briefe mit Erläuterungen. Herausgeber Auguſt Sauer. 2 Bde. Weimar 1902/4. (Bd. 17 und 18 der Schriften der Goethe-Geſellſchaft.)
Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen von Karl Eggers. Berlin 1889.
Briefwechsel zwiſchen Goethe und Karl Fr. Graf v. Reinhard. Stuttgart 1850.
Riemer, Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841. Briefe von und an Goethe. Herausgeber Riemer. Berlin 1846.
Goethes Briefwechsel mit Fr. Rochlitz. Herausgeber W. v. Biedermann. Leipzig 1867.
Goethe und die Romantik. Briefe mit Erlänterungen. Herausgeber Schüddekopf und Walzel. 2 Bde. Weimar 1898/99. (Bd. 13 und 14 der Schriften der Goethe-Geſellſchaft.)
Briefe Goethes an K. E. Schubarth. Herausgeber Hettner (Deutſche Rundſchau, 1875).
Briefwechsel zwiſchen Goethe und Staatsrat Schultz. Herausgeber Düntzer. Leipzig 1853.
Goethes Briefe an Soret. Herausgeber Herm. Uhde. Stuttgart 1877.
Briefwechsel zwiſchen Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg. Herausgeber A. Sauer. Prag 1902.
Goethes Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg. 2. Aufl. Herausgeber W. Arndt. Leipzig 1881.
Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt. Herausgeber Otto Jahn. Leipzig 1868.
Briefwechsel zwiſchen Goethe und Marianne v. Willemer. Herausgeber Creizenach. 2. Aufl. Stuttgart 1878.
Briefwechsel zwiſchen Goethe und Zelter. Herausgeber Riemer. Berlin 1833/34. — Neuausgabe L. Geiger (Leipzig, Reclam).
Goethes naturwiſſenſchaftliche Korreſpondenz. Herausgeber Bratraneck. 2 Bde. Leipzig 1874.
Goethe in amtlichen Verhältniſſen. Aus den Akten uſw. von C. Vogel. Jena 1834.
Joh. Val. Teichmanns literariſcher Nachlaß. Herausgeber Fr. Dingelſtedt. (Briefe an Graf Brühl.)
Pniower, Goethes Fauſt. Berlin 1899.

Goethe-Briefe.

Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von
Philipp Stein.

Vollständig in 8 Bänden, jeder über 20 Bogen stark.

Band I: **„Der junge Goethe“** (1764—1775)
mit Goethes Jugendbildnis und der Handschrift seines ersten erhaltenen Briefes.

Band II: **„Weimarer Sturm und Drang“** (1776—1783)
mit dem Bildnis Goethes aus dem Jahre 1776, nach dem Gemälde von G. M. Kraus gestochen von Chodowiecki.

Band III: **„Weimar und Italien“** (1784—1792)
mit Goethes Bildnis aus dem Jahre 1786, nach dem Gemälde von J. W. Tischbein.

Band IV: **„Weimar und Jena“** (1793—1800)
mit dem Bildnis der Christiane Vulpius, nach der Kreidezeichnung von F. Bury.

Band V: **„Im neuen Jahrhundert“** (1801—1807)
mit dem Bildnis Goethes aus dem Jahre 1801, nach der Kreidezeichnung von F. Bury.

Band VI: **„Dichtung und Wahrheit“** (1808—1814)
mit einem Bildnis Goethes nach dem Gemälde von G. v. Kügelgen.

Band VII: **„Der alte Goethe“** (1815—1822)
mit einem Bildnis Goethes nach der Büste von Rauch.

Band VIII: **„Ausklang“** (1823—1832)
mit einem Bildnis Goethes nach einer Zeichnung von Schwerdtgeburth.

□ □ □ □ □ **Jeder Band ist einzeln käuflich.** □ □ □ □ □

Preis des Bandes broschiert	Mk.	3.—
in elegantem Leinwandbande . .	„	4.—
im Liebhaberhalbfranzbande . .	„	5.—
Im Geschenk-Karton: 8 Leinwandbände	„	32.—
8 Liebhaberbände	„	40.—

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Eduard Mörikes Briefe

Herausgegeben von **Professor Dr. Karl Fischer** und **Dr. Rudolf Krauss**

Zwei Bände, jeder ca. 22 Bogen stark
mit Porträt Eduard Mörikes und Faksimile seiner Handschrift.

Erster Band: 1816—1840. Bearbeitet von Dr. Rudolf Krauß.
Zweiter Band: 1841—1874. Bearbeitet von Prof. Dr. Karl Fischer.

Preis jedes Bandes brosch. . . . . M. 4,—.
In eleg. Leinwandband mit Schutzkarton M. 5,—.

Urteile der Presse:

„Allgemeine Zeitung-München“. . . . So läßt uns dieser erste Band der gesammelten Mörike-Briefe nach jeder Richtung hin nicht los. Er wird sicherlich ein teures Besitztum der gesamten Mörike-Gemeinde werden und gehört zu den Büchern, die einen Anspruch darauf haben, immer wieder gelesen zu werden.

„Neue Freie Presse-Wien“. . . . Es ist ein undefinierbarer Zauber, wie über den Poeten selbst, auch über seine Briefe ausgegossen, ein Zauber fortwährenden Wechsels zwischen Schwermut und Humor, und vor allem der Zauber einer Persönlichkeit, die ganz sie selbst und von allen übrigen verschieden ist. Ein leuchtendes Gestirn am Himmel deutscher Dichtung ist Mörike geworden und geblieben, dessen unvergänglicher Glanz sich auch in diesen Briefen herrlich reflektiert.

„Literarisches Zentralblatt-Leipzig“. . . . Ist der Inhalt der meisten Briefe leuchtendes Gold, so sind die herrlichen Briefe an Luise strahlende Perlen zu nennen; ein Schatz an deutscher Seelentiefe und Herzensgüte ist da gehoben worden.

„Hamburger Fremdenblatt“. . . . Für Mörikes Freunde — und davon bin ich überzeugt, jeder Leser wird zu seinem Freunde — werden die Briefe einen wahren Zauber ausstrahlen. Wo er sie aufschlägt, wird er nicht nur menschlich liebenswürdiges, sondern auch für die Luft an seinen Dichtungen Vertiefendes finden.

„Schlesische Zeitung“. . . . Auch rein literarisch sind diese Briefe fast auf jeder Seite von höchstem Reiz. Die wundervolle Mischung von Süßigkeit und gesunder Derbheit, die aber nie die keuschen Schranken überspringt, entzückt uns nahezu in jedem der über hundertfünfzig Briefe dieses ersten Bandes.

„Hamburger Nachrichten“. . . . So darf man wahrhaft diese Briefe des schwäbischen Poeten vor vielen andern als solche rühmen, die Heim und Herz jedes Gebildeten erreichen sollten.

Verlag von Otto Elsner, Berlin S. 42.

Eine neue Faust-Erklärung

von Dr. **Hermann Türck**

Vierte, unveränd. Aufl. 158 Seit., gr. 8°. Preis brosch. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Urteile:

Heinrich Hart in der „Täglichen Rundschau": „. . . eine ebenso anziehende wie tiefdringende Erklärung, die auf das gesamte Faustproblem ein wesentlich neues Licht wirft."

Karl Bleibtreu in der „Kritik": „. . . uns ist, als ob wir vorher mit Blindheit geschlagen gewesen wären."

Dr. Clemens Klein in der „Königsberger Hartungschen Zeitung": „. . . jetzt wird uns auch eine Lösung der verschlungensten Faust-Rätsel geboten, bei der es uns wie Schuppen von den Augen fällt."

Hamlet ein Genie

von Dr. **Hermann Türck**

Zweite, stark vermehrte Auflage. 220 Seiten, groß 8°. Preis brosch. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,50.

Urteile:

Dr. Fried. Jungklaus in „Bühne und Welt": „. . . Türcks Hamleterklärung kann zu dem Bedeutendsten gerechnet werden, was die neuere Aesthetik hervorgebracht hat."

Prof. Dr. Chr. Muff in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung": . . . „Die Betrachtung Hamlets ist ein Meisterstück . . . Man muß ohne weiteres zugeben, daß sich die Hamlet-Deutung Türcks neben denen von Goethe und Werder unbedenklich kann sehen lassen."

Dr. Clemens Klein in der „Königsberger Hartungschen Zeitung": „. . . seine Hamletforschung . . ., und wer sie sich mit Hingabe zu eigen gemacht hat, für den giebt es kein Hamlet-‚Problem' mehr."

Verbrechertypen in Shakespeares Dramen

von **Prof. Dr. Josef Kohler**

106 Seiten, groß 8°. Preis brosch. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,30.

Urteile:

„Berliner Tageblatt". Die Ausführungen und Betrachtungen Kohlers bieten dem Juristen wie Laien sehr viel Anregung und Belehrung. Schon der Gedanke, eine juristisch-ästhetische Untersuchung über die Verbrecher-Gestalten Shakespeares aus der Feder eines Rechtslehrers lesen zu können, hat etwas Anziehendes.

„Schwäbische Chronik" (Schwäbischer Merkur). Um das zusammenfassende Urteil vorweg zu nehmen: es ist eine ebenso scharfsinnige wie geistreiche Schrift, in der neben der trefflichen Lösung der kriminalistischen Aufgabe auch die psychologische Analyse zu ihrem vollen Rechte kommt, und die, wie sie dem Fachmanne eine Fülle von Anregungen bietet, auch für jeden gebildeten Laien leicht verständlich ist.

„Fossische Zeitung", Berlin. Es ist sehr interessant, der Darstellung zu folgen; der für die Nachtseiten des Lebens und der Charaktere geschulte Blick weist da öfter auf Erscheinungen, die sonst leicht der Beobachtung entgehen.

Aus Kultur und Leben

Gesammelte Essays von Prof. Dr. Josef Kohler.

240 Seiten 8°. Preis brosch. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—